D. V. S.

S
931
- 2 -

Stadtbibliothek
Augsburg

# Lese-Buch
## für das
# Frauenzimmer.

[Vers.: Fridr. Schmitt]

## Zweiter Theil.

Flensburg und Leipzig,
in der Kortenschen Buchhandlung.
1775.

STADTBIBLIOTHEK
AUGSBURG

# I.

# Prosaische Aufsätze.

# Inhalt.

1. Ueber das Frauenzimmer,
2. Gespräch über Klopstocks Messias.
3. Ueber die Schönheit.
4. Ueber die Moden.
5. Ueber den Geschmak.
6. Die Blattern. Ein Drama.
7. Traum vom Gerichte über das müßige Frauenzimmer.
8. Von der Weichlichkeit des Frauenzimmers.
9. Wie sich Frauenzimmer gegen eifersüchtige Männer zu verhalten haben.

Ueber

# Ueber das Frauenzimmer.

Derjenige, so zuerst das Frauenzimmer unter dem Namen des schönen Geschlechts begriffen hat, kann vielleicht etwas Schmeichelhaftes haben sagen wollen, aber er hat es besser getroffen, als er wol selbst geglaubt haben mag. Denn, ohne in Erwegung zu ziehen, daß ihre Gestalt überhaupt feiner, ihre Züge zärter und sanfter, ihre Miene im Ausdrukke der Freundlichkeit, des Scherzes und der Leutseligkeit bedeutender und einnehmender ist, als bei dem männlichen Geschlecht, ohne auch dasjenige zu vergessen, was man für die geheime Zauberkraft abrechnen muß, wodurch sie unsere Leidenschaft zum vortheilhaften Urtheile

für sie geneigt machen, so liegen vornemlich in dem Gemüthscharakter dieses Geschlechts eigenthümliche Züge, die es von dem unseren deutlich unterscheiden, und die darauf hauptsächlich hinauslaufen, sie durch das Merkmal des Schönen kenntlich zu machen. Anderer Seits könnten wir auf die Benennung des edlen Geschlechts Anspruch machen, wenn es nicht auch von einer edlen Gemüthsart erfordert würde, Ehrennamen abzulehnen, und sie lieber zu ertheilen als zu empfangen. Hiedurch wird nun nicht verstanden, daß das Frauenzimmer edeler Eigenschaften ermangelte, oder das männliche Geschlecht der Schönheiten gänzlich entbehren müßte, vielmehr erwartet man, daß ein iedes Geschlecht beide vereinbare, doch so, daß von einem Frauenzimmer alle andere Vorzüge sich nur dazu vereinigen sollen, um den Charakter des Schönen zu erhöhen, welcher der eigentliche Beziehungspunkt ist, und dagegen unter den männlichen Eigenschaften das Erhabene als das Kennzeichen seiner Art deutlich hervorsteche. Hierauf müssen alle Urtheile von diesen zwei Gattungen, sowohl die rühmliche, als die des Tadels sich beziehen, alle Erziehung und Unterweisung muß dieses vor Augen haben, und alle Bemühung,

mühung, die sittliche Vollkommenheit des einen oder des andern zu befördern; wo man nicht den reizenden Unterschied unkenntlich machen will, den die Natur zwischen zwei Menschengattungen hat treffen wollen. Denn es ist hier nicht genug, sich vorzustellen, daß man Menschen vor sich habe, man muß zugleich nicht aus der Acht lassen, daß diese Menschen nicht von einerlei Art sein. Das Frauenzimmer hat ein angebornes stärkeres Gefühl für alles, was schön, zierlich und geschmükt ist. Schon in der Kindheit sind sie gerne gepuzt, und gefallen sich, wenn sie geziert sein. Sie sind reinlich und sehr zärtlich in Ansehung alles dessen, was Ekel verursacht. Sie lieben den Scherz, und können durch Kleinigkeiten, wenn sie nur munter und lachend sein, unterhalten werden. Sie haben sehr früh ein sittsames Wesen an sich, wissen sich einen feinen Anstand zu geben, und besizzen sich selbst; und dieses in einem Alter, wenn unsere wohlerzogene männliche Jugend noch unbändig, tölpisch und verlegen ist. Sie haben viel theilnehmende Empfindungen, Gutherzigkeit und Mitleiden, ziehen das Schöne dem Nüzlichen vor, und werden den Ueberfluß des Unterhalts gerne in Sparsamkeit

verwandeln, um den Aufwand auf das Schimmernde und den Puz zu unterstüzzen. Sie sind von sehr zärtlicher Empfindung in Ansehung der mindesten Beleidigung, und überaus fein, den geringsten Mangel der Aufmerksamkeit und Achtung gegen sie zu bemerken. Kurz, sie enthalten in der menschlichen Natur den Hauptgrund der Abstechung der schönen Eigenschaften mit den edelen, und verfeinern selbst das männliche Geschlecht.

Man wird mir hoffentlich die Herzählung der männlichen Eigenschaften, in so ferne sie jenen parallel sind, schenken, und sich befriedigen, beide nur in der Gegeneinanderhaltung zu betrachten. Das schöne Geschlecht hat eben sowohl Verstand als das männliche, nur es ist ein schöner Verstand, der unsrige soll ein tiefer Verstand sein; welches ein Ausdruk ist, der einerlei mit dem Erhabenen bedeutet.

Zur Schönheit aller Handlungen gehöret vornemlich, daß sie Leichtigkeit an sich zeigen, und ohne peinliche Bemühung scheinen vollzogen zu werden; dagegen Bestrebungen und überwundene Schwierigkeiten Bewunderung erregen, und zum Erhabenen gehören. Tiefes Nachsinnen und eine lange fortgesezte Betrachtung sind edel aber

schwer,

schwer, und schikken sich nicht wohl für eine Person, bei der die ungezwungenen Reize nichts anders als eine schöne Natur zeigen sollen. Mühsames Lernen oder peinliches Grübeln, wenn es gleich ein Frauenzimmer darin hoch bringen sollte, vertilgen die Vorzüge, die ihrem Geschlechte eigenthümlich sind, und können dieselbe wol um der Seltenheit willen zum Gegenstande einer kalten Bewunderung machen: aber sie werden zugleich die Reize schwächen, wodurch sie ihre grosse Gewalt über das andere Geschlecht ausüben. Ein Frauenzimmer, das den Kopf voll Griechisch hat, wie die Frau Dacier, oder über die Mechanik gründliche Streitigkeit führt, wie die Marquisinn von Chastelet, mag nur immerhin noch einen Bart dazu haben; denn dieser würde vielleicht die Miene des Tiefsinns noch kenntlicher ausdrükken, um welchen sie sich bewerben. Der schöne Verstand wählt zu seinen Gegenständen alles, was mit dem feineren Gefühl nahe verwandt ist, und überläßt abstrakte Spekulationen oder Kenntnisse, die nüzlich aber trokken sind, dem emsigen, gründlichen und tiefen Verstande. Das Frauenzimmer wird demnach keine Geometrie lernen, es wird vom Sazze des zureichenden Grundes oder den Mona-

den nur so viel wissen, als da nöthig ist, um das Salz in denen Spottgedichten zu vernehmen, welche die seichten Grübler unseres Geschlechts durchgezogen haben. Die Schönen können den Cartesius seine Wirbel immer drehen lassen, ohne sich darum zu bekümmern, wenn auch der artige Fontenelle ihnen unter den Wandelsternen Gesellschaft leisten wollte, und die Anziehung ihrer Reize verliert nichts von ihrer Gewalt, wenn sie gleich nichts von allen dem wissen, was Algarotti zu ihrem Besten von den Anziehungskräften der groben Materien nach dem Newton anzuzeichnen bemühet gewesen. Sie werden in der Geschichte sich nicht den Kopf mit Schlachten, und in der Erdbeschreibung nicht mit Vestungen anfüllen; denn es schikket sich für sie eben so wenig, daß sie nach Schießpulver, als für die Mannspersonen, daß sie nach Biesam riechen sollen.

Es scheinet eine boshafte List der Mannspersonen zu sein, daß sie das schöne Geschlecht zu diesem verkehrten Geschmakke haben verleiten wollen. Denn wohl bewußt ihrer Schwäche in Ansehung der natürlichen Reize desselben, und daß ein einziger schalkhafter Blik sie mehr in Verwirrung sezze, als die schwerste Schulfrage, sehen sie

sich,

sich, sobald das Frauenzimmer in diesen Geschmak einschlägt, in einer entschiedenen Ueberlegenheit, und sind in dem Vortheile, den sie sonst schwerlich haben würden, mit einer großmüthigen Nachsicht den Schwächen ihrer Eitelkeit aufzuhelfen. Der Inhalt der grossen Wissenschaft des Frauenzimmers ist vielmehr der Mensch, und unter den Menschen der Mann. Ihre Weltweisheit ist nicht Vernünfteln, sondern Empfinden. Bei der Gelegenheit, die man ihnen geben will, ihre schöne Natur auszubilden, muß man dieses Verhältniß iederzeit vor Augen haben. Man wird ihr gesammtes moralisches Gefühl und nicht ihr Gedächtniß zu erweitern suchen, und zwar nicht durch allgemeine Regeln, sondern durch einiges Urtheil über das Betragen, welches sie um sich sehen. Die Beispiele, die man aus andern Zeiten entlehnet, um den Einfluß einzusehen, den das schöne Geschlecht in die Weltgeschäfte gehabt hat, die mancherlei Verhältnisse, darin es in andern Zeitaltern oder in fremden Landen gegen das männliche gestanden, der Charakter beider, so ferne er sich hiedurch erläutern läßt, und der veränderliche Geschmak der Vergnügungen machen ihre ganze Geschichte und Geographie aus. Es ist schön,

daß

daß einem Frauenzimmer der Anblik einer Charte, die entweder den ganzen Erdkreis oder die vornehmsten Theile der Welt vorstellt, angenehm gemacht werde. Dieses geschiehet dadurch, daß man sie nur in der Absicht vorlegt, um die unterschiedlichen Charaktere der Völker, die sie bewohnen, die Verschiedenheiten ihres Geschmaks und sittlichen Gefühls, vornemlich in Ansehung der Wirkung, die diese auf die Geschlechterverhältnisse haben, dabei zu schildern, mit einigen leichten Erläuterungen aus der Verschiedenheit der Himmelsstriche, ihrer Freiheit oder Sklaverei. Es ist wenig daran gelegen, ob sie die besondern Abtheilungen dieser Länder, ihr Gewerbe, Macht und Beherrscher wissen oder nicht. Eben so werden sie von dem Weltgebäude nichts mehr zu kennen nöthig haben, als nöthig ist, den Anblik des Himmels an einem schönen Abende ihnen rührend zu machen, wenn sie einigermassen begriffen haben, daß noch mehr Welten, und daselbst noch mehr schöne Geschöpfe, anzutreffen sein. Gefühl für Schildereien von Ausdruk, und für die Tonkunst, nicht in so ferne sie Kunst, sondern Empfindung äussert; alles dieses verfeinert oder erhebt den Geschmak dieses Geschlechts, und hat iederzeit

einige

einige Verknüpfung mit sittlichen Regungen. Niemals ein kalter und spekulativer Unterricht; iederzeit Empfindungen, und zwar, die so nahe, wie möglich, bei ihrem Geschlechtsverhältnisse bleiben. Diese Unterweisung ist darum so selten, weil sie Talente, Erfahrenheit und ein Herz voll Gefühl erfordert, und ieder andere kann das Frauenzimmer sehr wohl entbehren, wie es denn auch ohne diese sich von selbst gemeiniglich sehr wohl ausbildet.

Die Tugend des Frauenzimmers ist eine schöne Tugend. Die des männlichen Geschlechts soll eine edle Tugend sein. Sie werden das Böse vermeiden, nicht weil es unrecht, sondern weil es häßlich ist, und tugendhafte Handlungen bedeuten bei ihnen solche, die sittlich schön sein. Nichts von Sollen, nichts von Müssen, nichts von Schuldigkeit. Das Frauenzimmer ist aller Befehle und alles mürrischen Zwanges unleidlich. Sie thun etwas nur darum, weil es ihnen so beliebt, und die Kunst besteht darin zu machen, daß ihnen nur dasjenige beliebe, was gut ist. Ich glaube schwerlich, daß das schöne Geschlecht der Grundsäzze fähig sei, und ich hoffe dadurch nicht zu beleidigen, denn diese sind auch äusserst selten

beim

beim männlichen. Davor aber hat die Vorsehung in ihrem Busen gütige und wohlwollende Empfindungen, ein feines Gefühl für Anständigkeit und eine gefällige Seele gegeben. Man fodere ja nicht Aufopferungen und großmüthigen Selbstzwang. Ein Mann muß es seiner Frauen niemals sagen, wenn er einen Theil seines Vermögens um einen Freund in Gefahr sezze. Warum will er ihr Gemüth mit einem wichtigen Geheimnisse belästigen, dessen Aufbewahrung ihm allein obliegt? Selbst viele von ihren Schwachheiten sind so zu reden schöne Fehler. Beleidigung oder Unglük bewegen ihre zarte Seele zur Wehmuth. Der Mann muß niemals andere als großmüthige Thränen weinen. Die, so er in Schmerzen oder über Glüksumstände vergießt, machen ihn verächtlich. Die Eitelkeit, die man dem schönen Geschlechte so vielfältig vorrükt, wofern sie ja an demselben ein Fehler ist, so ist sie nur ein schöner Fehler. Denn zu geschweigen, daß die Mannspersonen, die dem Frauenzimmer so gerne schmeicheln, übel daran sein würden, wenn dieses nicht geneigt wäre, es wohl aufzunehmen; so beleben sie dadurch wirklich ihre Reize. Diese Neigung ist ein Antrieb, Annehmlich-

keiten

keiten und guten Anstand zu zeigen, ihren munteren Wiz spielen zu lassen, imgleichen durch die veränderlichen Erfindungen des Puzzes zu schimmern und ihre Schönheit zu erhöhen. Hierin ist nun sogar nichts Beleidigendes vor andere, sondern vielmehr, wenn es mit gutem Geschmakke gemacht wird, so viel Artiges, daß es sehr ungezogen ist, dagegen mit mürrischem Tadel loszuziehen. Ein Frauenzimmer, das hierin gar zu flatterhaft und gaukelnd ist, heißt eine Närrinn; welcher Ausdruk gleichwol keine so harte Bedeutung hat, als mit veränderter Endsilbe beim Manne, sogar, daß, wenn man sich unter einander versteht, es wol bisweilen eine vertrauliche Schmeichelei anzeigen kann. Wenn die Eitelkeit ein Fehler ist, der an einem Frauenzimmer sehr wohl Entschuldigung verdient, so ist das aufgeblasene Wesen an ihnen nicht allein, so wie an Menschen überhaupt, tadelhaft, sondern verunstaltet gänzlich ihren Geschlechtscharakter. Denn diese Eigenschaft ist überaus dumm und häßlich, und dem einnehmenden bescheidenen Reize gänzlich entgegen gesezt. Alsdenn ist eine solche Person in einer schlüpfrigen Stellung. Sie wird sich gefallen lassen, ohne alle Nachsicht und scharf

beur=

beurtheilt zu werden; denn wer auf Hochachtung pocht, fodert alles um sich zum Tadel auf. Eine iede Entdekkung auch des mindesten Fehlers macht iedermann eine wahre Freude, nur das Wort Närrinn verliert hier seine gemilderte Bedeutung. Man muß Eitelkeit und Aufgeblasenheit iederzeit unterscheiden. Die erstere sucht Beifall, und ehret gewissermassen diejenige, um deren willen sie sich die Bemühung giebt; die zweite glaubt sich schon in dem völligen Besizze desselben, und, indem sie keinen zu erwerben sich bestrebt, so gewinnet sie auch keinen. Wenn einige Ingredienzien von Eitelkeit ein Frauenzimmer in den Augen des männlichen Geschlechts gar nicht verunzieren, so dienen sie doch, ie sichtbarer sie sein, um desto mehr das schöne Geschlecht unter einander zu verneinigen. Sie beurtheilen einander alsdenn sehr scharf, weil eine der andern Reize zu verdunkeln scheinet, und es sind auch wirklich diejenigen, die noch starke Anmassungen auf Eroberungen machen, selten Freundinnen von einander im wahren Verstande. Denn Schönen ist nichts so sehr entgegen gesezt, als der Ekel, so wie nichts tiefer unter das Erhabene sinkt, als das Lächerliche. Daher kann einem Manne kein

Schimpf

Schimpf empfindlicher sein, als daß er ein Narr, und einem Frauenzimmer, daß sie ekelhaft genannt werde. Der englische Zuschauer hält dafür: daß einem Manne kein Vorwurf könne gemacht werden, der kränkender sei, als wenn er für einen Lügner, und einem Frauenzimmer keiner bitterer, als wenn sie für unkeusch gehalten wird. Ich will dieses, in so ferne es nach der Strenge der Moral beurtheilet wird, in seinem Werthe lassen. Allein hier ist die Frage nicht, was an sich selbst den grösten Tadel verdiene, sondern was wirklich am allerhärtesten empfunden werde. Und da frage ich einen ieden Leser, ob, wenn er sich in Gedanken auf diesen Fall sezt, er nicht meiner Meinung beistimmen müsse? Die Jungfer Ninon Lenklos machte nicht die mindesten Ansprüche auf die Ehre der Keuschheit, und gleichwol würde sie unerbittlich beleidiget worden sein, wenn einer ihrer Liebhaber sich in seinem Urtheile so weit sollte vergangen haben: und man weiß das grausame Schikfal des Monaldeschi, um eines beleidigenden Ausdruks willen von solcher Art, bei einer Fürstinn, die eben keine Lukretia hat vorstellen wollen. Es ist unausstehlich, daß man nicht einmal sollte Böses thun können, wenn man gleich

wollte, weil auch die Unterlassung desselben alsdenn iederzeit nur eine sehr zweideutige Tugend ist. Um von diesem Ekelhaften sich so weit als möglich zu entfernen, gehöret die Reinlichkeit, die zwar einem ieden Menschen wohl ansteht, bei dem schönen Geschlechte unter die Tugenden vom ersten Range, und kann schwerlich von demselben zu hoch getrieben werden, da sie gleichwol an einem Manne bisweilen zum Uebermasse steigt, und alsdenn läppisch wird. Die Schamhaftigkeit ist ein Geheimniß der Natur, sowohl einer Neigung Schranken zu sezzen, die sehr unbändig ist, und, indem sie den Ruf der Natur für sich hat, sich immer mit guten sittlichen Eigenschaften zu vertragen scheint, wenn sie gleich ausschweift. Sie ist demnach als ein Supplement der Grundsäzze höchst nöthig, denn es giebt keinen Fall, da die Neigung sogleich zum Sophisten wird, gefällige Grundsäzze zu erklügeln, als hier. Sie dient aber auch zugleich, um einen geheimnißvollen Vorhang selbst vor die geziemendsten und nöthigsten Zwekke der Natur zu ziehen, damit die gar zu geheime Bekanntschaft mit denselben nicht Ekel oder zum mindesten Gleichgültigkeit veranlasse, in Ansehung der Endabsichten eines Triebes, wor-

auf die feinsten und lebhaftesten Neigungen der menschlichen Natur gepfropft sind. Diese Eigenschaft ist dem schönen Geschlecht vorzüglich eigen, und ihm sehr anständig. Es ist auch eine plumpe und verächtliche Ungezogenheit, durch die Art pöbelhafter Scherze, welche man Zoten nennt, die zärtliche Sittsamkeit desselben in Verlegenheit oder Unwillen zu sezzen.

Die edlen Eigenschaften dieses Geschlechts, welche iedoch, wie wir schon angemerkt haben, niemals das Gefühl des Schönen unkenntlich machen müssen, kündigen sich durch nichts deutlicher und sicherer an, als durch die Bescheidenheit einer Art von edler Einfalt und Naivetät bei groſſen Vorzügen. Aus derselben leuchtet eine ruhige Wohlgewogenheit und Achtung gegen andere hervor, zugleich mit einem gewissen edlen Zutrauen auf sich selbst und einer billigen Selbstschäzzung verbunden, welche bei einer erhabenen Gemüthsart iederzeit anzutreffen ist. Indem diese feine Mischung zugleich durch Reize einnimmt, und durch Achtung rührt, so stellt sie alle übrige schimmernde Eigenschaften wider den Muthwillen des Tadels und der Spottsucht in Sicherheit. Personen von dieser Gemüthsart haben auch ein Herz

zur Freundschaft, welches an einem Frauenzimmer niemals kann hoch genug geschäzt werden, weil es so gar selten ist, und zugleich so überaus reizend sein muß.

Ein proportionirlicher Bau, regelmäßige Züge, Farben vom Auge und Gesicht, die zierlich abstechen, lauter Schönheiten, die auch an einem Blumenstrausse gefallen, und einen kalten Beifall erwerben. Das Gesicht selber sagt nichts, ob es gleich hübsch ist, und redet nicht zum Herzen. Was den Ausdruk der Züge, der Augen und der Miene anlangt, der moralisch ist, so geht er entweder auf das Gefühl des Erhabenen oder des Schönen. Ein Frauenzimmer, an welchem die Annehmlichkeiten, die ihrem Geschlecht geziemen, vornemlich den moralischen Ausdruk des Erhabenen hervorstechen lassen, heißt schön im eigentlichen Verstande: diejenige, deren moralische Zeichnung, so ferne sie in den Mienen oder Gesichtszügen sich kennbar macht, die Eigenschaften des Schönen ankündigt, ist annehmlich, und wenn sie es in einem höhern Grade ist, reizend. Die erstere läßt unter einer Miene von Gelassenheit und einem edlen Anstande den Schimmer eines schönen Verstandes aus bescheidenen Blikken her-

vor-

vorspielen, und, indem sich in ihrem Gesicht ein zärtlich Gefühl und wohlwollendes Herz abmahlt, so bemächtigt sie sich sowohl der Neigung als der Hochachtung eines männlichen Herzens. Die zweite zeiget Munterkeit und Wiz in lachenden Augen, etwas feinen Muthwillen, das Schäkerhafte der Scherze und schalkhafte Sprödigkeit. Sie reizt, wenn die erstere rührt, und das Gefühl der Liebe, dessen sie fähig ist, und welche sie andern einflößt, ist flatterhaft, aber schön, dagegen die Empfindung der erstern zärtlich, mit Achtung verbunden und beständig ist. Ich mag mich nicht in gar zu ausführliche Zergliederungen von dieser Art einlassen; denn in solchen Fällen scheint der Verfasser iederzeit seine eigene Neigung zu mahlen. Indessen berühre ich noch: daß der Geschmak, den viele Damen an einer gesunden aber blassen Farbe finden, sich hier verstehen lasse. Denn diese begleitet gemeiniglich eine Gemüthsart von mehr innerem Gefühl und zärtlicher Empfindung, welches zur Eigenschaft des Erhabenen gehöret, dagegen die rothe und blühende Farbe weniger von der erstern, allein mehr von der frölichen und muntern Gemüthsart ankündigt; es ist aber der Eitelkeit gemässer, zu rühren und zu fesseln, als

zu reizen und anzulokken. Es können dagegen Personen ohne alles moralische Gefühl, und ohne einigen Ausdruk, der auf Empfindungen deutete, sehr hübsch sein, allein sie werden weder rühren noch reizen, es sei denn einen sehr derben Geschmak, welcher sich bisweilen etwas verfeinert und dann nach seiner Art auch wählet. Es ist schlimm, daß dergleichen Geschöpfe leichtlich in den Fehler der Aufgeblasenheit verfallen, durch das Bewußtsein der schönen Figur, die ihnen ihr Spiegel zeigt, und aus einem Mangel feinerer Empfindungen; da sie dann alles gegen sich kaltsinnig machen, den Schmeichler ausgenommen, der auf Absichten ausgeht, und Ränke schmiedet. Man kann nach diesen Begriffen vielleicht etwas von der so verschiedenen Wirkung verstehen, die die Gestalt eben desselben Frauenzimmers auf den Geschmak der Männer thut. Dasjenige, was in diesem Eindrukke sich zu nahe auf den Geschlechtertrieb beziehet, und mit dem besondern wollüstigen Wahne, darin sich eines ieden Empfindung einkleidet, einstimmig sein mag, berühre ich nicht, weil es ausser dem Bezirke des feinen Geschmakkes ist; und es kann vielleicht richtig sein, was der Herr von Buffon vermuthet, daß diejenige

Gestalt,

Gestalt, die den ersten Eindruk macht, zu der Zeit, wenn dieser Trieb noch ist, und sich zu entwikkeln anfängt, das Urbild bleibe, worauf in der künftigen Zeit alle weibliche Bildungen mehr oder weniger einschlagen müssen, welche die phantastische Sehnsucht rege machen können, dadurch eine ziemlich grobe Neigung unter den verschiedenen Gegenständen eines Geschlechts zu wählen genöthigt wird. Was den etwas feineren Geschmak anlangt, so behaupte ich, daß diejenige Art von Schönheit, welche wir die hübsche Gestalt genannt haben, von allen Männern ziemlich gleichförmig beurtheilet werde, und daß darüber die Meinungen nicht so verschieden sein, wie man wol gemeiniglich dafür hält. Die Cirkassischen und Georgischen Mädchen sind von allen Europäern, die durch ihre Länder reisen, iederzeit für hübsch gehalten worden. Die Türken, Araber, die Perser, müssen wol mit diesem Geschmakke sehr einstimmig sein, weil sie sehr begierig sind, ihre Völkerschaft durch so feines Blut zu verschönern, und man merket auch an, daß dem Persischen Nace dieses wirklich gelungen ist. Die Kaufleute von Indostan ermangeln nicht, von einem boshaften Handel mit so schönen Geschöpfen grossen Vor-

theil zu ziehen, indem sie solche den lekkerhaften Reichen ihres Landes zuführen, und man siehet, daß, so sehr auch der Eigensinn des Geschmaks in diesen verschiedenen Weltgegenden abweichend sein mag, dennoch dasjenige, was einmal in einer derselben als vorzüglich hübsch erkannt wird, in allen übrigen auch davor gehalten werde. Wo aber sich in das Urtheil über die feine Gestalt dasjenige einmengt, was in den Zügen moralisch ist, so ist der Geschmak bei verschiedenen Mannspersonen iederzeit sehr verschieden, sowohl, nachdem ihr sittliches Gefühl selbst unterschieden ist, als auch nach der verschiedenen Bedeutung, die der Ausdruk des Gesichts in eines ieden Wahne haben mag. Man findet, daß diejenigen Bildungen, die beim ersten Anblikke nicht sonderliche Wirkung thun, weil sie nicht auf eine entschiedene Art hübsch sein, gemeiniglich, sobald sie bei näherer Bekanntschaft zu gefallen anfangen, auch weit mehr einnehmen, und sich beständig zu verschönern scheinen; dagegen das hübsche Ansehen, was sich auf einmal ankündigt, in der Folge mit grösserem Kaltsinn wahrgenommen wird, welches vermuthlich daher kömmt, daß moralische Reize, wo sie sichtbar werden, mehr fesseln, imgleichen, weil sie

sich

sich nur bei Gelegenheit sittlicher Empfindungen in Wirksamkeit sezzen, und sich gleichsam entdekken lassen, iede Entdekkung eines neuen Reizes aber immer noch mehr derselben vermuthen läßt, anstatt daß alle Annehmlichkeiten, die sich gar nicht verhelen, nachdem sie gleich anfangs ihre ganze Wirkung ausgeübt haben, in der Folge nichts weiter thun können, als den verliebten Vorwiz abzukühlen, und ihn allmählig zur Gleichgültigkeit zu bringen.

Wir können hiebei überhaupt bemerken, daß, so reizend auch die Eindrükke des zärtlichen Gefühls sein mögen, man doch Ursache habe, in der Verfeinigung desselben behutsam zu sein, woferne wir uns nicht durch übergrosse Reizbarkeit nur viel Unmuth und eine Quelle von Uebel erklügeln wollen. Ich möchte edleren Seelen wol vorschlagen, das Gefühl, in Ansehung derer Eigenschaften, die ihnen selbst zukommen, oder derer Handlungen, die sie selber thun, so sehr zu verfeinern, als sie können, dagegen in Ansehung dessen, was sie geniessen, oder von andern erwarten, den Geschmak in seiner Einfalt zu erhalten; wenn ich nur einsähe, wie dieses zu leisten möglich sei. In dem Falle aber, daß es angienge, würden sie

andere glüklich machen und auch selbst glüklich sein. Es ist niemals aus den Augen zu lassen, daß, in welcher Art es auch sei, man keine sehr hohe Ansprüche auf die Glükseligkeiten des Lebens und die Vollkommenheiten desselben machen müsse, denn derjenige, welcher iederzeit nur etwas Mittelmäßiges erwartet, hat den Vortheil, daß der Erfolg selten seine Hofnung widerlegt, dagegen bisweilen ihn auch wol unvermuthete Vollkommenheiten überraschen. Allen diesen Reizen drohet endlich das Alter, der grosse Verwüster der Schönheit, und es müssen, wenn es nach der natürlichen Ordnung gehen soll, allmählig die erhabenen und edlen Eigenschaften die Stelle der schönen einnehmen, um eine Person, so wie sie nachläßt liebenswürdig zu sein, immer einer grösfern Achtung werth zu machen. Meiner Meinung nach sollte in der schönen Einfalt, die durch ein verfeinertes Gefühl an allem, was reizend und edel ist, erhaben worden, die ganze Vollkommenheit des schönen Geschlechts in der Blüthe der Jahre bestehen.

Allmählig, so wie die Ansprüche auf Reizungen nachlassen, könnte das Lesen der Bücher und die Erweiterung der Einsicht unvermerkt die er-

ledigte

ledigte Stelle der Grazien durch die Musen ersezzen, und der Ehemann sollte der erste Lehrmeister sein. Gleichwol, wenn selbst die allem Frauenzimmer so schrekliche Epoche des Altwerdens herankömmt, so gehört es auch alsdenn noch immer zum schönen Geschlecht, und es verunzieret sich selbst, wenn es in einer Art von Verzweifelung, diesen Charakter länger zu erhalten, sich einer mürrischen und grämischen Laune überläßt. Eine bejahrte Person, welche mit einem sittsamen und freundlichen Wesen der Gesellschaft beiwohnt, auf eine muntere und vernünftige Art gesprächig ist, die Vergnügen der Jugend, daran sie selbst nicht Antheil nimmt, mit Anstand begünstigt, und, indem sie für alles sorgt, Zufriedenheit und Wohlgefallen an der Freude, die um ihr vorgeht, verräth, ist noch immer eine feinere Person, als ein Mann in gleichem Alter, und vielleicht noch liebenswürdiger als ein Mädchen, wiewol in einem andern Verstande; zwar möchte die Platonische Liebe wol etwas zu mystisch sein, welche ein alter Philosoph vorgab, wenn er von dem Gegenstande seiner Neigung sagte: Die Grazien residiren in ihren Runzeln, und meine Seele scheint auf meinen Lippen zu schweben, wenn ich ihren

welken

welken Mund küsse. Allein dergleichen Ansprüche müßten alsdenn auch aufgegeben werden. Ein alter Mann, der verliebt thut, ist ein Gek, und die ähnlichen Anmassungen des andern Geschlechts sind alsdenn ekelhaft. An der Natur liegt es niemals, wenn wir nicht mit einem guten Anstande erscheinen, sondern daran, daß man sie verkehren will. Damit ich meinen Text nicht aus den Augen verliere, so will ich noch einige Betrachtungen über den Einfluß anstellen, den ein Geschlecht auf andere haben kann, dessen Gefühl zu verschönern oder zu veredlen. Das Frauenzimmer hat ein vorzügliches Gefühl für das Schöne, so ferne es ihnen selbst zukommt; aber für das Edle, in so weit es am männlichen Geschlecht angetroffen wird. Der Mann dagegen hat ein entschiedenes Gefühl für das Edle, was zu seinen Eigenschaften gehört; für das Schöne aber, in so ferne es an dem Frauenzimmer anzutreffen ist. Daraus muß folgen, daß die Zwekke der Natur darauf gehen, den Mann durch die Geschlechterneigung noch mehr zu veredlen, und das Frauenzimmer durch eben dieselbe noch mehr zu verschönern. Ein Frauenzimmer ist darüber wenig verlegen, daß sie gewisse hohe

Ein=

Einsichten nicht besizt, daß sie furchtsam und zu wichtigen Geschäften nicht auferlegt ist, sie ist schön und nimmt ein, und das ist genug. Dagegen fordert sie alle diese Eigenschaften am Manne, und die Erhabenheit ihrer Seele zeigt sich nur darin, daß sie diese edlen Eigenschaften zu schäzzen weiß, so ferne sie bei ihm anzutreffen sein. Wie würde es sonsten wol möglich sein, daß so viel männliche Frazzengesichter, ob sie gleich Verdienste besizzen mögen, so artige und feine Frauen bekommen könnten. Dagegen ist der Mann viel delikater in Ansehung der schönen Reize des Frauenzimmers. Er ist durch die feine Gestalt desselben, die muntere Naivetät und die reizende Freundlichkeit genugsam schadlos gehalten wegen des Mangels an Büchergelehrsamkeit, und wegen anderer Mängel, die er durch seine eigene Talente ersezzen muß. Eitelkeit und Moden können wol diesen natürlichen Trieben eine falsche Richtung geben, und aus mancher Mannsperson einen süssen Herrn, aus dem Frauenzimmer aber eine Pedantin oder Amazone machen, allein die Natur sucht sie doch iederzeit zu ihrer Ordnung zurük zu führen. Man kann daraus urtheilen, welche mächtige Einflüsse die Geschlechterneigung vor-

vornemlich auf das männliche Geschlecht haben könnte, um es zu veredlen, wenn, anstatt vieler trokkenen Unterweisungen, das moralische Gefühl des Frauenzimmers zeitig entwikkelt würde, um dasjenige gehörig zu empfinden, was zu der Würde und den erhabenen Eigenschaften des andern Geschlechts gehöret, und dadurch vorbereitet würde, den läppischen Zieraffen mit Verachtung anzusehen, und sich keinen andern Eigenschaften als den Verdiensten zu ergeben. Es ist auch gewiß, daß die Gewalt ihrer Reize dadurch überhaupt gewinnen würde, denn es zeiget sich, daß die Bezauberung derselben mehrentheils nur auf edlere Seelen wirke, die andern sind nicht fein genug, sie zu empfinden. Eben so sagt der Dichter Simonides, als man ihm rieth, vor den Thessaliern seine schöne Gesänge hören zu lassen: Diese Kerl sind zu dumm dazu, als daß sie von einem solchen Manne, wie ich bin, könnten betrogen werden. Man hat es sonsten schon als eine Wirkung des Umganges mit dem schönen Geschlecht angesehen, daß die männlichen Sitten sanfter, ihr Betragen artiger und geschliffener, und ihr Anstand zierlicher geworden; allein dieses ist nur ein Vortheil in der Nebensache. Es liegt am meisten daran,

an, daß der Mann als Mann vollkommener werde, und die Frau als ein Weib, das ist, daß die Triebfedern der Geschlechterneigung dem Winke der Natur gemäß wirken, den einen noch mehr zu veredlen, und die Eigenschaften der andern zu verschönern. Wenn alles aufs äusserste kommt, so wird der Mann, dreist auf seine Verdienste, sagen können: Wenn ihr mich gleich nicht liebt, so will ich euch zwingen, mich hochzuachten; und das Frauenzimmer, sicher der Macht ihrer Reize, wird antworten: Wenn ihr uns gleich nicht innerlich hochschäzt, so zwingen wir euch doch, uns zu lieben. In Ermangelung solcher Grundsäzze siehet man Männer Weiblichkeiten annehmen, um zu gefallen, und Frauenzimmer bisweilen (wiewol viel seltner) einen männlichen Anstand künsteln, um Hochachtung einzuflössen; was man aber wider den Dank der Natur macht, das macht man iederzeit sehr schlecht. In dem ehelichen Leben soll das vereinigte Paar gleichsam eine einzige moralische Person ausmachen, welche durch den Verstand des Mannes und den Geschmak der Frauen belebt und regiert wird. Denn nicht allein, daß man jenem mehr auf Erfahrung gegründete Einsicht, dieser aber mehr Freiheit und Richtigkeit

tigkeit in der Empfindung zutrauen kann, so ist eine Gemüthsart, je erhabener sie ist, auch um desto geneigter, die grösste Absicht der Bemühungen in der Zufriedenheit eines geliebten Gegenstandes zu sezzen, und anderer Seits je schöner sie ist, desto mehr sucht sie durch Gefälligkeit diese Bemühung zu erwiedern. Es ist also in einem solchen Verhältnisse ein Vorzugsstreit läppisch, und, wo er sich eräugnet, das sicherste Merkmal eines plumpen oder ungleichgepaarten Geschmakkes. Wenn es dahin kommt, daß die Rede vom Rechte des Befehlshabers ist, so ist die Sache schon äusserst verderbt; denn wo die ganze Verbindung eigentlich nur auf Neigung errichtet ist, da ist sie schon halb zerrissen, sobald sich das Sollen anfängt hören zu lassen. Die Anmassung des Frauenzimmers in diesem harten Tone ist äusserst häßlich, und des Mannes im höchsten Grade unedel und verächtlich. Indessen bringt es die weise Ordnung der Dinge so mit sich: daß alle diese Feinigkeiten und Zärtlichkeiten der Empfindung nur im Anfange ihre ganze Stärke haben, in der Folge aber durch Gemeinschaft und häusliche Angelegenheit allmählig stumpfer werden, und dann in vertrauliche Liebe ausarten, wo endlich die

grosse Kunst darin besteht, noch genugsame Reste von jenen zu erhalten, damit Gleichgültigkeit und Ueberdruß nicht den ganzen Werth des Vergnügens aufheben, um dessentwillen es einzig und allein verlohnt hat, eine solche Verbindung einzugehen.

## Gespräch über Klopstocks Messias.

Mad. — Ein Mann, der sich ein Vergnügen macht, etwas zu bewundern, das nicht geschrieben ist, um verstanden zu werden, so ein Mann, — — man nenne ihn, wie man wolle, ich nenne ihn hypochondrisch.

Schöner Mund, wollt' ich mit Zittern ausrufen, ist es möglich, daß von englischen Lippen solche Gottschedische Worte fliessen können! — — als ich mich geschwind besann, daß es besser sein würde, nach dem Exempel unsers grossen Lehrers Sokrates, durch Nachgeben eine so wizzige Schöne zu überwinden.

Neben mir saß meine kleine Nichte am Rahmen, und stikte.

Liebes Christianchen, fieng ich an, mir deucht, Sie sind mit Ihrer Arbeit nicht recht zufrieden?

Sie sind ganz eifrig geworden: können diese sanften gallfreien Herzen auch in Feuer gerathen?

**Christianchen.** O gewiß, antwortete sie, das Blatt hier macht, daß ich alle Geduld verliere: schon seit einer Stunde verfehl ich die Natur, und noch mit keinem einzigen Stiche gelungen.

**Jernstrup.** Wenn das ist, so sind Sie mit einer sehr undankbaren Arbeit beschäftigt: denn ich glaube schwerlich, daß man Ihnen ein grosses Verdienst daraus machen würde, wenn Sie auch keinen einzigen Stich verfehlt hätten. Ich wenigstens würde die vollkommenste Stikkerei von der Welt sehr kaltsinnig aus der Hand legen.

**Christ.** Kein Wunder! Sie haben sich vermuthlich niemals die Mühe gegeben, die Vollkommenheit, deren eine Stikkerei fähig ist, zu untersuchen. Wenn Sie aber einige Aufmerksamkeit auf die Rundung, die freie Zeichnung, die Gleichheit des Stichs, auf die symmetrischen und abstechenden Schönheiten, auf die Simplicität der Figuren, auf ihre bescheidne Verzierung, auf die Schwierigkeiten, alles dieses mit der Nadel hervorzubringen, gewandt hätten: so würden Sie vielleicht weniger flüchtig darüber hinweg sehen. Und doch würden Sie noch immer einen sehr unvollstän-

vollständigen Begrif davon haben, so lange Sie nicht selbst Hand angelegt hätten: glauben Sie mir das auf mein Wort.

Jernstr. Wie? Sie wollen mir solche weitläuftige Untersuchungen zumuthen, um eine Stikkerei schön zu finden?

Christ. Warum nicht? Sobald es Schönheiten sind! Haben Sie nicht selbst gesagt, man müsse Schönheiten verglichen, über Schönheiten nachgedacht, und selbst Versuche angestellt haben, wenn man ein Urtheil darüber fällen wollte?

Jernstr. (halbleise) Loses Mädchen! Sie sagen da etwas, was Madame übel nehmen könnte. (laut) Ich wollte wetten, Madame, daß Sie ganz anderer Meinung sind, als Christianchen. Nicht?

Mad. Keinesweges! es geht darinnen, wie mit der Musik. Die feinsten Reizungen erfordern ein erfahrnes Ohr, und ein Unwissender wird lauter Mißtöne hören, wo der Kenner in Entzükken geräth. Freilich muß man Schönheiten verglichen und darüber nachgedacht haben, wenn man davon urtheilen will.

Jernstr. Das ist mir leid; denn auf die Art hat Klopstock schon halb und halb gewonnen, wenn so viel Umstände nöthig sind. Erinnern

Sie sich, Madame, was Sie kurz vorher sagten.

Mad. Ich erinnere mich dessen sehr wohl: der Fall ist aber verändert; denn wenn man schreibt, so muß man die Absicht haben, verstanden zu werden, sonst hat man umsonst geschrieben.

Jernstr. Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen widerspreche. Wozu denn die feinen Schönheiten der Stikkerei und der Musik, wenn man voraus weiß, daß nur wenige etwas davon verstehen? (ich stekte mich mit Vorsaz hinter eine kleine Zweideutigkeit, um desto geschwinder zum Zwekke zu kommen,) Wir können immer vermuthen, daß der Fehler vielleicht an uns selber liege, und daß hundert andere dasjenige höchstverständlich und schön finden, was uns lauter Chaos und Dunkelheit scheint. Sie werden mir einräumen, daß ein ieder Scribent in der Welt seine verhältnißmäßige Dunkelheit und Deutlichkeit habe, und Sie werden mir kein einziges Buch nennen können, was nicht für irgend eine Gattung von Menschen unverständlich sein sollte. Wie vielmehr müssen wir dieses also von solchen Werken behaupten, die ihre Züge aus einer ganz andern Reihe der Dinge hernehmen, als wir um uns her sehen, und eine

Phan=

Phantasie vorausſezzen, die ſich in eine iede Welt ſchikt.

Mad. Gewiß, Sie werden mir nicht zutrauen, daß ich von einer ſolchen Art der Deutlichkeit rede: ich müßte ja aus einem Dichter einen proſaiſchen Reimer machen, alle mahleriſche Ausdrükke, mythologiſche und hiſtoriſche Anſpielungen, kurz alle ſchöne Ideen aus der Dichtkunſt verbannen wollen. Nein, mein Herr, das iſt es nicht; ich will aber, daß man keine Dunkelheit affektiren, und wo man kann, eben ſo deutlich und verſtändlich ſchreiben ſoll, als Gellert. Denn wenn es auch ausgemacht wäre, daß dasjenige wirklich erhaben und groß iſt, was ich ungeheuer, dunkel und widerſinnig nenne; ſo wird mir doch niemand übel nehmen können, daß ich zu meinem Vergnügen — und zum Vergnügen iſt ja die Dichtkunſt beſtimmt — lieber etwas Faßliches, Leichtes und Angenehmes leſe, als etwas, das mir Kopfſchmerzen macht, wenn ich darüber nachdenken ſoll. Das heißt das Vergnügen ein wenig theuer erkaufen, wenn man ganz wohlfeil, ohne alle Koſten dazu gelangen könnte.

Jernſtr. Sie haben ſo mancherlei vortrefliche Einſichten, daß ich Ihnen nicht erſt erklären darf,

in wie viele Gattungen sich die Dichtkunst eintheilen läßt, und welche Sprache einer ieden davon zugehört. Die äsopische Fabel erlaubt sich gar keine Kühnheit im Ausdrukke, weil sie blos unterrichten will: die lyrische Poesie, die Tragödie, die Epopee nehmen die stärksten Farben an, die man ihnen nur geben will, denn sie sind für die Phantasie, die Empfindung und die Leidenschaften bestimmt, welche sich durch eine ganz andere Art des Ausdruks äussern, als der blosse Verstand — Auf Ihren zweiten Punkt läßt sich freilich nichts antworten. Herr Klopstock selbst ist bekanntermassen so galant, daß er Sie recht sehr bitten würde, ihn nicht zu lesen, sobald er Ihnen die geringste Beschwerde im Kopfe machte. Nur wäre noch die Frage: ob Sie bei einem ernsthaften Versuche nicht gerade das Gegentheil empfinden, und anstatt des erwarteten Verdrusses ein überaus lebhaftes und edles Vergnügen geniessen würden, ein Vergnügen, um welches hundert Damen Sie beneiden würden, wenn es nicht allzuwahr wäre, daß nur wenige Seelen desselben fähig sind, und der grösste Haufe den Mangel dieses Vergnügens ganz gleichgültig zu ertragen weiß, weil er es nie geschmekt hat. — Das Vergnügen

über-

überhaupt ist keine Sache, die sich durch Gründe erzwingen läßt; es kömmt vieles auf die Lage der Seelen an. Und Sie selbst, Madame, würden es ohne Zweifel für überflüßig halten, iemanden zur Lesung der Gellertschen Fabeln aufzumuntern, der sich ungeschikt fühlte, sie mit Vergnügen zu lesen. Wenn iemand mir sagt, daß er mehr Vergnügen an der Geschichte des Lanwills, als an der Geschichte des Grandisons, findet; so ziehe ich mich zurük, denn wozu würde mirs helfen, ihm etwas ins Ohr zu schreien, was er nicht hören kann. — Ich denke aber, ich falle Ihnen mit meinem Geschwäzze beschwerlich.

**Mad.** Glauben Sie ja nicht, daß ich Sie so fahren lasse. Wir sind noch lange nicht aus einander, und Sie müssen nicht erwarten, daß ich Ihnen schon gewonnen gebe. — Was sie bisher gesagt haben, beweist weiter nichts, als daß ich Gellert in diesem Fall nicht hätte anführen sollen: aber wie? wenn ich mich auf Voltairen berufe? Sie werden doch nicht leugnen, daß Voltaire ein Genie ist, der mit grossem Ruhm in dem Felde der Epopee gearbeitet hat, und daß er dem ohngeachtet selbst für uns Frauenzimmer ungemein verständlich ist.

Jernstr. Mit andern Worten, Madame, daß Voltaire, ungeachtet aller Anstrengung seines Genies, noch immer ein Franzose bleibt. Freilich, wenn blos die Franzosen den Streit entscheiden sollen, wenn weder die alten, noch die bessern neuern Dichter in Anspruch kommen dürfen, wenn auf den Unterschied der Sprachen, der Denkungsart, des Nationalcharakters gar nicht geachtet werden soll: so haben Sie Recht, und ich darf kein Wort mehr verlieren. Ich ersuche Sie nur um die Gefälligkeit, mir das einzuräumen, was die scharfsinnigsten Franzosen selbst gestehen, nemlich, daß ihre Sprache so unbiegsam und eigensinnig, so gedrechselt, so eingeschränkt ist, daß ihre Poesie sich blos deswegen nicht halb zu der Höhe schwingen kann, zu der sie bei den Alten, den Engländern, und einigen unter uns gelangt ist. Daher dürfen wir bei ihnen keine andere Meisterstükke suchen, als in den Werken des eigentlichen sogenannten Wizzes: sobald sie die wahre Sprache der Natur in Leidenschaften und mahlerischen Zügen treffen sollen, so fühlen sie ihre Fesseln, und bleiben weit hinter ihren Nachbaren zurük. Ueberdem fehlt ihnen die anhaltende Aufmerksamkeit auf die innern Bewegungen der Natur, und

wenn

wenn sie von ungefehr auf einen neuen und edlen Zug gerathen, so wissen sie ihn doch selten zu vollenden. Ich berufe mich auf einen ieden, der mit der englischen Poesie bekannt ist, ob Voltaire, der kühnste und vortreflichste Dichter unter den Franzosen, auch nur einigermassen den edlen Nachdruk, die erhabene Grösse und Tiefe der Gedanken, hat erreichen können, welche man, ich will nicht sagen im Spenser, Shakespeare und Milton (der Abstand wäre zu unermeßlich) sondern blos im Addison und Pope findet. Und wer verehret den Addison und Pope mehr, als Voltaire selbst? Ich darf Sie überhaupt nur auf Voltairs eigenes Geständniß zurük führen, um Ihnen darzuthun, daß andere Nationen in einigen Gattungen der Dichtkunst grosse Vorzüge vor den Franzosen besizzen, Vorzüge, deren Voltaire bei seinem Aufenthalt in Engelland seine Muttersprache fähig zu machen suchte, ob er gleich mit Aergerniß bekennet, daß es ihm nicht hat gelingen wollen.

Mad. Ich erinnere mich dieser Stellen, ich sehe aber nicht, was Sie daraus auf Klopstocks Heldengedicht schliessen wollen.

Jernstr. Dieses, daß Voltairs Henriade durchaus zu keinem Muster angeführt werden könne,

wenn man sie mit andern bessern Werken vergleicht.

Mad. Bessern! bessern! — haben wir denn schon zugegeben, daß die Klopstokkiade ein besseres Werk ist? Affektirt er nicht, wie ich schon vorher sagte, seine mehr als cimmerische Finsterniß?

Jernstr. Bei Leibe nicht! Was Sie Affektation nennen, ist die grosse Gabe, Licht und Schatten zu rechter Zeit und auf die gehörigen Gegenstände zu vertheilen, eine Gabe, die Spensern, dem erhabenen Geiste, der nebst Chaucern fast allein das Genie des Shakespeare bildete, gefehlt hat, die Tasso und nicht selten auch Ariosto mitten in dem Vaterlande der Mahlerei vermißte, und die unter den Alten vielleicht nur Virgil, wiewol bei einer weit geringeren Fruchtbarkeit des Genies, vollkommen besaß. Nicht alle Gegenstände müssen im gleichen Lichte strahlen: so wie sie sich aus unserm Gesichtskreise allmählig verlieren, oder eine andere Stelle gegen uns annehmen, oder dem Auge beschwerlich fallen, verhüllen sie sich in eine sanfte Wölkung, oder in ein dikkes Gewölk. Gott ist ein Wesen, das von unserer Einbildungskraft wenig oder gar nicht erkannt wird; der Dichter hütet sich also, in seiner heiligen Begeisterung einen

nen

nen kühnen Zug zu wagen, oder ihn zu sehr in der Nähe zu zeigen; er bedient sich des mäßigen Lichtes, was die heilige Schrift selbst auf den größten aller Gegenstände streut, und läßt das übrige in feierlichem Dunkel prangen. Der Messias wird uns schon in mannigfaltigen Erleuchtungen, der Offenbarung gemäß, vorgestellt, und mußte es, als die Hauptfigur im Vorgrunde (wenn ich mich anders so pittoresk ausdrükken darf,) sein. Engel und Geister sind nicht unmittelbar der Vorwurf der Religion; sie erdfnen also dem Verstande ein weites Feld, sie in den besten Verhältnissen gegen die Geister von niedrigerer Ordnung, die Menschen, mit allem Reichthume einer durch die Offenbarung selbst geleiteten Phantasie, bald lichthell, bald umschattet, abzubilden, ie nachdem ihr Einfluß auf die Handlung mehr oder weniger merklich sein sollte. Zu diesem Ende bietet der Dichter alle Kräfte der heiligen Allegorie, der poetischen Mahlerei und der gereinigten Weltweisheit auf. Was konnte er grössers thun?

Mad. Ich gestehe es, diese Anmerkung ist wichtig; aber seine Sprache! — seine Sprache! — O weh! hat er uns nicht eine Sprache gebaut, von der vor ihm kein Deutscher wußte, und die

noch

noch izt dem grösten Theil der Nation lächerlich vorkömmt! —

**Jernstr.** Wie? wenn ich Sie aber überzeuge, daß er eben durch seinen Sprachbau, wie Sie es zu nennen belieben, die grösten Verdienste um uns besizt, und daß wir mit Ihrer Erlaubniß ein wenig undankbar handeln, dieses nicht zu erkennen?

**Mad.** Das möcht ich hören.

**Jernstr.** Ich weiß nicht, ob Sie es der Mühe werth gehalten haben, die Streitigkeiten, die vor etwa zwanzig Jahren unter unsern Sprachkünstlern und Kritikern entstanden sind, kennen zu lernen. Sie verlieren wenigstens nicht viel daran, wenn Sie sie nicht kennen. Nur das würden Sie vielleicht anmerken, daß sich nach allen diesen Streitigkeiten unvermerkt eine gewisse französische Aengstlichkeit im Ausdruk eingeschlichen hatte, welche dem Originalgeiste durchaus zuwider war, und uns auch in der That das Ansehen französischer Nachahmer gab. Klopstock suchte sich eine eigene Bahn auf. Er bereicherte sein grosses Genie mit der Kenntniß seiner Muttersprache, ihrer Bildsamkeit, ihres Reichthums, ihres verkannten Nachdruks, kurz alles dessen, was sie weit über

die

die meisten andern Sprachen erhebt. Zugleich erkannte er die Mängel unsers monotonischen Opizischen Verses, und entwandte der griechischen Prosodie ihren Hexameter, der einem wohleingerichteten und musikalischen Ohre unter allen am besten angemessen ist. Hier war es allerdings sehr natürlich, daß die Neuerungen eines unbekannten Mannes ein grosses Geschrei veranlassen würden; Stolz und Vorurtheil mischten sich gleichfals ein; Klopstock war ein Sprachverderber, ein Schwärmer. — — Man hatte ihm das Schikksal schon geweissagt. Herr B., dem er in Leipzig einige Stellen aus seiner Messiade vorlas, rief aus: O das ist vortreflich! nur fürchte ich sehr, daß man ihre Sprache nicht verstehen wird. — — Ich werde also, versezte Klopstock ganz kaltsinnig, so viel hineinlegen müssen, daß man genöthiget sei, sie verstehen zu lernen; eine Antwort, die eines so grossen Geistes würdig ist. Er hat sich auch, diesem Entschlusse gemäß, von ieher sehr ruhig dabei verhalten, und das Vergnügen gehabt, die besten Schriftsteller unserer Nation seine Lobredner zu sehen, ob zwar nicht ohne den Verdruß, von unzähligen schlechten Köpfen in allen Gattungen der Dichtkunst mit ungleichem Erfolg

nach=

nachgeahmet zu werden, indem sie sehr unvernünftig dasjenige auf ihre ganz verschiedenen Arbeiten anzuwenden suchten, was nur hier der Materie und der Grösse des Gegenstandes geziemte, und überdem kein einziges von den Talenten besassen, die ein Original bilden. Die deutsche Sprache selbst aber gewann dabei. Was vorher fremd schien, ward, da man auch anfieng, Luthers Sprache zu studiren, für gut und untadelhaft erkannt, und wir würden in dieser Absicht vielleicht nicht halb so viele Originalskribenten haben, als wir izt unleugbar, besonders unter den prosaischen, aufweisen können, wenn Klopstock nicht seinen Einfluß auf sie gehabt hätte. Ich frage Sie also, Madame, ob ein Dichter, der in ieder Absicht so viel Aufmerksamkeit verdient, nicht billig von einer so schönen Seele, wie die Ihrige ist, vorläufig einige genaue Untersuchung erwarten kann, ehe Sie einen Ausspruch wagen, wie jener war. Eins befremdet mich.

Mad. Und was?

Jernstr. Daß Sie Klopstocken die Heiligkeit seiner Materie nicht zur Last legen, derentwegen ihn einige zum Kezzer und andere zum Schwärmer machen wollen.

Mad. Ich? ich wüßte nicht, warum? Er ist ja nicht der einzige, der heilige Gegenstände gewählt hat; die Dichtkunst kann auf keine würdigere Art angewendet werden, als wenn sie fromme und gute Empfindungen in uns hervorbringt, das, deucht mir, ist augenscheinlich, ob ich gleich deswegen die scherzhafte Poesie für sehr unschuldig erkenne.

Jernstr. Aber die Erdichtungen, die er eingeflochten hat.

Mad. Ich merke, mein Herr, daß Sie mich schon für ein verächtliches Frauenzimmer halten, da Sie mir solche Einwürfe zutrauen. Wenn er in seinen Erdichtungen, wie Sie vorher sagten, die heilige Schrift selbst und die vernünftigsten Muthmassungen unserer Gottesgelehrten zum Grunde legt, so sehe ich nicht ein, wie er dadurch der Ehre Gottes etwas entziehen könnte, besonders, da er Erdichtung, als Dichter, nur für Erdichtung ausgiebt.

Jernstr. Und also mit Recht von uns fodern kann, daß wir Wahrheit der Fiktion nicht mit dogmatischer Wahrheit verwechseln sollen, wie wir uns ja selbst täglich dergleichen Fiktionen vorbilden, wenn wir uns mit der Phantasie eine Idee

von

von himmlischen Dingen machen, die sich auf Stellen der Schrift gründet. Kein Dichter, ich darf es sicher behaupten, hat die Würde seiner Materie besser gekannt, und auf eine so erhabne, so anständige Weise beantwortet, als Klopstock. In dieser Betrachtung verlieret sich Milton gänzlich vor ihm; und um sich einen Begrif von der Grösse seiner Ideen in Absicht auf die Majestät und Heiligkeit Gottes zu machen, darf man nur seine Kritiken über einige Gemählde Raphaels im nordischen Aufseher gelesen haben. Die Messiade ist voll der ungemeinsten Gemählde; hierin ist er unnachahmlich; diejenigen, die etwas Aehnliches versucht haben, haben uns Karikatur gegen die Klopstockische Mahlerei geliefert. Einer meiner Freunde pflegt zu sagen: daß er Frankreich über nichts so sehr beneide, als über den Eifer, die Gemählde der Dichter durch Pinsel und Grabstichel zu verherrlichen. Um einen Raphael oder Giuglio Romano unter uns hervorzubringen, sagt er, dürfte man nur die mancherlei Gemählde der Messiade in eine Gallerie bringen. * Der Dichter hat fast alle Züge vollendet; und der Mahler

würde

* Die berühmte deutsche Mahlerinn Angelika hat schon wirklich einen Anfang gemacht.

würde sich verewigen, wenn er nur ein treuer Nachahmer wäre.

## Ueber die Schönheit.

Man hat die Frage aufgeworfen, ob die Schönheit beim Frauenzimmer oder bei den Mannspersonen eine gleichgültige Sache sei. Es ist auſſer Zweifel, daß der Ausdruk sanfter Leidenschaften und der Annehmlichkeit iedermann gefällt. Der Unterschied der Urtheile über die Schönheit in verschiedenen Ländern betrift demnach hauptsächlich die Farbe und die Gestalt. Dieser Unterschied kommt von der Gewohnheit einer Nation oder von gewissen sehr gemeinen Fehlern her, welche den natürlichen Geschmak verändern. Bei den Tschinesern muß ein Mensch, um schön zu sein, dik und fett sein, eine breite Stirne, kleine und platte Augen, eine kurze Nase, etwas grosse Ohren, einen mittelmäßigen Mund, einen langen Bart und schwarze Haare haben. Das Frauenzimmer sucht das Vorzüglichste der Schönheit in einem kleinen Fusse. Sobald ein Mädchen auf die Welt kommt, werden ihm die Füsse eingepreßt, damit sie nicht zu groß wachsen mögen.

Die Schönheit der Weiber in Cumana, einer Provinz des mittäglichen Amerika, bestehet in magern Bakken, einem langen Gesichte, und ungewöhnlich dikken Schenkeln. Man bindet ihnen daher von Kindheit an den Kopf zwischen zwei Küssen ein, ingleichen die Beine über dem Knie, damit die Schenkel dik werden.

Die Einwohner der marianischen Inseln geben sich alle Mühe, schwarze Zähne und weisse Haare zu bekommen.

Bei den Arabern mahlen sich die Frauenzimmer den Rand der Augenlieder mit einem Pulver schwarz. Sie ziehen mit dieser Farbe eine Linie ausserhalb dem Auge, damit es desto grösser aussehen möge. Ueberhaupt wird es bei dem morgenländischen Frauenzimmer für eine besondere Schönheit gehalten, grosse schwarze weitoffene Augen und dikke Lenden zu haben.

In einigen Ländern lassen sich die Weiber verschiedene blaue Striefen im Gesichte mahlen, um die Adern nachzuahmen, die bei einer feinen Haut und zarten Farbe durchscheinend sind.

Ein Engländer, der eine Reise auf den Alpen that, zog durch seine Gestalt alle Augen auf sich; man fand aber, daß ihm ein beträchtliches Stük

der

der Schönheit fehle. Ei, der schöne Mann, rief man, Schade, daß er keinen Kropf hat!

Die französischen Damen mit ihrer Schminke und ihren Schönpflästerchen, scheinen alle von einer Familie zu sein. Das erstemal, sagt ein reisender Engländer, als ich diese Damen nach der Reihe in den Logen der Oper zu Paris sizzen sahe, glaubte ich in einem Garten ein langes Beet voll blühenden Mohns zu sehen.

In einer deutschen Stadt stritten ein Mohr und ein Weisser, wer von beiden der schönste sei. Der Deutsche sagte zum Afrikaner: „Mein Freund, ich glaube, daß ich sehr wenig Lust haben würde, mich mahlen zu lassen, wenn ich das Unglük hätte, dir ähnlich zu sehen, und, wie ich vermuthe, wirst du auch wol nie Lust dazu bekommen. Siehe nur in den Spiegel. Mußt du nicht gestehen, daß die Natur einen Spaß machen wollte, als sie dieses pechschwarze und glänzende Gesicht bildete, wo sie nicht etwa die Absicht hatte, die Kinder in meinem Lande damit fürchten zu machen, und zu verhindern, daß sie nicht schreien? — „ „Es ist wahr, du hast grosse Ursache, antwortete der Schwarze, auf dein weisses Gesicht stolz zu sein: siehest du nicht, du dummes

Thier, daß du einem unreifen Apfel ähnlich bist, an welchem die Sonne noch nicht die lezten Pinselstriche gemacht hat? — „ Der Streit wurde hizzig, und sie waren im Begrif, einander bei den Köpfen zu nehmen, als ein Dritter sich zum Schiedsrichter erbot, und von ihnen beiderseits angenommen wurde. Es war ein Franzose, der, wie man leicht vermuthen kann, dem Deutschen Recht gab. Du siegst, und ich bin überwunden, sagte der Mohr. Ich verliere hier den Proceß, und in Afrika würdest du ihn verloren haben.

La Fontaine macht diese Wahrheit in seiner philosophischen Fabel: die Reisegefährten des Ulysses, noch deutlicher. Ulysses hatte von der Zauberinn Circe erhalten, daß er seinen Reisegefährten, die in Thiere verwandelt worden, die vorige Gestalt wieder geben konnte, wenn sie es verlangten. Dieser Held kam, nachdem er viele vergebens zu bereden gesucht, zum Bären: Ei, mein lieber Bruder, wie siehst du aus; ich habe dich sonst so artig gesehen! Nun, wie seh ich aus? erwiederte der Bär nach seiner Art. Ich sehe aus, wie ein Bär aussehen soll. Wer hat dir gesagt, daß eine Gestalt schöner ist, als die andere? Mußt du die unsrige nach der deinigen beurtheilen? Fra-

ge einmal meine Geliebte, eine Bärinn, darum; wir wollen hören, was sie sagt.

## Von den Moden.

Ein Fremder, der sich in Frankreich aufhält, sagt ein Schriftsteller, der selber ein Fremder ist, wundert sich über die beständigen Veränderungen, welche die Mode daselbst in den Kleidertrachten macht. Er glaubt Leute zu sehen, welche ein Kleid nach dem andern zur Probe anziehen, ohne eines zu finden, das sich für sie nicht schikt. So oft sie auf eine neue Mode fallen, versichern sie im ganzen Ernste, und beweisen es auch wol mit triftigen Gründen, daß sie besser stehe oder bequemer sei, als die sie ablegen; und man sollte beinahe glauben, daß etwas daran sei. Indeß sieht man sie doch alle nach hundert Veränderungen, von denen immer eine besser als die andere sein soll, auf die alten Moden zurükkommen; das ist, sie befinden sich nach vielem Herumschweifen immer wieder an dem Orte, wo sie herkamen.

Als der Czaar Peter nach Frankreich kam, bemerkte er einen Herrn am Hofe, der alle Tage ein anderes Kleid von einem neuen Geschmak an hat-

te. Der Czaar sagte deswegen zu denen, die ihn begleiteten: „Es scheint mir, daß dieser französische Edelmann mit seinem Schneider nicht zufrieden sein müsse.„

Gegen das Ende des leztern Jahrhunderts, und selbst noch im Anfang des gegenwärtigen, trugen unsere Damen einen Kopfpuz, der wie Orgelpfeifen in die Höhe stand, und so weit über sie wegragte, daß der Kopf gerade in der Mitte zu stehen schien. Die französischen Damen haben ihren erniedrigten Kopfpuz ein paar Engländerinnen zu danken, die im Jahr 1714. nach Versailles kamen.

Sie wollten den König Ludwig XIV. speisen sehen. Kaum waren sie in den Saal getreten, als alle, die mit an der Tafel saßen, und einen so niedrigen Kopfpuz, der von dem französischen so unterschieden war, nie gesehen hatten, und auch nicht wußten, daß es fremde Frauenzimmer wären, ein lautes Geräusch erhoben, so daß der König fragte, was es gäbe? Man sagte ihm, daß ein paar Damen, auf eine sonderbare Art gepuzt, angekommen wären, und die Ehre haben wollten, Sr. Majestät speisen zu sehen. Der König wurde sie gewahr, und, nachdem er sie einen Augenblik

blik betrachtet hatte, sagte er den Herzoginnen und den andern Damen, die bei der Tafel waren, daß, wenn die Frauenzimmer klug wären, sie sich alle nicht anders um den Kopf puzzen würden, als diese beiden Damen. Man müßte den Charakter der Franzosen und ihren Geschmak an allem, was Mode heißt, nicht kennen, wenn man sich einbilden wollte, daß die Damen, die bei der Tafel gegenwärtig waren, sich lange bedacht hätten, was sie thun sollten. Sie liessen die ganze Nacht an der Erniedrigung ihres Kopfpuzzes arbeiten, welcher drei Etagen hoch und auf Drath gebauet war. Sie rissen anfänglich die beiden obersten Etagen nieder, so daß nur die unterste blieb, welche sie gleichfals um die Hälfte erniedrigten. In diesem neuen Kopfpuz erschienen die Damen bei der Messe des Königes, und hatten alle Mühe anzuwenden, um sich des Lachens zu enthalten. Der König bezeugte ihnen seinen Beifall, als er aus der Kapelle gieng, und sezte ausdrüklich hinzu: daß sie nie besser coeffirt gewesen wären. Mehr war nicht nöthig, um diese Mode vom Hofe nach der Stadt und in die Provinzen zu bringen. Sie war so vernünftig, daß man wetten kann, sie wäre ohne den ausdrüklichen Beifall des Königes nicht aufgekommen.

Die Steifrökke (vertugadins) kamen zu eben der Zeit wieder auf. Die Frauenzimmer, die diese Mode schon einmal abgelegt hatten, nahmen sich aber sehr in Acht, daß sie den Namen Vertugadin nicht beibehielten. Es würde ihnen geschienen haben, daß sie etwas Altväterisches trügen, und daß sie selbst altväterisch wären; sie nennten es daher Panier.

Diese Mode, die ursprünglich aus Frankreich war, und sich in auswärtigen Ländern lange erhalten hat, kam mit den beiden Engländerinnen, von denen wir geredt haben, wieder dahin zurük. Die Begebenheit zu Versailles gereichte ihnen zum Ruhme; aber 2 Tage darauf wären sie mit ihren Steifrökken bald übel angekommen. Sie giengen Abends in die grosse Allee der Tuillerien spazieren, und ihre mit Fischbeinreifen weit ausgesperrten Rökke fielen den Leuten sehr in die Augen. Der Zulauf, um sie zu sehen, war so arg, daß sie beinahe im Gedränge umgekommen wären, wenn sie sich nicht hinter eine Bank an der Seite der Allee gerettet, und ein Officier sie in das Orangeriehaus der Tuillerien hinter den Pallisaden weggeführt hätte. Diese Begebenheit gab Anlaß, daß die Steifrökke wieder auf dem Thea-

ter erschienen; Mode aber wurden sie nur nach und nach. Die Weiber wollten dieses weite Gesperre nicht auf einmal wieder annehmen, weil es ihnen anfänglich ungesittet und unnatürlich vorkam. Der Sommer des Jahres 1716. war sehr heiß, und in diese Zeit kann man eigentlich die Erneuerung der Steifrökke in Frankreich sezzen. Es trugen zwo Damen diesen Sommer über unter dem Vorwande der Hizze und der Dikke ihres Körpers in ihrem Hause Steifrökke. Endlich wagten sie sich damit in die Tuillerien; sie giengen aber nur des Abends hinein, und, um die ordentlichen Eingänge zu vermeiden, wo immer viel Bediente stehen, nahmen sie den Weg durch das Orangeriehaus. Man gewöhnte sich endlich an die Steifrökke dieser Damen, welche nach und nach immer beherzter wurden, sich sehen zu lassen. Andere Weiber folgten nach, und die Mode ward allgemein.

Es hat den französischen Damen, wie man siehet, viel Mühe gekostet, sich die Gestalt durch ungeheure Fischbeinrökke zu verderben, nachdem sie sich schon das Gesicht vorher durch die Schminke verdorben hatten.

# Ueber den Geschmak.

Meine ehmalige Geliebte, die so artig lächelte, und keine Stimme hatte, ist nicht die einzige in ihrer Art. Um das Andenken dieses guten Kindes in meiner Seele recht oft zu erneuern, geh ich gemeiniglich die Woche ein paarmal in die Stadt. In allen Gesellschaften, in die ich etwa komme,

Erblik ich reizende Statüen,
Die iedem, ders nicht glaubt, zum Truz,
Durch Lächeln, Essen oder Puz
Schnell die Bewundrung an sich ziehen.
Bisweilen reden sie sogar,
Und übertreffen meine Schöne;
Woran? — Ja, das vergißt man zwar:
Allein, es sind doch wirklich Töne.
Ein deutliches O ja! und Wie?
Ein lautes J Herr Jemini! —
Das sind doch wirklich Menschentöne.

Woher diese Gabe der Stummheit, oder dieses Mittelding von Stummheit und Sprache, und dann diese Rauhigkeit der Sitten, die mehrentheils damit verknüpft ist? — Hat vielleicht die Natur ihre schönsten Kinder ein wenig verwahrloset? hat sie unserm Geschlechte mehr Einsichten, mehr Gefühl,

fühl, mehr Liebe zur Tugend, mehr Anstand und Würde zu handeln, oder zu sprechen; mit einem Worte, mehr Vorzüge als dem ihrigen gegeben? Oder gründen sich ihre Fehler in dem Mangel der Erziehung und des guten Geschmaks?

Das erste kann man nicht sagen. Vielmehr hat das schöne Geschlecht wenigstens in allen denjenigen Kräften, die das Herz angehen, die die Wangen mit Blut und die Augen mit Thränen füllen, grosse Vorzüge vor dem andern; und das, was wir Männer auch in andern Dingen oft nicht anders, als durch eine langwierige Arbeit, erreichen, ist bei dem Frauenzimmer gemeiniglich das Werk der Natur. Ihre Nerven sind zärter, ihr Geblüt ist dünner, ihre Einbildungskraft ist flüchtiger und delikater, und ihr Wiz ist viel artiger und naiver als der unsrige. Die Freude, die Dankbarkeit, das Mitleiden, die Freundschaft, die Gutherzigkeit, und alle die sanften Empfindungen, die eine menschliche Seele schmükken, lassen sich bei ihnen viel leichter erwekken, als bei den Mannspersonen. Woher denn jene Blödsinnigen, und jene Xantippen, von denen es in allen Häusern wimmelt? Der Mangel der Erziehung und der Mangel des Geschmaks, einer Sache, die im

Grunde

Grunde nur ein anderes Wort für Mangel der Erziehung ist. — Das allein sind die Ursachen der Fehler, die wir an unsern Schönen bemerken. Ist es nun nicht kläglich, daß die guten Talente der Natur, welche das schöne Geschlecht besizt, nicht besser angewandt werden? Zu was für einem Enthusiasmus von Zärtlichkeit, Menschenliebe, würden sich nicht diese natürlich guten Eigenschaften ausdehnen lassen, wenn Kunst und Fleiß das Ihrige dazu beitrügen!

Freilich Geschmak von Frauenzimmern fordern, ein Ding, davon man, um verstanden zu werden, erst noch eine Erklärung geben muß, heißt gewissermassen über uns selbst spotten, da unser eignes Geschlecht in diesem Punkte eine so sehr armselige Figur macht. Man glaubt gemeiniglich, man müsse ein Gelehrter von Profeßion sein, um einen Beruf zur Erlernung der schönen Wissenschaften zu haben, und man kennt also den Nuzzen und die Würde derselben nicht in ihrem ganzen Umfange; sondern nur dem Buchstaben nach. Aber was sage ich? die Gelehrten von Profeßion sind oft die allergeschmaklosesten: wie will man denn mit gutem Erfolge von einem Anbaue des Geschmaks fürs Frauenzimmer handeln? Schlimm genug!

genug! Batteux, Schlegel, Rammler und noch einige andere schreiben und schreiben, aber wer lieset ihre Werke? Man weiß nicht, und man will auch nicht wissen, was für grosse Dinge durch Hülfe der schönen Künste von jeher ausgeführt wurden. Sind sie nicht von jeher das allgemeine Mittel gewesen, Recht und Ordnung zu erhalten, Wahrheit und Tugend zu befördern, und über alles Ernsthafte und Strenge eine gefällige Annuth zu verbreiten? Hat nicht die Religion selbst ihnen allemal einen vorzüglichen Theil ihres Ansehens zu danken gehabt, und ist nicht ein iedes Land, in welchem der Geschmak herrscht, immer dreimal gesitteter, als ein anderes, darinnen die Musen Fremdlinge sind?

Zu Völkern, welche thierisch lebten,
Kam durch sie wieder Menschheit her;
Der rauhe Wald erschrak, Fels und Gebürg
erbebten,
Und Wuth und Unsinn war nicht mehr.
Gelinder floß der Bach, die tausendjährgen
Eichen
Begonnen einen Tanz, sobald ihr Spiel erklang;
Zahm kroch der Tieger aus den Sträuchen,
Und horchte lieblichen Gesang.

Dir,

Dir, Orpheus, gaben sie die Leier, und der Wilde
Empfand den Ton, empfand der Leier süsse Kraft;
Sein Jauchzen scholl mit ihr durchs thrazische Gefilde,
Lust schmelzte seine Seel, und er — ward tugendhaft.

Eben so kam mit der Liebe zur Dichtkunst und zu den übrigen schönen Wissenschaften die Artigkeit der Sitten nach Athen und Rom. Aber wir brauchen nicht so weit auszuholen. Man kann vielleicht sicher behaupten, daß die Härte der deutschen Sitten sich zu verlieren angefangen habe, seitdem der Geschmak auch zu uns herüber gekommen. Ich will damit eben nicht sagen, daß wir viel Geschmak haben, und daß wir sehr artig sind; denn sonst würde ich dieses Blatt nicht schreiben dürfen: ich rede nur von einem kleinen Theile gesitteter und vernünftiger Deutschen, deren edelmüthige Handlungen mich entzükken, und die das, was sie sind, unstreitig durch die schönen Wissenschaften sind. Es ist gewiß, die Kunst hat keinen folgsamern Schüler, als den Verstand, wenn das Herz erst gebessert ist. Man kann zwar einen sehr üblen

üblen Geschmak, und doch dabei ein gutes, recht=schaffenes Herz besizzen; allein, wer einen sehr feinen Geschmak hat, der hat niemals, oder wenn ich mich recht behutsam ausdrükken soll, selten ein böses Herz. Ich berufe mich auf die Erfahrung. Die größten Genies sind allemal auch die größten Menschenfreunde gewesen. Sezzet hundert Staats=männer; ihr werdet wenigstens zehn Tigellinen darunter finden. Hundert Advokaten: darunter sind vielleicht vierzig Rabulisten, u. s. f. Aber von Dichtern und berühmten Schriftstellern zu urtheilen; so giebt es, Deutschland und Frankreich zusammengenommen, vielleicht nur — hm! — —

Das Frauenzimmer, ein Geschlecht, welches or=dentlicher Weise einen vorzüglichen, natürlichen Hang zum Guten hat, sollte sich also aus diesen Gründen, und dann auch insbesondere der Vortheile wegen, die es im Aeusserlichen dadurch gewinnt, nichts so sehr, als den Geschmak, empfohlen sein lassen. Durch nichts, als durch ihn, kann es die Absichten so würdig und so ganz erfüllen. Durch ihn lernt es von allen Dingen richtig urtheilen; es entdekt durch ihn die Schönheit der Tugend in ihrem vollen mittäglichen Glanze, und die Häß=lichkeit des Lasters in seiner schwärzesten Gestalt.

Gellert

Gellert nennt den Geschmak „eine zarte, geschwinde und treue Empfindung alles dessen, was in den Werken des Geistes sowohl als überhaupt in dem ganzen Baue des Werks richtig, schön, edel, harmonisch; und auf der andern Seite alles dessen, was fehlerhaft, was matt, was kindisch, was abentheuerlich und mißhellig ist. Diese feine Empfindung, sezt er hinzu, die in dem ersten Falle von einem geheimen Vergnügen, und im andern von einem geheimen Unwillen begleitet wird, dieser gute Geschmak wird uns durch den Gebrauch so natürlich, daß wir ihm nicht allein in unsern Schriften, sondern auch in unsern Gesprächen und Handlungen folgen. Sein Einfluß breitet sich nicht nur über unsere Art zu denken, sondern auch über unsern ganzen Charakter aus.„ Man kann hieraus sehen, daß nur eine lebhaftere, sinnliche Kenntniß der Tugend und des Lasters, die wir mehr durch Gefühl, als durch Nachdenken, erlangen, und dann die Beobachtung unserer Pflichten Ein Werk sein könne, da sonst unsere Theorien, wie die Erfahrung lehrt, nicht immer ihre Wirkung thun. Ueberhaupt davon zu reden, so haben die besten Grundsäzze und die besten spekulativischen Untersuchungen zwar alle ihren grossen

Nuzzen;

Nuzzen; aber selbst der ist nur klein gegen die Vortheile, die ein Schriftsteller von Geschmak dem Reiche der Tugend leistet. Ich lese einen strengen Beweis, daß das Mitleiden eine Tugend sei. Ich sehe, die Säzze haben ihre Richtigkeit, und an der Art zu schliessen ist nichts auszusezzen. Ich lobe also den Philosophen, und — mache sein Buch zu. Aber ein Mann, der Geist und Wiz hat, preiset mir dieselbe Tugend mit einem rührenden Tone oder mit einem wohlgewählten Bilde an; er beschreibt

Die schönen mitleidsvollen Zähren,
In welchen Daphnens Auge schwimmt,
Wenn Traurige, die Noth und Alter krümmt,
Sich lächelnd zu ihr nahn, und ihren Trost begehren.

Sogleich fühle ich etwas, das eine grössere Kraft hat, als die Summe von zwanzig Beweisen. Ich sehe izt das Mitleid in seiner liebenswürdigsten Gestalt, und ich entschliesse mich, selbst Wohlthaten auszuüben.

Ich weiß wohl, ich laufe bei einigen Müttern Gefahr, vielleicht als ein verdächtiger Sittenlehrer ihrer Töchter angesehen zu werden, zur Zeit,

da ich das Lesen der Bücher und den Geschmak für ein sicheres Mittel, die guten Sitten zu befördern, ausgebe; weil die Redensart: Sie hat Geschmak! gemeiniglich so viel heißt, als: sie ist gut in Romanen bewandert. Allein diese Damen werden es ja wol eben so gar böse nicht meinen, zumal, wenn ich ihnen versichere, daß ich die leichtsinnigen und unverschämten Skribenten von Herzen verachte, die mit ihren Blättern, so wizzig und poetisch gut sie auch sein mögen, die Tugend nur im geringsten beleidigen, und eine junge Seele verführen. Denn es ist wahr, von einem Mädchen, das, wenn sie ja Romanen lesen will, keine Klarissen und Grandisons lieset — Werke, für welche das Wort Roman, nach dem gewöhnlichen Begriffe, beinahe der grösste Schimpf ist — kann man nichts gewissers vermuthen, als daß sie, über die Heldinn ihres Romans, selbst eine solche Heldinn wird.

Des Vaters Haus sieht diese Heldinn dann
Für ein bezaubert Schloß, sich für gefangen an.
Manch stiller Seufzer spricht alsdann:
Ach, welcher Jüngling wird von allen Zauberein
Mich armes Mädchen doch befreien!

Ein Narr von Jüngling kömmt alsdann,
Und hilft ihr von den Zaubereien.
Sie läßt hierauf zur Mitternacht
Vom hohen Fenster sich hernieder,
Steigt über Mauern hin, und izt — izt muß sie wieder
Durch einen breiten Fluß, an den sie nicht gedacht,
Und alles dieß warum? Warum so viel Gefahren?
Um eine Raserei der Welt zu offenbaren,
Die ihr Zeit Lebens Schande macht.

Es ist also gewiß, junge Frauenzimmer müssen in der Wahl ihrer Bücher allerdings behutsam sein. Eben deswegen, weil sich ihre Einbildungskraft leichter, als die unsrige, befeuern läßt, und weil die zarten Saiten ihres Herzens plözlich und bei dem sanftesten Schlage getroffen werden, eben deswegen können sich ihre Sitten so schnell verschlimmern, als verfeinern, und sie sollten daher immer nur eine Sammlung der vortreflichsten Bücher, oder noch besser, sie sollten die ganze Erziehung der jungen Fräulein ** haben. Sehr gerne möchte ich meinen Leserinnen, um ihnen eine Neigung zum Geschmak beizubringen, einige

Züge dieses einnehmenden Bildes entwerfen, wenn ich nur Kräfte genug dazu hätte. Gäbe es lauter solche Frauenzimmer: welch ein Glük für die menschliche Gesellschaft!

Bei so viel Reizen, die hier strahlen,
Was soll ich da zuerst, zulezt für Reize mahlen?

Umsonst, ich nehme mein Wort wieder zurük; ich würde doch auch durch den kleinsten Schattenriß tadelhaft werden.

Kann ich mit Farben Worte mahlen,
Die mehr Musik, als Worte sind?
Die wie ein Lied der Musen sind?
Kann ich die Grazie des feinen Ausdruks mahlen,
Der aus dem Herzen kömmt, und iedes Herz gewinnt?
Weiß ich, mit welcher Kunst sie die Idee behandelt,
Wenn, was ihr Mund berührt, sich schnell in Gold verwandelt?
Ist nicht die Tugend immer schön?
Und doch weiß sie sie zu erhöhn! —
Wie offen ist ihr Herz! wie voll von der Begierde,
Zu thun, was Menschen froh, was Menschen glüklich macht? —

O Maja! deren Bild die Erde schöner macht,
Du hättest sie nicht ganz, der Seele seltne Zierde:
Hätt' einst Apoll dir nicht gelacht.
Er aber lachte dir in froher Musen Kreise,
Als du geboren warst, entzükkendes Gefühl
Für alles Schöne zu; drum dachtst du früher weise,
Und lerntest holdes Saitenspiel;
Und lerntest Zärtlichkeit, und füllltest deine Seele
Mit ieder hoher Tugend an,
Aus freier Wahl, und doch, als obs ein Gott beföhle,
Mit ieder hoher Tugend an.

Ich muß meine Leserinnen dieser kleinen Ausschweifung wegen um Vergebung bitten; es ist gar zu angenehm, von einer liebenswürdigen Sache ein bischen zu schwazzen. Wenigstens kann man sich durch meine Verse daran erinnern, daß ein Frauenzimmer von Geschmak, die tugendhaft ist, nahe an den Engel gränzt: da hingegen gewiß keine grössere Kleinigkeit, als eine blos glänzende Puppe, in der ganzen Schöpfung anzutreffen ist. Ihr werdet z. E. ganze Heere kennen, deren Begriffe nicht über eine Coeffüre, oder über ein paar französische Phrases gehen. Aber noch

vielmehr werdet ihr kennen, die sich grosse Airs in Gesellschaften zu geben wissen, und deren Gespräche auch ein paar Stunden entzükken, weil ihr in der Erwartung seid, von einem schönen Munde schöne Sachen zu hören; allein, ich will nicht heissen, wie ich heisse, wenn es euch möglich ist, das, was sie euch in denselben zwo Stunden sagten, zu Hause zu wiederholen, und dabei zu denken.

Ich will mit dem allen gar nicht sagen, daß ein Frauenzimmer gelehrt sein müsse. Ein gelehrtes Frauenzimmer par excellence, und ein Frauenzimmer nach der Mode sind die beiden äussersten Enden des weiblichen Geschlechts. Der Pedant selbst ist nicht so lächerlich, als ein Frauenzimmer, das pedantisirt. Ja, ich behaupte, daß die gelehrten Schönen, die gar nichts von der Haushaltungskunst und von allen den Beschäftigungen verstehen, die ihr Geschlecht unterscheiden, eine viel schlechtere Figur machen, als die, welche sich auf weiter nichts, als auf die Nadel und den Küchenzettel verstehen. Ueberhaupt geht es dem gelehrten Frauenzimmer bei ihrer Gelehrsamkeit gemeiniglich, wie allen Gelehrten; sie haben nur einen halben Geschmak, und kennen die Welt nicht. Alles, was sie vorbringen, wird Affektation, oder ein

geborg=

geborgter Wiz sein, weil sie den Umgang vernachläßigt haben. Die Geschwindigkeit, das Verhalten der Menschen wahrzunehmen, und den guten Ton des Wohlstandes oder der Lebensart kann man nicht aus Büchern, sondern aus dem Umgange lernen. Inzwischen ist es mit dem Umgange allein nicht ausgemacht. Selbst ein Frauenzimmer von Verstand, das unbelesen und ohne Geschmak ist, muß bei alle dem guten gesellschaftlichen Tone, den sie etwa hat, im Angesichte wizziger und belesener Leute, doch immer ein gewisses Mißtrauen in sich selbst sezzen, welches allem, was sie spricht, oder unternimmt, ein übles Geschik giebt; oder sie muß zum wenigsten eine Art von Schüchternheit empfinden, die nicht sowohl andern verdrüßlich, als ihr selbst schmerzhaft ist. Es kann ein Frauenzimmer dieselben Talente, dieselben Reize, dieselbe Gemüthsart und dieselbe Tugend besizzen, die ein anderes besizt; allein dieses gefällt und jenes nicht. Warum? die Art und Weise, wie sie handelt, ihre Laune, und alles das, was man das äusserliche Betragen nennt, hat einen Anstrich von Geschmak, den das Bezeigen der ersten nicht hat.

Wenn der Geschmak bei dem schönen Geschlechte allgemeiner würde; so könnte das einen grossen Einfluß in die Zunft der geschmaklosen Mannspersonen haben. Denn ein artiges geschiktes Frauenzimmer würde sich doch allemal lieber mit einem edelmüthigen und geschikten Manne verbinden, als mit einem Junker Wostern, über dessen Aufführung sie heimlich einen gewissen Unwillen fühlen muß. Wie kann sie mit ihm zufrieden sein, wenn sie ihn verachtet?

Es ist wirklich zu verwundern, daß man bei Erziehung der Töchter an das alles nicht denkt. Wo sollen hernach die guten Ehen herkommen? Schönheit und andere Dinge sind gemeiniglich der Grund unserer Wahl. Freilich so sehr hagestolz bin ich nicht, daß ich vor einem reizenden Gesichte ausweiche; allein es ist nur Schade, daß Tugend und Schönheit einander so selten begegnen. Begegnen sie einander, so ist es ein Schauspiel für höhere Wesen: denn alsdann theilet die eine der andern ihren Glanz mit. Aber da das so selten geschiehet, so giebt ein vernünftiger Mann einem Frauenzimmer von mittelmäßiger Gestalt bei einer glorwürdigen Seele allemal den Vorzug vor einer blossen Schönheit. Vermindert nicht ein

iedes Jahr die körperlichen Annehmlichkeiten eines Frauenzimmers, und muß sie nicht also alle Jahre weniger liebenswürdig werden, falls das Wachsthum der Annehmlichkeiten des Herzens nicht die Abnahme der ersten ersezt? Lieget nicht in der Erwartung einer Sache allemal mehr Vergnügen, als im Genusse selbst? Sobald ich also von einem Frauenzimmer nichts mehr zu erwarten weiß, als dasselbe freundliche Ja! und Wie? das ich schon einige Jahre kenne, sobald werde ich auch bei ihrer grösten Tugend, mit einer Art von Verdruß, auf das Glük ihres Besizzes herab sehen. Ist sie aber im Stande, ihrer Zärtlichkeit immer eine neue delikate Beugung zu geben; so erhält sie meine Liebe in der angenehmsten Flamme.

# Die Blattern. Ein Drama.

Personen:

Madame Larcis.
Mademoiselle Larcis, ihre älteste Tochter von 16 Jahren.
Madame Durce.
Herr Durce, ihr Sohn.

---

## Erster Auftritt.

Madame Larcis, Madame Durce.

(Madame Larcis geht der Madame Durce mit einer traurigen Miene entgegen.)

Ihre Dienerinn, Madame! Sind Sie denn doch endlich wieder von Ihrem Gute zurükke gekommen?

Mad. Durce.

Ja, Madame, erst seit gestern, und meine Freundschaft für Sie treibt mich schon diesen Morgen her, mich zu erkundigen, wie Sie sich befinden.

Mad. Larcis. (mit Thränen in den Augen)

Ach, Madame! So schlecht ich mich auch befinde, so befinde ich mich doch noch immer besser, als ich nach dem Unglük, das ich erlitten, sollte.

Mad. Durce.

Nach welchem Unglükke, Madame? — Ich habe nichts gehört. — Erlauben Sie — Ich bin Ihre Freundinn — Lassen Sie mich —

Mad. Larcis.

Ach, Madame! Meine ältste Tochter — Das arme Mädchen! — Sie wissen, daß ich auf sie alle meine Hofnung gesezt hatte — Das schönste, liebenswürdigste Kind! —

Mad. Durce.

Nun, Madame? — Sie wird doch nicht — Ihre ältste Tochter — Sollten Sie das Unglük haben, sie zu verlieren.

Mad. Larcis.

Ach, nicht viel besser, Madame! und vielleicht wäre mein Kummer um sie nicht so bitter gewesen, und hätte noch eher durch die Zeit gemildert werden können, wenn ich sie verloren hätte.

Mad. Durce.

Du guter Gott! — Was ist ihr dann begegnet — Ich kann mir das gar nicht vorstellen.

Mad. Larcis.

Können Sie denken, Madame, sie hat die Blattern gehabt, und ist so häßlich davon gekommen, so häßlich — o, man kann nichts Häßlichers sehen!

Mad. Durce.

Ist sie noch in Gefahr? Oder hat ihr diese grausame Krankheit vielleicht einige feinere und hervorstechende Theile des Gesichts — die Augen zum Exempel, oder die Nase — angegriffen? —

Mad. Larcis.

Nein, Madame. Ihre Gesundheit sogar hat nicht im geringsten gelitten, sie befindet sich aufs beste von der Welt; aber Sie wissen, wie schön sie war, und wie viel ich mir auf ihre Schönheit zu gute that.

Mad. Durce.

Sie hattens auch Ursache. Ich beneidete ihr Glük von ganzem Herzen; denn die Schönheit an einem Frauenzimmer ist ein Schaz, der mit nichts verglichen werden kann.

Mad. Larcis.

Nu denn, Madame, diese Farbe von Lilien und Rosen, diese Züge, die die Liebe selbst gebildet, und deren Feinheit und bezaubernde Harmonie sie eben so artig als schön machten, alles das ist nun dahin, Madame; häßlich ist sie nun — so häßlich — ach Madame, welch ein Unglük für eine Mutter!

Mad. Durce.

Ich empfinde es wie Sie, Madame, denn was

ist

ist ein Frauenzimmer ohne Schönheit, zumal in unsern Zeiten? Wer verlangt, wer achtet ein solches Frauenzimmer? Welche Zuflucht hat sie? — Sie haben diesen Kummer nie empfunden, Dank seis der Natur, die Sie so sehr begünstigt.

Mad. Larcis.

Und Sie, wie ich glaube, noch weniger, als ich. In der That, einer jungen häßlichen Person bleibt, meiner Meinung nach, nichts anders übrig, als daß sie sich in dem Innersten eines Klosters verbirgt, und daselbst den Verlust beweint, den sie erlitten; denn der ist unersezlich.

Mad. Durce.

Das ist was Entsezliches, aber ich kann nicht anders, als ihrer Meinung sein; und wie erträgt denn Ihre Mamsell Tochter ihr Unglük?

Mad. Larcis.

Ach Madame, nur mit allzuviel Herzhaftigkeit. Ich weiß nicht, was ich zu ihrer Gelassenheit über den Verlust ihrer Schönheit sagen soll, und ich bin öfters recht ärgerlich darüber. Sollten Sie denken, daß sie ihre Standhaftigkeit bis zur Hartnäkkigkeit treibet? Durch alles, was sie sagt, sucht sie mich nur zu überreden, daß dieser entsezliche Verlust aller ihrer Reize für sie ein Glük sei, und

mich

mich allein zwingt sie, allen den Kummer zu fühlen, den sie darüber haben sollte.

Mad. Durce.

Das ist in der That viel Philosophie für ihr Alter, aber wenn sie einige Jahre älter sein, und wenns darauf ankommen wird, in der Welt zu erscheinen, dann wird sie erst den Verlust einsehen lernen, den sie erlitten hat. Die Frauenzimmer werden ihr leicht verzeihen, aber desto mehr werdens ihr die Mannspersonen durch ihre Gleichgültigkeit, durch ihre frostige Höflichkeit und durch ihr brüsques Betragen empfinden lassen, daß ein häßliches Frauenzimmer ein Wesen ist, das weder einen Rang in der Natur, noch eine Stelle in der Welt hat.

Mad. Larcis.

Das ist gerade, was ich denke, und was meiner Tochter nicht in den Kopf zu bringen ist. Da wollt ich nun, da sie nun doch schlechterdings nicht mehr an die Welt denken muß, daß sie mit guter Art dahin zu bringen wäre, eine Nonne zu werden; denn ich liebe sie zu sehr, als daß ichs ansehen könnte, daß sie unglüklich in der Welt ist. Ich will sie herrufen, Madame! helfen Sie mir doch, sie zu dieser Entfernung von der Welt zu bereden; denn das ist in der That alles, was ihr übrig ist.

Mad. Durce.

Von Herzen gerne, aber, wie Sie wissen, haben wir ein Heirathsprojekt zwischen ihr und meinem Sohn; denken Sie daran nicht mehr?

Mad. Larcis.

Wie könnt ich nach dem Unglük meiner Tochter noch daran denken! Ihr Sohn, ich weiß es, schien Geschmak an ihr zu finden, aber damit wirds wol aus sein, sobald er sie sieht, und so —

Mad. Durce.

Das denk ich auch, und es ist weise von uns, unsere Kinder beim Verheirathen nicht dem Verdruß auszusezzen, sich von dem ersten Tage an zu verabscheuen; die Heirath bringt ohnehin nur allzubald diesen traurigen Erfolg hervor.

Mad. Larcis.

Aber um die Ehre nicht zu verlieren, mit Ihnen verbunden zu sein, Madame, ich habe eine jüngere Tochter, die nur ein Jahr jünger ist, als ihre Schwester, und wenn Sie dächten, daß Ihr Herr Sohn — — Sie ist nicht übel, ob sie gleich nicht alles das ist, was ihre Schwester war, und so — — Morgendes Tages will ich sie aus dem Kloster und zu mir an die Stelle ihrer Schwester nehmen, die, wie ich hoffe, die ihrige einnehmen wird.

Mad.

Mad. Durce.

Das ist sehr gut gedacht. Mein Sohn selbst hat mir (unter uns) sehr unentschlossen geschienen, und das Unglük der Aeltsten wird ihn bald für die Jüngste geneigt machen; ausserdem, da sie wünschen, daß diese Aeltste eine Nonne werde —

Mad. Larcis.

Ach, ich bitte Sie darum, Madame. Ich will sie Ihnen gleich herrufen. Suchen Sie doch sie zu diesem Entschluß zu bringen; ich werde Ihnen unendlich verbunden sein. (sie ruft) Mademoiselle Larcis!

## Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Mademoiselle Larcis.

Mademoiselle Larcis, die ganz frölich hereinhüpft. Hier bin ich, Mama. — (zu Mad. Durce) Ach, Madame! ich wußte nicht, daß Sie hier waren. Sie befinden sich sehr wohl, wie es scheint?

Mad. Durce.

Sehr wohl, Mademoiselle. Ich komme von meinem Landgute wieder, und nur eben hör ich den traurigen, grausamen, entsezlichen Zufall, der Ihnen begegnet ist.

Mademoiselle Larcis. (sezt sich nieder)

O, das hat nichts zu bedeuten, Madame. Ich bin darüber schon ganz getröstet, und wenn nur Mama, meine Anverwandten und alle unsere Freunde mich deswegen nicht weniger lieben, so versichere ich Sie, daß ich in einigen Tagen gar nicht mehr daran denken werde.

Mad. Durce.

Sie sind sehr herzhaft, meine liebe Freundinn, und das ist recht gut. Alle Personen, die Sie genannt haben, werden freilich ganz gewiß Sie nicht weniger zärtlich lieben: aber, meine Liebe, machen Sie sich gefaßt, eine Welt zu finden, die nicht so zärtlich ist, die Ihnen viel Mißvergnügen wird empfinden lassen, und die Sie alle Augenblikke an den Verlust, den Sie erlitten haben, erinnern wird. Sie will, diese Welt, daß man schön, oder doch wenigstens artig sei. Sie vereinigten diese beiden Eigenschaften, die Welt wußte es schon. Es war dies gleichsam eine Verbindlichkeit, die Sie die Natur mit ihr eingehen ließ, und Sie werden um desto mehr von ihr gekränkt werden, da Ihr unglüklicher Zufall Sie ausser Stand sezzet, Ihr Wort zu halten, Ihre Schuld

ist das nun freilich wol nicht; ich geb es zu — aber bei alle dem —

Mademoiselle Larcis.

Nun gut, Madame, wenn mich diese Welt nicht mehr nach ihrem Geschmak findet, so kann ich mich wol darein ergeben, sie nicht mehr zu sehen. Ich werde mich in einen kleinen Zirkel rechtschafner Leute einschlieſſen, die Geist und Herz auch für etwas gelten lassen, und die uns in Ansehung deſsen die Annehmlichkeiten eines guten Ansehens schenken, und es als ein flüchtiges Verdienst ansehn, das nicht von uns abhängt. (sie steht auf, und sucht ihre Arbeit.)

Madame Larcis. (leise zu Madame Durce) Wie finden Sie sie?

Madame Durce.

Wie Sie, gut eine Nonne zu werden.

(zu Mademoiselle Larcis, die sich wieder gesezt hat) Ich habe auch die Blattern gehabt, mein liebes Kind, gerade in Ihrem Alter, und von der Zeit an wuſst ich schon ein wenig, wie die Welt denkt. Ich war so wenig von denselben gezeichnet, daſs man nach Verlauf von 3 Monaten schon zweifelte, ob ich diese Krankheit gehabt hätte, und mich deswegen frug.

Made=

Mademoiselle Larcis.

Da sind Sie sehr glüklich gewesen, Madame. Was mich anbetrift, ich werde die Leute nicht in dieser Ungewißheit lassen, und so bin ich auf diese Art einer solchen Frage los.

Madame Durce.

Das ist gewiß genug. Aber ich wollte sagen, daß ich schon fest entschlossen war, eh ich noch wußte, wie diese Krankheit mit mir umgehen würde, wenn sie eine gewisse Zerstörung in meinem Gesichte anfienge, viel lieber Zeitlebens in ein Kloster zu gehen, als mich allen dem täglichen Verdruß auszusezzen, den man bei einem gewissen Grade von Häßlichkeit auszustehen hat.

## Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Durce, der hereinkömmt, ohne daß man ihn sieht, und sich hinter einem Schirm verbirgt.

Mademoiselle Larcis. (zu Madame Durce)

Ich verstehe, Madame. Das, was Sie gethan hätten, ist ein guter Rath, den Sie mir geben, was ich thun sollte; Sie finden mich also sehr häßlich, sehr abscheulich.

Madame Durce.

Das nicht, aber —

Madame Larcis.

Ach! Madame, Sie sind zu höflich, als daß Sie das sagen sollten; aber meine Tochter wird sich selbst Gerechtigkeit wiederfahren lassen; sie weiß gar wohl, wie die Sache ist.

Mademoiselle Larcis.

Ja, Mama, ich weiß es; ich weiß, daß ich vor meinen Blattern artig, sehr artig, schön sogar war. Izt, da ichs nicht mehr bin, darf ichs wol sagen, daß ichs war; das ist schon ein kleiner Vortheil, den ich ohne meine Krankheit nicht gehabt hätte: aber es sind noch viel mehrere, die ich von dem Verluste meiner Schönheit zu erwarten habe.

Madame Larcis.

Und was sind denn das für wichtige Vortheile? Ich, meines Theils, kann mir dieselben nicht vorstellen.

Mademoiselle Larcis.

Fürs erste, so wär ich vielleicht eitel, stolz, kokett gewesen — Was weiß ichs? — Und dann, ist denn diese Schönheit, aus der man in der Welt so viel Wesens macht, den Leuten immer gegeben, um ihr Glük zu machen? Ma-

Madame Larcis.

Mit diesem Verdienst kann man alles hoffen, alles unternehmen, auf alles Anspruch machen, und dann das Vergnügen, sich bei iedem Schritt iede Minute von Aller Augen angebetet zu sehen, zu sehen, wie Aller Herzen um einen herumfliegen, und sich drängen, die aufrichtigsten Huldigungen abzulegen — — ach, meine Tochter! —

Mademoiselle Larcis.

Gut, Madame. Das ist die glänzende Seite von dem, was einer schönen Person begegnen kann, die Sie mir da zeigen: aber unter Tausenden vielleicht, die zu Paris sind, wie viel giebt es nicht, die eben diese Schönheit unglüklich gemacht hat, unglüklich macht, und unglüklich machen wird. Der Neid, den sie erregt, die Eifersucht, die sie einflößt, der Taumel, den sie erzeugt, die Thorheiten, denen sie uns ausezt — Ach, Mama! Sie wissen besser, als ich, wie viele Frauenzimmer ihren guten Namen verloren haben, oder Sklavinnen geworden sind, die ihr Unglük einzig und allein ihrer Schönheit zuzuschreiben haben.

Madame Larcis. (zu Madame Durce)

Da hören Sies nun, Madame. Sie sehen, daß ich Ihnen die Wahrheit gesagt habe. So

tröstet sie sich, ist das nicht betrübt? (zu ihrer Tochter) Und mit diesen schönen Schlüssen denkst du denn also in der Welt zu bleiben, und den Verdruß ertragen zu können, der dich darinnen erwartet?

Mademoiselle Larcis.

Ja, Mama, wenn anders Ihre Zärtlichkeit mir die Mittel erhalten will, darin zu bleiben. Bedenken Sie doch, daß ich nach der Art, wie ich leben werde, so viel Verdruß nicht haben kann. Ich werde in der Welt bleiben, ohne zu wünschen, ihre Assembleen, ihre Schauspiele, ihre Spaziergänge, ihre schönen Gesellschaften durch meine Häßlichkeit zu entstellen, und das wird ein Vortheil mehr sein, den ich aus meinem vermeinten Unglükke ziehen werde.

Madame Larcis.

Sie macht sich Vortheile aus dem, was sie zur Verzweiflung bringen sollte; welche Verkehrtheit!

Mademoiselle Larcis.

Aber, meine liebe Mama, warum nennen Sie dies Verkehrtheit? Anstatt meine Zeit damit zu verlieren, daß ich meine Figur an allen diesen Orten zur Schau stelle, nachdem ich schon Zeit genug vorher an meiner Toilette verloren, werd

ich

ich durch gute Bücher meinen Geist und mein Herz bilden, werd ich eine Menge Dinge lernen, wovon ich sonst nie etwas gewußt hätte. Denn ein schönes Frauenzimmer weiß nichts, als schön zu sein; das ist ihre ganze Beschäftigung, und da kömmts denn auch nicht selten, daß sie nichts weiß, als abgeschmakt zu sein. Sehen Sie nun, ob ich nicht Ursache habe, mit der Vorsehung zufrieden zu sein, der es gefallen hat, mir alles zu nehmen, was mich thöricht oder unglüklich, und vielleicht beides zugleich, hätte machen können.

Madame Larcis.

Und was den Mann betrift, Mademoiselle? — denn verheirathen muß man sich doch in dieser Welt.

Mademoiselle Larcis.

Den Mann? O alle Männer, die sich zeigen, werden für meine Schwester sein, die Sie aus dem Kloster kommen lassen; ich werde mich nicht mehr verheirathen, ich —

## Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Durce, der hinter dem Schirm hervorkömmt.

Sie werden sich nicht mehr verheirathen, Mademoiselle? Und was ist denn aus den Anschlägen

geworden, die meine Mutter und Madame machten, uns mit einander zu verbinden?

Madame Larcis.

Ach! Mein Herr, wo sind Sie denn gewesen?

Herr Durce.

Hinter diesem Schirm, Madame, wo ich mit dem größten Vergnügen alles mit angehört habe, was Mademoiselle gesagt haben. Ich bin entzükt darüber. Ja, ganz ist ihre Seele für die meinige geschaffen; und weit entfernt, daß die Blattern sie in meinen Augen häßlich gemacht hätten, sind ich sie nun schöner als vorher, durch eine Schönheit, die nicht anders sich verändern kann, als daß sie immer mehr und mehr zunimmt. Ach, meine Mutter! ach, Madame! sagen Sie, denken Sie alles, was Ihnen beliebt, aber einmal sind Sie darüber einig geworden, und ich will nie eine andere Gemahlinn haben, wenn Mademoiselle mich würdigt, meine Hand anzunehmen, da sie nun weiß, wie wenig ich aus der Gestalt mache, und wie weit ich die Eigenschaften des Herzens und die Annehmlichkeiten des Geistes derselben billiger Weise vorziehe.

Mademoiselle Larcis.

Aber, mein Herr, sehen Sie mich auch recht an. —

Ich

Ich bin so häßlich, daß ich in der That nicht glauben kann — — Mit einem Worte, ich liebe Sie zu sehr, als daß ich zugeben könnte, daß Sie eine so häßliche Frau haben sollten.

Herr Durce.

Und ich liebe Sie zu sehr, als daß ich ie eine andere nehmen sollte.

Madame Durce.

Was sollen wir dazu sagen?

Madame Larcis.

Alles, was Ihnen beliebt, Madame.

Madame Durce.

Wollen Sie mir erlauben, meine Meinung zu sagen? Mein Sohn ist aufrichtig, ich kenne ihn, und da Ihre Mademoiselle Tochter ihr Glük machen kann, so bitte ich Sie um Ihre Einwilligung zu dieser Verbindung, und gebe die meinige.

Madame Larcis.

Es ist so gut als richtig, Madame. Das hätt ich mir nicht versehen, ich muß es gestehen.

Herr Durce.

Kann ich mir nun schmeicheln, Mademoiselle, sie auch von Ihnen selbst zu erhalten?

Mademoiselle Larcis.

Ich bin Ihnen in der That viele Verbindlich-

keit schuldig, Herr Durce, daß Sie mich ohngeachtet meines kleinen Zufalls noch lieben können. Sie machen mir nun durch Ihre eigne Herzhaftigkeit Muth, häßlich zu sein. Da es Ihnen gefällt, sich mit mir zu verbinden, so steht es mir nun nicht an, die kleine Grausame zu machen: aber Zeit meines Lebens wird das Verlangen in mir bleiben, Ihnen alles abtragen zu können, was Ihnen meine Erkenntlichkeit schuldig ist. Sie beweisen mir in diesem Augenblik, was ich sonst schon dachte: **Das Unglük ist immer zu etwas gut.**

## Traum vom Gerichte über das müssige Frauenzimmer.

Ungeachtet wir unserer Pflicht wegen verbunden sind, beständig beschäftigt zu sein, eben so wie die geringern Geschöpfe durch einen natürlichen Trieb angestrengt werden; so kommen wir dennoch unserer Schuldigkeit in diesem Stükke sehr schlecht nach. Wir sind hierinnen um so viel weniger zu entschuldigen, weil es eine grössere Verschiedenheit von Beschäftigungen giebt, dazu wir

uns wenden können. Die Vernunft eröfnet uns ein weites Feld von Geschäften, zu welchen andere Thiere nicht fähig sind. Die Raubthiere, und so viel ich glaube, alle andere Thiere, theilen in ihrem natürlichen Zustande ihre Zeit in Handlungen und Ruhe ein. Sie arbeiten entweder, oder sie schlafen. Kurz, ihre wachenden Stunden sind mit Auftreibung ihres Futters, oder mit dessen Verzehrung besezt. Das menschliche Geschlecht ganz allein ist mit Klagen erfüllt, daß ihnen der Tag zur Last werde, daß sie nicht wissen, was sie machen, wie sie die Zeit hinbringen sollen, und dergleichen schändliche Beschwerden mehr, die wir oftmals aus dem Munde derjenigen hören, die man vernünftige Wesen nennt. Wie ungeheuer sind nicht solche Ausdrükke bei den Geschöpfen, die sowohl die Kopfarbeiten, als die Arbeiten des Leibes vor sich haben, um eine gehörige Beschäftigung auszufinden? die ausser den Geschäften ihres Berufs und ihrer Haudthierung sich noch den Pflichten der Religion, dem Nachsinnen, dem Lesen nüzlicher Bücher und dem Gespräche ergeben können? kurz, die sich mit dem unumschränkten Bestreben nach Wissenschaft und Tugend beschäftigen, und alle Stunden ihres Le-

bens

bens sich weiser oder besser machen können, als sie zuvor gewesen?

Nachdem ich einige Zeit diesen Gedanken nachgehänget hatte, so ergözte ich mich, nach meiner Gewohnheit, mit einem Buche, um mein Gemüth, eh ich schlafen gieng, wieder etwas zu erleichtern. Das Buch, dessen ich mich bei dieser Gelegenheit bediente, war Lucian, in welchem ich mich fast eine Stunde lang an den Todtengesprächen ergözte, die auch allem Ansehen nach folgenden Traum veranlaßt haben mögen.

Mich dünkte, ich ward an den Eingang der unterirrdischen Gegenden geführt, wo ich den Rhadamanthus, einen von den Richtern der Todten, auf seinem Richtersizze erblikte. An seiner Rechten stand der Hüter der elysischen Felder, und an seiner linken Hand der Hüter des Erebus. Man sagte mir, daß er diesen Tag für das Frauenzimmer Gericht hielt, indem verschiedene von diesem Geschlechte neulich angekommen wären, denen man ihren Aufenthalt noch nicht angewiesen hätte. Ich verwunderte mich, als ich ihn einer ieden dieselbe Frage thun hörte, nemlich, was sie in ihrem Leben gethan hätte? Als diese Frage der ganzen Gesellschaft vorgelegt ward, so stuzten sie

alle,

alle, als ob sie nicht wüßten, was sie antworten sollten. Hierauf fragte er eine iede insbesondere. Madame, sagte er zu der ersten von ihnen, ihr seid funfzig Jahre auf Erden gewesen; was habt ihr die ganze Zeit über da gethan? Gethan? sagte sie: in der That, ich weiß selbst nicht recht, was ich gethan habe; ich bitte mir Zeit aus, mich zu bedenken. Nach einer halben Stunde sagte sie ihm, sie hätte gespielet; worauf Rhadamant dem Hüter zu seiner Linken befahl, sie in Verwahrung zu nehmen. Und ihr, Madame, sagte der Richter, die ihr so sanftmüthig und schmachtend aussehet, mich dünkt, ihr kommt in earem neun und zwanzigsten Jahre hier an. Was habt ihr diese Zeit über gemacht? Ach, sagte sie, ich habe recht sehr viel zu thun gehabt, indem ich eine Gliederpuppe gepuzet, und die übrige Zeit mit Lesung der Komödien und Romane zugebracht. O schön! sagte er, ihr habt eure Zeit vortreflich angewandt. Fort mit ihr! Die folgende war eine ehrliche Frau vom Lande. Nun gut, Frau, sagte Rhadamanthus, und ihr? Was habt ihr gethan? Eure Gnaden verzeihen, sagte sie, ich habe noch nicht volle vierzig Jahre gelebt, und in der Zeit meinem Manne sieben Töchter geboren, neuntausend Käse gemacht,

und mein älteſtes Mädchen bei ihm gelaſſen, um in meiner Abweſenheit das Hausweſen zu beſorgen, welche, wie ich wohl ſagen kann, eine ſo gute Wirthinn iſt, als irgend eine im Lande. Rhadamanthus lachte über die Einfalt dieſer ehrlichen Frauen, und befahl dem elyſiſchen Hüter, ſie in ſeine Aufſicht zu nehmen. Und ihr, meine Schöne, ſagte er, was habt ihr in dieſen fünf und dreiſſig Jahren gethan? Ich habe gewiß nichts Böſes gethan, antwortete ſie. Das iſt gut, antwortete er; aber was habt ihr Gutes gethan? Das Frauenzimmer war bei dieſer Frage ſehr verwirrt, und da ſie nicht wußte, was ſie antworten ſollte, ſo ſprangen beide Hüter hervor, um ſie zugleich zu nehmen. Der eine nahm ſie bei dem Arme, und wollte mit ihr nach Elyſium, der andere hielt ſie feſt, um mit ihr nach dem Erebus zu wandern. Allein, Rhadamanthus, der eine ungekünſtelte Beſcheidenheit an ihrem Weſen und Geſichte merkte, befahl beiden, ſie ſollten ſie loslaſſen, und ſie zu einem abermaligen Verhöre, wenn er Zeit haben würde, aufheben. Ein altes Frauenzimmer von ſtolzen und finſtern Blikken ſtellte ſich zunächſt vor die Gerichtsſchranken, und als ſie gefragt wurde, was ſie gethan hätte? ſo ſagte ſie: Wahrlich! ich

habe

habe siebenzig Jahre in einer sehr bösen Welt gelebet, und mich über die Aufführung eines Haufens junger Mezzen dermassen geärgert, daß ich meine lezten Jahre mit Verdammung der Thorheiten dieser Zeit zugebracht. Alle Tage hab ich auf die närrische Aufführung derer, die um mich waren, geschmälet, um diejenigen abzuschrekken, mit welchen ich umgieng, daß sie nicht auch in solche Irrthümer und Unanständigkeiten verfallen möchten. Sehr gut, sagte Rhadamant, habt ihr aber eure eignen Handlungen auch mit solcher Scharfsichtigkeit betrachtet? Nein, gewiß, sagte sie, ich habe so viel zu thun gehabt, anderer Leute Fehler kund zu machen, daß ich nicht Zeit gehabt, meine eigenen zu bemerken. Madame, erwiederte Rhadamant hierauf, seid so gut, führet euch zur Linken ab, und macht der ehrwürdigen Matrone Plaz, die dort hinter euch stehet. Alte Hausmutter, sagte er zu dieser, mich dünket, ihr seid achtzig Jahre alt, ihr habt die Frage gehört, was habt ihr so lange auf der Welt gemacht? Ach, mein Herr, sagte sie, ich habe leider gethan, was ich nicht hätte thun sollen! allein, ich hatte auch einen festen Entschluß gefaßt, mein Leben zu ändern, wenn ich nicht durch einen so frühzeitigen

Tod

Tod wäre weggeraft worden. Madame, sagte Rhadamant hierauf, seid so gut, nnd folget eurem Führer. Indem er nun eine andere von eben diesem Alter gewahr wurde, so fragte er dieselbe eben das. Die Matrone antwortete, ich bin die Ehegattinn eines Mannes gewesen, der mir in seinem Alter eben so lieb war, als in seiner Jugend. Ich bin eine Mutter geworden, und habe Freude an meinen Kindern erlebt, die ich mich bemühet habe, in allem Guten zu erziehen. Mein ältester Sohn wird von den Armen gesegnet, und von allen Menschen geliebet, die ihn kennen. Ich lebte in meiner eigenen Familie, und hinterließ sie viel reicher, als ich sie gefunden. Rhadamant, der den Werth dieser alten Frau kannte, lächelte sie auf eine solche Art an, daß der elysische Hüter, der sein Amt schon wußte, die Hand nach ihr ausstrekte. Kaum hatte er sie berühret, so verschwanden ihre Runzeln, ihre Augen fiengen an zu blizzen, ihre Wangen glühten in einer frischen Röthe, und sie erschien in der vollen Blüthe der Schönheit. Ein junges Frauenzimmer, welches bemerkte, daß dieser elysische Hüter eine so verschönernde Kraft hatte, verlangte in seine Hände zu gerathen, so, daß sie durch den Haufen drang,

und die erste vor den Gerichtsschranken war. Als sie nun gefragt ward, was sie in den fünf und zwanzig Jahren, die sie in der Welt gewesen, gethan hätte? so sagte sie, ich habe mich bestrebet, sobald ich nur zu vernünftigen Jahren kam, mich angenehm zu machen, und Verehrer zu gewinnen. Daher hab ich meine Zeit damit zugebracht, daß ich Merzenschnee aufgefangen, Waschwasser erdacht, Farben gemischt, Schönflekchen ausgeschnitten, in den Spiegel gesehen, meine Gesichtsfarbe zurecht gemacht, mein Palatin weggethan, die Schnürbrust verkürzet — — Rhadamant hörte sie gar nicht aus, sondern gab ein Zeichen, sie fortzuführen. Sobald der Hüter des Erebus sich ihr näherte, so verschoß ihre Farbe, ihr Gesicht ward voller Runzeln, und ihre ganze Person ward verunstaltet.

Hierauf gerieth ich über das entfernte Getöse eines ganzen weiblichen Schwarms, der lachend, singend und tanzend nach vorne kam, in Erstaunen. Ich war sehr begierig zu sehen, wie sie empfangen würden, und befürchtete schon sehr, daß Rhadamant ihnen das Lachen vertreiben würde; allein, als sie sich näherten, ward das Lärmen so groß, daß es mich aufwekte.

# Von der Weichlichkeit des Frauenzimmers.

Man hört alle Tage klagen, daß das Frauenzimmer von schwacher und zarter Leibesbeschaffenheit, und unvermögend sei, dieselbige Arbeiten, als die Mannspersonen auszuhalten. Die Schriften der Arzneigelehrten sind mit Beweisthümern der ausserordentlichen Dünnheit, Reizbar- und Empfindlichkeit ihrer Fasern, um deren willen sie gar ungemein vielen, den Mannspersonen völlig unbekannten und sehr schwer zu heilenden Krankheiten ausgesezt sind, angefüllet. Was kann wol der Grund von einem so ausnehmenden Unterschiede unter den Manns- und Frauenspersonen sein, da doch beiderseits aus einerlei ursprünglichen Theilen und aus einerlei Werkzeugen zusammengesezt sind, und sich beinahe mit eben denselben Verrichtungen beschäftigen? Ist dieser Grund in einer von der Natur einmal also getroffenen Einrichtung, oder nicht vielmehr in einem Fehler, welcher durch die lange Gewohnheit etwa als eine von der Natur beliebte Einrichtung angesehen werden könnte, zu suchen?

Ich will gar nicht in Abrede sein, daß nicht einiger Unterschied zwischen dem Bau des weibli-

chen und des männlichen Körpers vorhanden sein sollte. Wir wissen, daß der Unterschied der Geschlechter eine Verschiedenheit in Ansehung der Vertheilung, der Dikke und Grösse, und der Anzahl der Gefässe des Unterleibes einführe. Ist nun aber dieser Unterschied wol von der Art, daß deswegen die Fasern keine Stärke sollten erhalten können, sondern mit Gewalt zu einer schlaffen, weichlichen, aller Schnellkraft beraubten, und der geringsten Eindrükke empfänglichen Beschaffenheit gezwungen werden müßten? Sollte es denn nicht einige Mittel geben, dergleichen Fehler vorzubeugen, oder sie zu verbessern?

Die Frauenspersonen, welche vor zweitausend Jahren unter den Griechen, Scythen und Deutschen lebten, waren eben so, wie unsere heutigen Frauenzimmer, gebauet. Die Frauenzimmer auf dem Lande, worunter ich diejenigen verstehe, welche alltäglich arbeiten, und theils in ihrem Hause, theils auf dem Felde in beständiger Bewegung und Leibesübung sind, sind von einem durchaus gleichen Baue des Körpers, als dasjenige Frauenzimmer, das sein Leben im Müßiggange zubringt. Indessen wußte man von der ausserordentlichen Zartheit und Empfindlichkeit der Fasern fast nicht

das geringste in den ersten Zeiten der Arzneigelahrtheit, und wir finden in der Geschichte derselben nur gar wenige Beispiele von jenen in unsern Tagen so gemeinen Mutterbeschwerungen. Die Dorfschönen sind dermassen davon befreiet, daß dergleichen als eine kleine Schande bei ihnen angesehen wird. Wie sehr sind sie hierinnen von unserm Frauenzimmer unterschieden, bei dem die Weichlichkeit und aus Mutterbeschwerung herrührende Unpäßlichkeiten einigermassen als Beweise des vornehmen Standes und Adels angesehen werden.

Von allen dergleichen Krankheiten blieben die Frauenzimmer in den ältern Zeiten, der genossenen guten und einfachen Nahrungsmittel, und vornemlich der vorgenommenen Leibesbewegungen wegen, befreit. Sie heiratheten nicht eher, als bis sie vermittelst der Leibesübung eine dauerhafte und die Beschwerlichkeiten der Schwangerschaft und Geburtsarbeiten auszustehen vermögende Gesundheit erlangt hatten. Der weise Verbesserer der Gesezze von Lacedämon hatte Spiele und Leibesübungen für das schöne Geschlecht eingeführt; die Mädchen durften in Gesellschaft der Mannspersonen mit um die Erhaltung der Preise

käm-

kämpfen. Die Weiber bei den alten Scythen trugen die Last der Waffen und die Beschwerlichkeit des Krieges bis zu ihrer Verheirathung, und durften nicht eher in den Ehestand treten, als bis sie in den Treffen öftere Proben der Tapferkeit abgelegt hatten. Bei den alten Deutschen giengen die Weiber zwar nicht mit in den Krieg, wie bei den Scythen, allein sie nahmen doch hinreichende Leibesübungen und Bewegungen vor, um sich eine überall aushaltende Leibesbeschaffenheit zu verschaffen, und sich in den Stand zu sezzen, eine gesunde und den Ruhm der Nation zu erhalten vermögende Nachkommenschaft zu liefern. Durch eben dergleichen Leibesübungen sezzen sich die Weiber auf dem Lande in einen Gesundheitszustand, welcher sie bei ihren mittelmäßigen Umständen tausend und aber tausendmal glüklicher macht, als unsere vornehmen Frauenzimmer mitten unter ihren vielen Reichthümern sind.

Der Unterschied demnach, welcher sich von Natur zwischen den Leibesbeschaffenheiten der Weibs- und Mannspersonen befindet, bringt jene gar nicht dermassen nothwendig zur Weichlichkeit und Schwäche, daß sie im geringsten nicht im Stande sein sollten, durch Vornehmung eben dergleichen

Leibesübungen sich zu einer eben so harten und dauerhaften Gesundheit zu verhelfen. Der Müssiggang ist die wahre Ursache jener Schlaffheiten, und des kraftlosen und unpäßlichen Zustandes; es unterhält und vermehrt selbiger die Weichlichkeit und Trägheit der Fasern, und verdikt die Säfte, woraus Stokkungen, Verstopfungen u. d. gl. entstehen. Ohnerachtet die Natur den Fasern bei Mannspersonen mehrere Stärke mitgetheilt hat, so ist doch durch die Erfahrung ausgemacht, daß diejenigen, welche ihr Leben in eben der Faulheit und zärtlichen Weichlichkeit, als die Frauenspersonen zubringen, gar bald mit eben dergleichen Zufällen behaftet werden. Das stärkste Pferd, wenn man es im Stalle zu lange müßig stehen läßt, verliert seine Kraft und Munterkeit. Bringt nun die Ruhe bereits eine so schädliche Wirkung bei den harten und mit einer Federkraft begabten Fasern eines solchen Thieres hervor, sollte selbige nicht noch weit nachtheiligere Folgen bei den Fasern des Menschen, welche viel schwächer sind, und bei den noch zärtern der Frauenspersonen nach sich ziehen? Aber, wird man sagen, wie kann von unserm vornehmen Frauenzimmer verlangt werden, daß sie Leibesübungen und Arbeiten, wie

die Weiber auf dem Lande, vornehmen sollen? Das ist nun auch eben nicht nöthig, daß sie auf das Land hinausgehen, und mit den Bauerweibern gemeinschaftlich arbeiten. Giebt es denn nicht andere Arten von Uebungen und Leibesbewegungen, welche annehmlicher, und ihrem Range nicht zuwider sind? Das Spazierengehen und Fahren, zum Exempel, ein mäßiger Tanz, das Singen, u. d. gl. Freilich so viel, als die wirklichen und gewöhnlichen Arbeiten mit dem Körper, richten dergleichen Bewegungen nicht aus; indessen bleibt es doch immer gewiß, daß, wofern selbige zum öftern vorgenommen, und nach der Jahrszeit abgewechselt würden, sie die Gliedmassen ungemein stärken, und die Fehler einer ersten allzuweichlichen und zum Müßiggange gewöhnten Erziehung verbessern könnten. Ich fodere diejenigen Frauenzimmer selbst hierüber zu Richterinnen auf, welche gewöhnlich alle Jahre aufs Land zu reisen, und daselbst die angenehme Jahrszeit auf ihren Landhäusern zuzubringen pflegen; woselbst sie alle Tage neue Gemüths- und Leibesveränderungen bald durch Spazierengehen, bald durch Fischen ꝛc. vornehmen. Was für einen Unterschied bemerken selbige nicht an ihrer Gesund-

heit, wenn sie die Stadt verlassen haben, und wenn sie alsdann wieder in dieselbige zurükkehren? Es ist wahr, sie können sich dieselbigen Vortheile in der Stadt nicht verschaffen; allein müssen sie sich denn deswegen einer gänzlichen Unthätigkeit ergeben, und sollten sie nicht vielmehr dadurch, daß sie täglich eine Bewegung vornähmen, die Stärke, die Hurtigkeit und Aufgeräumtheit, die sie vom Lande mitgebracht haben, zu erhalten suchen?

Das vornehme Frauenzimmer, wenn es einmal eine Leibesübung vorgenommen hat, pflegt sich gemeiniglich durch die Müdigkeit und Entkräftung, so einige darauf empfinden, abschrekken zu lassen. Sie sind matt und kraftlos, können auf den Füssen kaum stehen, und wollen von der geringsten Bewegung nichts mehr hören. Der Grund von dergleichen entkräftenden Ermüdung liegt in nichts andern, als weil sie gemeiniglich bei ihrer ersten Bewegung, die sie vornehmen, gar zu wenig Behutsamkeit gebrauchen. Man hat ihnen, spazieren zu gehen, frische Luft zu schöpfen, und sich aufzumuntern, angerathen; allein, wenn man dabei vergißt, daß sie dieses blos stufenweise thun sollten, um sich nach und nach dazu zu gewöhnen, so glauben sie, daß sie gleich das

erste=

erstemal nicht genug thun können, und daß, ie mehr sie sich angreifen, und ie müder sie sich machen, sie desto eher gesund werden, und die versprochenen Vortheile davon erhalten werden. Es verhält sich mit einem Frauenzimmer vom Stande, welches eine Leibesübung vorzunehmen nicht gewohnt ist, eben so, wie mit einem genesenen Patienten, welcher nach einer langen Krankheit zu gehen anfängt. Anfänglich spaziert selbiger nur wenige Schritte in seinem Zimmer auf und nieder; den nächsten Tag thut er selbige im Hause; und wenn er seine Füsse versucht hat, und sie wieder steif befindet, so begiebt er sich eine oder zwei Stunden lang zu der angenehmsten Zeit des Tages nach einem öffentlichen Spazierort an die freie Luft. Die folgenden Tage hält er sich schon länger daselbst auf. Blos durch Beobachtung dergleichen Behutsamkeit sezt er sich in den Stand, seine gewöhnlichen Uebungen wieder vorzunehmen. Und eben dergleichen Verhalten sollten auch unsere vornehmen Frauenzimmer, und vornemlich unsere Jungfern, beobachten. Woher rührt bei ihnen die Hartnäkkigkeit der Bleichsucht und anderer Krankheiten und des siechen Wesens anders, als von ihrer Unthätigkeit und beständigem Müßig-

gehen? Der Grund von dieser Verderbniß der flüßigen und Schwäche der festen Theile ist der Mangel der Wirkung der festen auf die flüßigen Theile. Man verstärke nur die Kraft der Fasern durch Eisenarzeneien, und befördere ihre Wirkung durch Leibesübung und Bewegung, so wird man die Dunstigkeit des Gesichts verschwinden sehen: die Wangen und Lippen werden die frischeste und lebhafteste Farbe bekommen, und der ganze Körper wird seine Stärke und natürliche Lebhaftigkeit wieder erhalten. Man muß hier der Liebe zum Stillesizzen, welche Frauenzimmer bezeigen, nicht nachgeben, sondern sie ordentlich zwingen, von ihrem Stuhle aufzustehen; Treppe auf Treppe nieder zu steigen und spazieren zu gehen, doch immer stufenweise. Ich versichere sie, daß dergleichen täglich vorgenommene Bewegung sie weit sicherer, und geschwinder, als alle Arzeneimittel, gesund machen werden. Sie werden vermittelst der Bewegung eine starke Natur erlangen, und sich in den Stand sezzen, in der Folge Kinder, welche gesund, stark, und von unzählich vielen Zufällen, die sie blos der Schwäche und Weichlichkeit der Mutter zuzuschreiben haben, verschont bleiben werden, zu bekommen.

# Wie sich Frauenzimmer gegen eifersüchtige Männer zu verhalten haben.

Die erste Regel, die ich zur Beobachtung vorschlage, ist, daß ihr nie scheinen müßt, einen Fehler an andern zu mißbilligen, dessen der eifersüchtige Mann sich selbst bewußt ist, oder irgend etwas zu bewundern, worin er nicht vortreflich ist. Ein Eifersüchtiger ist sehr schnell in seinen Anwendungen, weiß ieder Sache einen doppelten Sinn zu geben, und aus dem Lobe eines andern eine Satire auf sich selbst herauszuziehen. Um die Person bekümmert er sich nicht, er sieht nur auf den Charakter, und ist heimlich vergnügt oder beschämt, nachdem er mehr oder weniger von sich selbst darinnen findet. Alles, was man an einem andern lobt, erregt seine Eifersucht, denn es zeigt, daß ihr noch ausser ihm auf etwas einen Werth legen könnt: und mangelt ihm das selbst, was an einem andern gelobt wird, so wird er noch mehr entflammt, denn das zeigt gewissermassen, daß ihr andere ihm vorzieht. Horaz beschreibt die Eifersucht, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, sehr schön in seiner Ode an die Lydia:

Wenn von dem Rosennakken des Telephus,
Und seinen weichen Armen entzükt du sprichst,
Dann schwillt, o Lydia, mein Herz, dann
Flammt es von Eifersucht ganz und Rache.
Mir selbst entrissen bin ich alsdann, es weicht
Von meiner blassen Wange die Farb', es rinnt
Die Wange dann des Zornes Thräne
Nieder, die Zeuginn der Glut, von der ich
Verzehret werde ꝛc.

Der Eifersüchtige ist zwar nicht unzufrieden darüber, wenn ihr andere tadelt; aber wenn ihr solche Fehler findet, die in seinem eigenen Charakter sind, so entdekt ihr nicht nur allein, daß ihr mit andern, sondern auch, daß ihr mit ihm selbst nicht zufrieden seid. Kurz, er hat ein so grosses Verlangen, eure ganze Liebe auszufüllen, daß es ihm schmerzt, wenn ihm irgend etwas fehlt, das dieselbe erregen könnte; und wenn er in eurem Tadel über andere findet, daß er in eurer Meinung nicht so angenehm ist, als er sein könnte, dann schließt er natürlich, daß ihr ihn nicht mehr lieben könntet, wenn er andere Eigenschaften hätte, und daß folglich eure Liebe gegen ihn so hoch nicht steiget, als er denkt, daß sie steigen sollte. Wenn er also bei verdrüßlicher Laune ist, so müßt ihr

keinen

keinen sonderlichen Wohlgefallen an Scherzen zeigen, oder von irgend etwas entzükt scheinen, das munter oder vergnügt ist. Wenn seine Schönheit nicht die grösste ist, so müßt ihr erklärte Bewunderinnen der Klugheit oder irgend einer andern Eigenschaft sein, die er besizt, oder wenigstens eitel genug ist, zu glauben, daß er sie besizze.

Zunächst müßt ihr ja immer aufrichtig und ofenherzig in eurem Umgange mit ihm sein, alle eure Handlungen ihm im vollkommensten Lichte zeigen, alle eure Absichten ihm entwikkeln, und iedes Geheimniß, wie gleichgültig und nichtsbedeutend es auch immer sein mag, ihm entdekken. Ein eifersüchtiger Ehemann hat eine besondere Abneigung gegen alles Gewinke und Geflistere, und wenn er nicht in iedes Ding bis auf den Grund siehet, so verfällt er sogleich in seiner Furcht und Argwohn auf das schlimmste. Er wird immer erwarten, euer erster Vertrauter zu sein, und wo er sich von einem Geheimnisse ausgeschlossen findet, wird er immer glauben, daß mehr an der Sache ist, als daran sein sollte. Und hier ist es von grosser Wichtigkeit, daß der Charakter eurer Aufrichtigkeit durchaus einförmig und sich selbst

gleich

gleich bleibe. Denn findet er nur einmal, daß ihr eine Handlung im falschen Lichte gezeiget habt, so argwohnt er sogleich alles übrige; seine immer geschäftige Einbildungskraft ergreift einen falschen Wink, und läuft damit in verschiedene entfernte Folgen fort, bis er mit äusserstem Scharfsinn sein eigenes Elend gewirkt hat.

Wenn diese beiden Mittel nicht anschlagen, so ists wol am besten, wenn ihr ihm sehen laßt, daß ihr der üblen Meinung wegen, die er von euch unterhält, und über die Unruhe, die er sich selbst eurentwegen macht, äusserst niedergeschlagen und betrübt seid. Manche Frauenzimmer finden eine Art von barbarischem Vergnügen in der Eifersucht derjenigen, welche sie lieben, die stolz sind auf ein Herz, das sich um ihrentwillen quält, und über die Reize triumphiren, welche im Stande sind, so viele Unruhe zu erregen.

Obgleich ihr Herz der Liebe Glut entzündet,
Freut sie sich doch der Pein des Liebenden.

Juvenal.

Aber diese treiben oft ihre Laune so weit, bis ihre affektirte Kälte und Gleichgültigkeit alle die Zärtlichkeit eines Liebhabers gänzlich tödtet, und sie können dann gewiß sein, daß sie ihrer Seits alle

die

die Verachtung finden, die ein so trozziges und stolzes Betragen verdient. Es ist im Gegentheil sehr wahrscheinlich, daß ein trauriges, niedergeschlagenes Betragen, die ordentliche Wirkung der beleidigten Unschuld, den eifersüchtigen Ehemann zum Mitleid umschmelzen, das Unrecht, das er euch anthut, bereuen machen, und aus seiner Seele alle diese Furcht und Argwohn, die euch beide unglüklich machen, herausbringen wird. Wenigstens wird es diese gute Wirkung haben, daß er seine Eifersucht bei sich selbst behält, und sich im Stillen quält, entweder, weil ers fühlet, daß es eine Schwachheit an ihm ist, und sie deswegen vor euch zu verbergen sucht, oder weil er die üble Wirkung fürchtet, die sie hervorbringen könnte, indem sie eure Liebe gegen ihn kalt machen, oder einem andern zuwenden möchte.

Es ist noch ein Geheimniß, das nicht fehlen kann, wenn man es euch glaubt, und das oft von Frauenzimmern, die mehr List als Tugend besizzen, ausgeübt wird, und dies besteht darinnen, daß ihr auf einige Zeit mit dem eifersüchtigen Manne abwechselt, seine Leidenschaft gegen ihn selbst kehret, einige Gelegenheit ergreift, eifersüchtig über ihn zu werden, und dem Beispiele folgt, das

er euch gegeben hat. Diese verstellte Eifersucht wird ihm kein geringes Vergnügen machen, wenn er sie für wirklich hält; denn er weiß aus der Erfahrung, wie sehr die Liebe von dieser Leidenschaft begleitet zu sein pflegt, und wird ausserdem etwas, gleich dem Vergnügen der Rache, empfinden, wenn er sieht, daß ihr alle seine eigene Qualen ausstehet. Aber freilich ist dies ein so schwerer Kunstgrif, und zu gleicher Zeit ist es so unaufrichtig gehandelt, daß er nie sollte in Ausübung gebracht werden, als nur von solchen Frauenzimmern, die Geschiklichkeit genug haben, ihren Betrug zu verbergen, und zugleich Unschuld genug, ihn zu entschuldigen.

Ich werde diesen Versuch mit der Geschichte des Herodes und der Marianne beschliessen, die ich aus dem Josephus gesammlet habe, und die als ein Beispiel fast zu allem, was sich über diesen Gegenstand sagen läßt, dienen kann.

Marianne hatte alle die Reize, die Schönheit, Geburt, Wiz und Jugend einem Frauenzimmer geben können, und Herodes alle die Liebe, die solche Reize in einem warmen und verliebten Gemüthe erregen können. Mitten in seiner Zärtlichkeit für Marianne ließ er ihren Bruder, und

wenige Jahre hernach ihren Vater hinrichten. Die Grausamkeit dieser Handlung wurde dem Mark Anton vorgestellt, der den Herodes sogleich nach Egypten berief, um wegen des Verbrechens, das ihm zur Last gelegt wurde, Rede und Antwort zu geben. Herodes schrieb diese Vorfoderung der Begierde des Antonius nach Mariannen zu, und gab sie deswegen vor seiner Abreise seinem Oheim, Josephus, in Verwahrung, mit dem geheimen Befehle, sie hinrichten zu lassen, wenn ihm selbst mit einer solchen Gewaltthätigkeit gedrohet würde. Dieser Josephus fand sehr viel Vergnügen in dem Umgange mit Mariannen, und wandte alle seine Kunst und Beredsamkeit an, die Leidenschaft des Herodes für sie in ihrer ganzen Grösse ihr zu zeigen; da er sie aber beständig kalt und ungläubig fand, so sagte er ihr unüberlegter Weise, als ein sicheres Beispiel von der Liebe ihres Herrn gegen sie, die geheimen Befehle, die er hinterlassen hätte, die, nach Josephus Auslegung, klärlich zeigten, daß er ohne sie weder leben noch sterben könne. Dieses barbarische Beispiel einer wilden unvernünftigen Leidenschaft löschte auf einige Zeit alle die kleinen Ueberbleib-

sel der Zuneigung, die sie noch immer für ihren Herrn hatte, gänzlich aus; denn nun waren ihre Gedanken so gänzlich mit der Grausamkeit dieser Befehle angefüllt, daß sie nicht vermochte, die Güte zu überlegen, die sie verursacht hatten, und er zeigte sich daher ihrer Einbildungskraft immer, mehr unter dem fürchterlichen Bilde eines Mörders, denn als ein Liebhaber. Herodes war nun von dem Antonius losgesprochen, und seine ganze Seele war nun in Flammen für seine Marianne. Aber ehe er noch mit ihr zusammen kam, wurde er nicht wenig beunruhigt, als er von seines Oheims Umgange und Vertraulichkeit mit ihr Nachricht erhielt. Dies war deswegen die erste Unterredung mit ihr, und sie fand es nicht leicht, seinen Verdacht über diesen Punkt zu beruhigen. Endlich aber schien er doch mit ihrer Unschuld so zufrieden, daß er von Vorwürfen und Zank in Thränen und Umarmungen fiel. Beide weinten zärtlich über ihre Aussöhnung, und Herodes goß seine ganze Seele in den zärtlichsten Versicherungen der Liebe und Beständigkeit gegen sie aus. Mitten unter seinem Seufzen und Schmachten fragte

sie

sie ihn, ob die geheimen Befehle, die er seinem Oheime, Josephus, hinterlassen hätte, auch ein Beispiel einer so entflammten Neigung wären? Der eifersüchtige König wurde sogleich über eine so unerwartete Frage äusserst aufgebracht, und schloß daraus, sein Oheim müßte mit ihr allzuvertraut gewesen sein, ehe er ihr ein solches Geheimniß hätte entdekken können. Kurz, er ließ seinen Oheim hinrichten, und nur mit vieler Mühe konnte er es von sich selbst erhalten, daß er Mariannen verschonte.

Er wurde nachgehends zu einer zweiten Reise nach Egypten gezwungen, und bei dieser Gelegenheit vertraute er seine Gemahlinn der Sorgfalt des Sohemus mit den nemlichen geheimen Befehlen, die er vorher seinem Oheime gegeben hatte, auf dem Fall, daß ihm selbst ein Unglük zustossen sollte. Marianne vermochte indessen durch ihre Geschenke und ihren verbindlichen Umgang so viel über den Sohemus, daß sie das ganze Geheimniß aus ihm herausbrachte, das Herodes ihm anvertrauet hatte, so daß sie ihn, als er nach seiner Zurükkunft mit allen den Entzükkungen der Freude uud Liebe zu ihr

flog, kaltsinnig, mit Seufzern und Thränen und allen den Zeugen der Gleichgültigkeit und Abneigung empfieng. Dieser Empfang erregte seinen Unwillen so sehr, daß er sie sicher mit eigner Hand erwürgt hätte, wenn er nur nicht gefürchtet, daß er selbst dadurch am meisten leiden würde. Nicht lange hernach bekam er einen andern heftigen Anfall von Liebe, und schikte nach Mariannen, die er durch alle mögliche eheliche Schmeicheleien zu besänftigen und auszusöhnen suchte. Aber sie wich seinen Umarmungen aus, und erwiederte alle seine Zärtlichkeit mit bittern Vorwürfen wegen des Todes ihres Vaters und Bruders. Dieses Betragen entflammte den Herodes so sehr, daß er sich mit harter Mühe, sie zu schlagen, enthielt. In der größten Hizze ihres Streits kam ein Zeuge herein, der von einigen von Mariannens Feinden bestellt war, und welcher sie bei dem Könige des Vorhabens, ihn zu vergiften, anklagte. Herodes war nun gerade in der Fassung, alles zu ihrem Nachtheile anzuhören, und befahl sogleich, daß ihr Bedienter auf die Folter gelegt werden sollte; und dieser

ser gestand in dem Aeussersten seiner Schmerzen, daß die Abneigung seiner Frau von etwas entstünde, das Sohemus ihr gesagt hätte, aber einen Vorsaz, zu vergiften, leugnete er beständig, daß er das geringste wisse. Dieses Bekenntniß fiel für den Sohemus bald sehr unglüklich aus, denn er fiel nun in denselben Verdacht und Urtheil, das Josephus vor ihm bei gleicher Gelegenheit hatte. Herodes blieb dabei nicht stehen, sondern klagte sie mit vieler Heftigkeit einer Absicht auf sein Leben an, und, vermöge seines Ansehens über die Richter, ward sie öffentlich verdammt und hingerichtet. Bald nach ihrem Tode wurde Herodes niedergeschlagen und melancholisch, entzog sich der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten, und begab sich in einen einsamen Wald, um sich daselbst allen den finstern Betrachtungen zu überlassen, welche nothwendig von einer Leidenschaft entstehen müssen, die aus Liebe, Reue, Mitleiden und Verzweiflung zusammengesezt ist. Er fieng nun an, um seine Marianne zu rasen, ihr in den Anfällen seiner Raserei zu rufen, und, aller Wahrschein-

lichkeit nach, würde er ihr bald gefolgt sein, wären nicht seine Gedanken noch zu rechter Zeit durch öffentliche Stürme, die ihn dazumal sehr nahe drohten, von einem so traurigen Gegenstande abgerufen worden.

II.

# Fabeln Erzählungen und Einfälle.

# Inhalt.


1. Die Schwäzzerinn.
2. Betrug der Leidenschaften.
3. Vortheile guter Gesellschaft.
4. Das Bauermädchen.
5. Die gute Frau.
6. Die tugendhafte Gattinn.
7. Die bußfertigen Sünderinnen.
8. Das kluge Mädchen.
9. Die tugendhafte Frau.
10. Die Sache von Wichtigkeit.
11. Das gute Beispiel.
12. Die Bienen.
13. Der Wunderbeutel.
14. Der Pfau und der Schwan.
15. Der junge Schäfer.
16. Das Lieblingsschäfchen.
17. Der Kinderberg.
18. Das wizzige Mädchen.
19. Der junge Baum und der Gärtner.
20. Die Centifolie und die wilden Rosen.
21. Das böse Kind.
22. Die junge Schwalbe und ihre Mutter.
23. Mathildis.
24. Der Reiher.
25. Der Pfau.
26. Die Taube, die Dohle und die Elster.
27. Die reisenden Frauenzimmer.
28. Die Nachtigall und der Habicht.
29. Die Unterschrift.
30. Chinesische Geschichten.
31. Erfolg der Liebe zu den Lustbarkeiten.


Die

# Die Schwäzzerinn.

Die Menschen überhaupt suchen weniger sich zu unterrichten, als bewundert zu werden. Es ist daher ein sicheres Mittel, in Gesellschaft zu mißfallen, wenn man mehr mit sich, als den andern beschäftigt scheint.

Um sich an einer unüberwindlichen Schwäzzerinn zu rächen, die sonst viel Verstand hatte, brachte man sie mit einem Manne in Gesellschaft zusammen, den man für sehr gelehrt ausgab. Diese Frau war sehr vergnügt darüber; um sich nun von ihm bewundern zu lassen, fieng sie an zu reden, that hundert Fragen an ihn, ohne zu bemerken, daß er ihr auf keine antwortete. Als die Gesellschaft aus einander gieng, fragte man sie, ob sie mit ihrem Gesellschafter zufrieden wäre? „O, es ist ein vortreflicher Mann, antwortete sie, er hat ungemeinen Verstand.„ Ein ieder fieng darüber laut an zu lachen; denn dieser grosse Geist war ein Stummer.

# Betrug der Leidenschaften.

Die Leidenschaften zeigen uns die Gegenstände öfters nur von gewissen Seiten; sie hintergehen uns auch wol damit, daß sie uns bisweilen etwas an einer Sache vorstellen, was gar nicht an derselben ist. Man hat dieses durch folgende kleine Erzählung sagen wollen: Ein Geistlicher und eine galante Dame hatten gehört, daß der Mond bewohnt wäre; sie glaubten es, und sahen beide mit dem Telescop in der Hand sich nach den Einwohnern im Monde um. „Wo ich mich nicht irre, sagte die Dame, so sehe ich ein paar Schatten, die sich gegen einander beugen: o, vermuthlich sind das ein paar glükliche Liebende —.„ „Ei nicht doch, Madame, antwortete der Geistliche, die beiden Schatten, die Sie sehen, sind ein paar Glokkenthürme an einer Kathedralkirche.„

# Vortheile guter Gesellschaft.

Bist du Ambra? sagte ein Weiser zu einem Klumpen wohlriechender Erde, den er aus einem Bade mitgenommen hatte; du riechst mir vortreflich. Der Klumpen antwortete ihm: Ich

bin nichts weiter, als schlechte Erde; aber ich habe einige Zeit unter den Rosen gewohnt.

## Das Bauermädchen.

Einem jungen Bauermädchen, das einen Esel vor sich hertrieb, begegnete ein junger Edelmann, der das Mädchen ziemlich artig fand, und sie fragte: wo sie her wäre — Von Villeguif, gab sie ihm zur Antwort. Ihr werdet demnach die Tochter des Nikolaus Quillot kennen, thut mir doch den Gefallen, und überbringt ihr von mir einen Kuß, fuhr der Edelmann fort, und wollte sie zu gleicher Zeit umarmen. Das junge Mädchen aber wehrte sich: „Mein Herr, sagte sie, wenn es eilfertig sein soll, so gebt ihn nur meinem Esel; denn der kömmt eher nach Hause, als ich.„ Und zu gleicher Zeit riß sie sich aus seinen Armen los.

## Die gute Frau.

Anstatt seine Bediente als unglükliche Freunde anzusehen, begegnen ihnen meistentheils die Grossen als geringen Sklaven, die nur gemacht

zu sein scheinen, den Eigensinn ihrer Herren zu befriedigen. Die Meerkazze der Marquise von — — biß einer ihrer Kammerjungfern in den Arm, und der Biß war so arg, daß man die ersten Tage in Sorgen stand, er möchte tödtlich werden. Am ersten Tage schalt die Marquise ihre Meerkazze auf eine sehr ernstliche Art, und verbot ihr, in Zukunft nicht mehr so arg zu beissen. Das verunglükte Mädchen kam diesmal mit dem Verlust ihres Armes durch. Die Marquise, die sie in ihren Diensten nicht mehr wie vorher brauchen konnte, gab ihr den Abschied mit dem Versprechen, daß sie für sie sorgen wollte. Der Marquis stellte ihr vor, daß dieses Verfahren unmenschlich sei; aber die Marquise antwortete ihm: „Was soll ich mit dem Mädchen weiter anfangen? sie hat keinen Arm mehr.„

## Die tugendhafte Gattinn.

Eine tugendhafte Frau wurde von einer andern gebeten, daß sie ihr doch sagen möchte, was sie für ein Geheimniß habe, sich in der Gunst ihres Mannes zu erhalten. „Es bestehet darinnen, daß

daß ich alles thue, was ihm gefällt, und alles mit Geduld ertrage, was mir nicht gefällt. „

## Die bußfertigen Sünderinnen.

Zwo Herzoginnen sagten einst zu einander: Ostern kömmt heran, das giebt Gelegenheit zum Nachdenken; wir sind grosse Sünderinnen. Was sollen wir aber thun? — Ei nun, wir wollen unsere Bedienten fasten lassen.

## Das kluge Mädchen.

Man tadelte ein junges Frauenzimmer, daß sie einen Menschen heirathen wolle, der gerade zu den Sitten und Moden seiner Zeit entgegen lebte; kurz, ein Original. Der Eigensinn dieses Menschen war aber nur ein Fehler des Verstandes, und niemand hatte ein redlicheres Herz, als er. Das Frauenzimmer, dem es nicht an Verstand fehlte, gab daher sehr wohl zur Antwort: „Ich heirathe ihn, weil ich hoffe, daß er ein guter Ehemann aus Eigensinn werde. „

## Die tugendhafte Frau.

Eine artige und tugendhafte Bürgersfrau hatte einem

einem groſſen Herrn eine ſehr heftige Neigung eingeflößt. „Eure Tugend, ſagte er zu ihr, iſt es, was ich am meiſten an euch liebe —„ „Nun gut, antwortete ſie ihm, ſo ſezzen Sie mich nicht der Gefahr aus, das zu verlieren, was Sie am meiſten an mir lieben.„

## Die Sache von Wichtigkeit.

Mademoiſelle N** ließ alle ihre Anverwandte und Freunde zuſammen kommen, um ſie um Rath zu fragen, und ihre Einwilligung zu erhalten, daß ſie ſich — eine Warze, die ſie an der Stirne bekommen hatte, ausſchneiden laſſen dürfte. Kurze Zeit hernach heirathete ſie einen Landſtreicher, ohne iemanden zu Rathe zu ziehen. Wie viele Frauenzimmer ſind nicht der Mademoiſelle N** ähnlich?

## Das gute Beiſpiel.

Man rieth einer ehrwürdigen Dame, an den Hof zu gehen, um ihm ein gutes Beiſpiel zu geben. „Ich kann ihm kein beſſeres Beiſpiel geben, ſagte ſie, als daß ich ihn verlaſſe.„

Die

# Die Bienen.

In einer Versammlung, welche die Bienen hielten, warf eine unter ihnen die Frage auf: ob man wol fortfahren sollte, Honig für die Menschen zu machen? Wir können ja für uns selbst arbeiten, sagte sie, wir können uns in unsere Einsamkeit begeben, und die Stökke der undankbaren Menschen leer lassen. Verdienen sie, daß wir etwas für sie thun? Sie, die nicht nur uns unter die Insekten zählen, und die Störche, unsere ärgsten Feinde, auf den Dächern ihrer Häuser beherbergen, sondern uns auch am Ende für alle unsere Arbeit, die wir für sie unternehmen, mit dem Tode belohnen. — Ihr Vorschlag wurde verworfen, und man kam überein, daß man fortfahren wollte, in den Bienenstökken zu arbeiten. Besser ists, sagten die Bienen, wir folgen dem Instinkt, den die Natur in uns gelegt hat, und leben und sterben als Bienen, denen die Menschen das Süsseste, was sie besizzen, zu verdanken haben, als daß wir unsere Art verleugnen. Wenn wir nur für uns selbst leben, so werden wir für sie nichts anders, als Fliegen mit Stacheln bewafnet sein, das heißt wirkliche Insekten, und dann so müssen

wir nicht vergessen, daß unser Geschlecht für die Menschen und zu ihrem Dienste geschaffen ist.

## Der Wunderbeutel.

Es war einmal ein Mensch, der hatte einen Beutel, aber das war gar ein wunderbarer Beutel. Ordentlicher Weise war nichts drinnen: aber im Nothfall fand der Mensch gerade immer so viel Gold und Silber darinnen, als er nöthig hatte. Das Urtheil der Leute über das Glük desjenigen, der den Beutel besaß, war unterschiedlich. Der Mensch ist glüklich, meinten einige, denn er hat immer, was er zur Noth braucht; was kann man mehr verlangen? Andere waren der Meinung, ein hübsches Kapitälchen, das Herz und Sinn ergözte, und worüber man nach Belieben schalten und walten könnte, das wäre doch besser, als dieser Beutel. Ein alter ehrwürdiger Greis entschied die Sache. Dein kleiner Beutel, o Mensch, den der Himmel liebt, (sagte er) ist unserm größten Goldhaufen vorzuziehen. Könnten wir doch für alle unsere Reichthümer so einen Beutel haben: wie glüklich wären wir!

Der

# Der Pfau und der Schwan.

Ein Pfau breitete an dem Ufer eines Teiches seine schönen Federn so gut aus, als er nur konnte. Der Schwan, der auf dem Teiche herumschwamm, bewunderte die Schönheit des Pfauen, und gab ihm deswegen viele Lobsprüche. Der Pfau antwortete dagegen, er könne gar nicht in Abrede sein, daß ihm die Natur viele Schönheiten verliehen hätte, aber diese reichten doch lange nicht an die Schönheiten des Schwans. Wie so? erwiederte der Schwan. Ich sehe nichts an mir, ausgenommen die weisse Farbe meiner Federn, und überdieses habe ich so schwarze Füsse, daß ich selbst nicht weiß, ob sich mehr Schönes oder mehr Häßliches an mir findet. Diese Worte nahm der Pfau für einen heimlichen Vorwurf wegen seiner häßlichen Füsse an, und versezte ganz kaltsinnig: Es kann wol sein, daß ich an meinen Füssen auch nicht so gar schön aussehe, inzwischen ist doch das Uebrige an mir so schön, daß es das Häßliche gar sehr überwiegt, und das leztere gegen das erstere für nichts zu achten ist. —

Der eitle Mensch hört sich selbst gerne loben, und wenn er von sich demüthig spricht, und andere lobt, so will er nur so viel mehr von andern

gelobt sein. Seine Fehler aber verkleinert er, und will nicht gerne davon hören. Ein Vernünftiger hingegen hört das Löbliche an sich ohne Hochmuth an, und scheuet sich nicht, seine Fehler zu gestehen.

## Der junge Schäfer.

Ein junger Schäfer, dem der Vater die Sorgfalt über die Heerde in seiner Abwesenheit übergeben hatte, hörte den Gesang einer Nachtigall mit grossem Vergnügen an. Er ließ sich davon so sehr reizen, daß er dem Vogel, der sich nach und nach tief in das Gebüsch hinein begab, immer nachgieng, und darüber die ihm anvertraute Heerde vergaß. Unter der Zeit gerieth der Wolf unter die verlassenen Schaafe, und zerriß deren unterschiedene. Endlich hörte die Nachtigall, die den jungen Schäfer hier belustigt hatte, auf, zu singen, und dieser fieng nun an, sich seiner Schaafe zu erinnern, und mit schnellen Schritten dahin zu eilen, wo er sie gelassen hatte. Er fand zu seinem grossen Leidwesen die blutigen Fußstapfen des Wolfes, der die Anzahl seiner Schaafe vermindert hatte. Nun bereuete ers zu spät,

daß

daß er sich durch die Annehmlichkeiten eines kurzen Gesangs von seiner Pflicht hatte abziehen lassen, und dadurch dem Wolfe Gelegenheit gegeben hatte, Schaden zu thun. —

Wie leicht lassen sich junge Gemüther durch ein geringes Vergnügen verleiten, daß sie ihre nöthigen Geschäfte verabsäumen, und sich selbst allerhand Verdruß zuziehen.

## Das Lieblingsschäfchen.

Ein Schäfer sorgte zwar durchgängig für alle seine Schaafe, aber doch war er einem darunter vorzüglich gewogen. Dieses, sein Liebling, fraß ihm aus der Hand, und trank aus seinem Becher. Im Winter brachte ers an einen warmen Ort, und im Sommer bauete er ihm eine grüne Laube, wo es bei grosser Sonnenhizze im Kühlen ruhen konnte. Dieses sahen die Schaafe mit einiger Mißgunst an, und konnten sich nicht enthalten, darüber Klagen zu führen. Ein einziges unter ihnen, das ein wenig älter als die andern war, blieb dabei ganz gleichgültig, und sagte zu ihnen: Sehet ihr denn, daß der Schäfer uns deswegen verabsäumt, weil er ein einziges unter

uns vorzüglich lieb hat? Sorgt er nicht für eins so gut als für das andere, um ihm Nahrung, so viel es braucht, zu verschaffen? Diese Freiheit kann ihm niemand versagen, daß er einem einzigen mehr als dem andern zuwendet, wozu er ohne Zweifel seine gerechten und billigen Ursachen hat, wenn wir dieselben gleich nicht einsehen.

## Der Kinderberg.

Mitten in einer angenehmen Gegend erhub sich ein kleiner Berg, der ganz mit Blumen bedekt war, die man dahin hatte pflanzen lassen. Diese Blumen waren von allen Arten immer eine glänzender und schöner als die andere, und an keinem andern Orte wuchsen Blumen, die ihnen ähnlich gewesen wären. Auf der Spizze des Berges war ein kleines Zimmer, aus dem man die ganze Gegend übersehen, und sich auf die angenehmste Art vergnügen konnte, indem man daselbst eine Luft athmete, die mit dem Geruche von allen diesen Blumen durchbalsamt war, und des Honigs genoß, den die Bienen aus diesen Blumen bereiteten. Dieser Berg war mit einem le-

bendigen Zaun umgeben, der die Vorübergehenden hinderte, denselben zu besteigen.

Der Herr des Berges hatte viele Kinder, und zu ihrem Vergnügen baute er ihn an, und besezte ihn mit Blumen. Um sie aber in der Geduld zu üben, und sie aufmerksam und fleißig zu machen, so wollte er nicht, daß sie einen Weg vor sich sehen sollten, auf den Berg hinauf zu kommen, noch daß die Thüre ihnen eröfnet würde. Zwar hatte er Oefnungen hier und da unten am Zaune anbringen lassen, durch die ein Kind durchschlüpfen konnte, aber diese Oefnungen waren so klein, daß man sie kaum bemerkte, und sie waren so gemacht, daß man den Ausgang derselben nicht wahrnehmen konnte. Sie zogen sich in das Dichte der Hekke hinein, und man mußte in der That viel Herzhaftigkeit besizzen, und keine Dornen scheuen, wenn man sich damit einlassen wollte. Den Kindern gefiel die Schönheit des kleinen Berges, den sie vor sich sahen. Sie giengen immer drum herum, und waren voller Begierde, hinauf zu kommen: aber keines von ihnen bemerkte die kleinen Oefnungen. Sie scheuten die Dornen, und waren eher auf ein Mittel bedacht, über die Hekke hinweg, als auf eine andere Art durch dieselbe

hindurch zu kommen. Ihre Mutter, die immer in der Stille auf sie Acht gab, suchte ein Mittel, ihnen diesen Durchgang zu erleichtern, und es gelang ihr damit. Sie pflanzte heimlich Veilchen in die kleinen Oefnungen des Zauns, und sagte dann zu ihren Kindern, daß das Veilchen die Blume wäre, die sie vor allen andern liebte, und daß es ihr lieb sein würde, wenn sie sich damit puzzen wollten. Diejenigen von den Kindern, die ihre Mutter am meisten liebten, fiengen sogleich an, Veilchen zu suchen, und da sie sahen, daß in diesen Oefnungen deren waren, so schlüpften sie hinein, und indem sie die Blümchen pflükten, waren sie, ehe sie sichs versahen, auf der andern Seite des Zauns, sehr erstaunt sich da zu sehen, und nicht wissend, was sie von dieser Art hindurch zu kommen denken sollten, und ob das wol die rechte Art wäre, die ihr Vater im Sinne gehabt hätte, oder ob sie nur ein glükliches Ohngefähr so geführt hätte. O wie viel Blumen giebts nicht hier! sagten sie, und wie schön sie sind! Aber laßt uns erst unserer Mutter die Veilchen bringen, die wir für sie gesammlet haben, und dann wollen wir wieder kommen, und Blumen von allen Arten pflükken.

Diese

Diese Kinder, die aus Begierde, ihrer Mutter zu gefallen, die Oefnungen, die unter den Dornen des Zauns angebracht waren, gefunden hatten, und hindurch gekommen waren, bekamen hernach den Schlüssel zur Thüre, sie zu eröfnen, wenn es ihnen beliebte. Die andern bekamen, bis sie auch ihrer Seits durch die Hekke hindurch gekommen waren, keine andere Blumen, als die, welche ihre Geschwister ihnen brachten, und sie wußten nichts von dem, was man auf dem kleinen Berge sähe, als das, was jene ihnen davon erzählten. Von allen Blumen, sagten die glüklichen Kinder, ist das Veilchen, so finster es auch aussieht, immer das, welches wir allen andern vorziehen werden. Es ist dies das Blümchen, das unsere Mutter liebt, und das uns den Weg gezeigt hat, alle übrigen zu finden. Auch ziehen wir allen Spielen diejenigen vor, die uns Biegsamkeit geben, und die uns lehren, uns zu bükken: denn nur auf diese Weise können die Veilchen gepflükt werden, und können die Kleinen durch alle die Schwierigkeiten, die die Grossen aufhalten, hindurch und dahin kommen, wohin sie wünschen.

# Das wizzige Mädchen.

Es ist in Engelland ein Spiel gewöhnlich, welches darinnen besteht, daß eine Person aus der Gesellschaft sich eine gewisse Sache denken muß, und die Uebrigen, ohne zu wissen, was sich die Person denkt, müssen sagen, was der gedachten Sache ähnlich ist, und einen Grund dazu angeben. Ein junges Frauenzimmer spielte einst dieses Spiel in einer Gesellschaft, worunter sich auch eine alte Dame von sehr ehrwürdigem Charakter, mit Namen Boucher, befand. Sie verglich die Sache, an die man dachte, mit Frau Bouchers Stokke. Es war die Geschichte der Pamela. Die Geschichte der Pamela, sagte das wizzige Mädchen, gleichet dem Stokke der Frau Boucher, weil sie die Stüzze der Tugend ist.

# Der junge Baum und der Gärtner.

Was? schon umkommen! sagte ein junger Baum, erschrokken über seine sterbende Blätter, indem er glaubte, daß er selbst schon sterben müßte. Hätt' ich doch, fuhr er fort, viel lieber nie das Leben gekannt, als daß ich es schon so bald verlieren soll. — Beruhige dich, sagte der Gärt-

Gärtner zu ihm. Es ist nicht das Leben, was du verlierst, du verlierst nur den Anschein desselben, und was dir begegnet, das begegnet allen Pflanzen in meinem Garten. Alle müssen die Kälte des Winters ausstehen, der sie ihres grünen Schmuks beraubt; alle erwarten in diesem Zustande, daß die Sonne zurükkehre, und sie aufs neue schmükke. Wenn ein Schikfal, das du mit deinem ganzen Geschlechte gemein hast, dich noch nicht zufrieden stellen kann, so verlasse dich doch wenigstens auf den, der dich gepflanzet, und der nichts deinetwegen befürchtet, da er deine Blätter fallen sieht.

## Die Centifolie und die wilden Rosen.

Mit stolzem Mitleide sah eine reizende Centifolie auf einige wilde Rosen, die ihr in der Nähe blühten, herab. Arme Kinder, sprach sie, wie bedaure ich euch! wie armselig und elend seht ihr nicht aus! In der That, wer uns gegen einander hält, sollte wol nicht denken, daß wir zu einerlei Geschlechte gehörten. Wahrhaftig, die Natur hat sich gegen euch als eine wahre Stief-

mutter erzeigt, oder ihr müßt ihre Geschenke muthwillig verachtet und unkultivirt gelassen haben. — Nichts zu bedauren, mein schönes Fräulein, erwiederte ihr eine der wilden Rosen. Wir sind mit der lieben Mutter Natur ganz wohl zufrieden, und der ganze Unterschied, der zwischen Ihnen und uns ist, möchte auch wol nicht von ihr, sondern blos von dem Gärtner herkommen, der mehr dafür gesorget, Ihre Reize zu entwikkeln, als die unsrigen. Aber Dank seis ihm, daß ers nicht gethan! Es ist freilich eine ganz feine Sache, die Königinn der Blumen zu heissen, in der Farbe Aurorens zu blühen, von allen Schmetterlingen und Käfern geschmeichelt, und von Zephiretten und Amoretten selbst geküßt zu werden. Aber von eben diesen Schmetterlingen und Käfern, Zephiretten und Amoretten zerstört, nach wenigen Augenblikken alles Schmuks beraubt da liegen, vergessen und unbeklagt, und nichts gethan zu haben, als zu blühen, dies scheint uns eben so beneidenswürdig nicht zu sein. Um unsere Schönheit war niemand bekümmert, und wir hielten es in unserer Einfalt für besser, unsere Säfte, anstatt sie auf die Entwikkelung derselben zu verschwenden, lieber dazu anzuwenden, eine

Frucht

Frucht zu bilden, die dann noch dauert, wenn Ihre und unsere Blüthen lange verwelkt sein werden. Wir verblühen, ohne die Schmeichelei und Bewunderung zu geniessen, die an Sie verschwendet werden, aber dafür bleibt uns die Beruhigung, daß wir eine Frucht hinterlassen, die den Sterblichen zum Vergnügen und Labsal gereichet.

## Das böse Kind.

Ein bösartiges Kind fand sein größtes Vergnügen darinnen, daß es auf den Würmern gieng, und ihnen Schmerzen verursachte. Wozu ist sonst das Geschmeisse gut, als daß es mit Füssen zertreten wird? sagte es. Seine Mutter bat es, das doch nicht zu thun, und lieber ein Vergnügen darinnen zu suchen, diesen unschuldigen Thierchen das Leben zu retten, als sie zu quälen und umzubringen; aber das Kind achtete nicht, was die Mutter sagte. Es fuhr fort, die armen Würmchen zu zertreten, und das bekam ihm am Ende gar übel. Einst sah es eine kleine Schlange für einen Wurm an, und wollte sie auch zertreten, aber die Schlange versezte ihm einen tödtlichen Stich, und die Würmer wurden gerochen.

Die

# Die junge Schwalbe und ihre Mutter.

Eine junge Schwalbe hatte die Nachtigall singen hören, und fühlte eine gewaltige Begierde, ihr nachzuahmen. Ihr Gesang, sagte sie, übertrift den unsrigen unendlich. Das ist wahr, sagte die Mutter, aber wisse, meine Tochter, daß es besser ist, Schwalben zu bleiben, wie die Natur uns gemacht hat, als Nachtigallen zu werden, wie wir uns machen würden; denn darinnen bestehet unsere Vollkommenheit, daß wir uns in nichts von der Natur entfernen. Erinnere dich, daß sie die Fähigkeit, nachzuahmen, den Amseln gelassen hat, die man mit den Vögeln vermischt, die gar nicht singen, und zu nichts gut sind, als zum Essen, und den Staaren, die in Haufen fliegen, und die verächtlichsten Vögel sind.

# Mathildis.

Unser Glük stehet in der Hand desjenigen, der uns demselben auf tausend unvorhergesehenen Wegen entgegen führen kann. Folgende Geschichte kann davon einen Beweis abgeben, wenn anders ein Beispiel, dies zu beweisen, nöthig ist.

Ma=

Mathilde wurde sehr jung mit einem neapolitanischen Edelmann vom ersten Range vermählt, und in ihrem funfzehnten Jahre war sie schon eine Wittwe und eine Mutter. Als sie eines Tages an einem offenen Fenster eines Zimmers über den Fluß Volturna stand, und mit ihrem Kinde spielte, schlüpfte dasselbe mit einem plözlichen Sprunge aus ihren Armen, und fiel in den Fluß hinab. Vor Schrekken ausser sich stürzte sich die Mutter ihrem Kinde sogleich nach, und bemühte sich, dasselbe zu retten. Aber ihre Bemühung war vergebens, und sie selbst konnte nur mit vieler Schwierigkeit kaum an das gegenseitige Ufer entrinnen. Auf dieser Seite plünderten eben einige französische Soldaten das Land, die sie, sobald sie dieselbe erblikten, zur Gefangenen machten. Schon waren sie im Begrif — denn die Kriege zwischen den Franzosen und Italiänern wurden damals mit der äussersten Grausamkeit geführet — alles, was Wollust und Grausamkeit ihnen eingaben, an der unglüklichen Gefangenen auszuüben. Ein junger Officier widersezte sich noch diesem ihrem niedrigen Entschluß, ließ die Gefangene, obschon sein Rükzug die gröβte Eile erforderte, hinter sich aufsizzen, und brachte sie

nach

nach seiner Geburtsstadt in Sicherheit. Ihre Schönheit nahm zuerst seine Augen, und ihr Verdienst bald darauf sein Herz ein. Sie verheiratheten sich mit einander; er erstieg die höchsten Ehrenstufen; sie lebten lange zusammen, und waren glüklich. Aber wenn kann man die Glükseligkeit eines Soldaten dauerhaft nennen? — Nach einem Zwischenraum von etlichen Jahren wurden die Truppen, die er anführte, zurükgeschlagen, und er sah sich genöthigt, in die Stadt, wo er mit seiner Gemahlinn gelebt hatte, seine Zuflucht zu nehmen. Sie standen hier eine Belagerung aus, und die Stadt wurde eingenommen. Wenige Geschichten können mehrere mannigfaltigere Beispiele der Grausamkeit aufweisen, als die waren, die damals die Franzosen und Italiäner gegen einander ausübten. Es wurde bei dieser Gelegenheit von den Siegern beschlossen, alle französische Gefangene niederzumachen: besonders aber den Gemahl der unglüklichen Mathildis, weil er die Hauptursache von der Verzögerung der Belagerung war. Ihre Entschlüsse wurden gewöhnlicher Weise eben so bald ausgeführt, als sie beschlossen waren. Der Gefangene wurde hervorgeführt. Schon stand der Scharfrich-

ter

ter mit seinem Schwerdte bereit, und schon erwarteten die Zuschauer mit finsterm Stillschweigen den tödtlichen Streich, der nur noch zurükgehalten wurde, bis der General, der bei diesem Gerichte den Vorsiz hatte, das Zeichen würde gegeben haben. In diesem Zwischenraum von Angst und Erwartung kam Mathildis, Abschied von ihrem Gemahl und Erretter zu nehmen, und weinte über ihre traurige Lage, und über die Grausamkeit des Schiksals, das sie von einem frühzeitigen Tode in dem Flusse Volturna errettet habe, um die Zuschauerinn eines so viel grössern Elendes zu sein. Der General, der ein junger Mann war, erstaunte über ihre Schönheit, und wurde von ihrem Schmerze gerührt; noch stärker wurde seine Rührung, als er sie ihrer vormaligen Gefahren erwähnen hörte. Er war ihr Sohn, das nemliche Kind, für welches sie so viele Gefahren ausgestanden. Er erkannte sie auf einmal für seine Mutter, und warf sich zu ihren Füssen. Das Uebrige kann man sich leicht selbst denken: der Gefangene wurde sogleich befreiet, und alle die Glükseligkeit, welche Liebe, Freundschaft und kindliche Treue iedem gewähren konnten, fühlten sie vereint.

Goldsmith.

Der

# Der Reiher.

Ein Reiher, welcher sich nichts schlechtes dünken
ließ,
Und wenn ein guter Raub sich seinem Schnabel
wies,
In Meinung, daß für ihn das Beste nur gehörte,
Stets unsern Unzufriednen gleich,
Noch einen bessern Raub begehrte,
Umflatterte begierig einen Teich.
Er schwang sich hin und her, den Teich zu über-
sehen,
Und etwas gutes auszuspähen.
Gleich Anfangs sah er einen Hecht;
Der war nicht übergroß, doch auch nicht zu ver-
schmähen.
Ein Hechtchen? Nein! das war zu schlecht.
Verächtlich läßt er sichs entgehen.
Er denkt: „Ist das der Müh' herumzuschiessen
werth?

Ein Reiher meiner Art begehrt
Mit allem Recht zu seinem Mittagsmahle
Forellen oder Aale.„
Er schaut umher. Ihm kommt ein Karpe zu
Gesicht.
Jedoch, auch der bezahlt die Mühe nicht,
Sich

Sich das Gefieder naß zu machen.
Er schießt herum, ob er nichts bessers finden kann,
Sein Magen ist noch leer; der Hunger fängt
schon an
Durch die Bewegung aufzuwachen.
Er weiß am Rand ein Loch, wo eine Schleihe stekt,
Jedoch, wie könnte sich mein Reiher so vergessen?
Ein Vogel, dem sogar kein Hecht, kein Karpe
schmekt,
Der wird nicht Schleihen fressen!
Unfehlbar findet sich für ihn doch endlich was.
Ihm sinkt der Muth noch nicht. Er dreht sich oft
im Kreise,
Fliegt auf und ab, und sieht nach einer langen
Reise
Sonst nichts, als einen Krebs. Ein Krebs? Was
wäre das?
Für ihn sind Krebse keine Speise.
Er fängt aufs neu herum zu schwärmen an.
Umsonst! Er findet sich betrogen.
Als er so hungrig sich geflogen,
Daß er nicht länger dauern kann,
Verdrießts ihn, daß er nichts, als eine schlechte
Schnekke
Mit aller seiner Müh' zum schlechten Raub entdekke.

Zurük zum Hecht! der muß daran!
Er kömmt zurük. Der Hecht, dem es nicht rathsam schien,
Bis zu der Wiederkunft des Räubers zu verziehn,
Wird hier gesucht und nicht gefunden.
Hecht, Karpe, Schleihe, Krebs, sind insgesammt verschwunden.
Er siehts, bedenkt sich kurz, und kehrt den Augenblik
Zur Schnekke, die noch schleicht, zurük.
Er hat nicht Lust, noch länger auszulesen.
Seht, was des Hungers Macht für Wunderwerke thut!
Dem, welchem Karp und Hecht nicht gut genug gewesen,
Schmekt endlich eine Schnekke gut.

Selinde, der vor Stolz im May von funfzehn Jahren
Die Freier nie nach ihrem Wunsche waren;
Zu der umsonst der Rathsherr kam,
Die, weil sie sich auf Räthe Hofnung machte,
Des Dokters und des Amtmanns lachte,
Und in dem dreißigsten des Amtmanns Schreiber nahm,

Selinde

Selinde denkt vielleicht hiebei,
Daß es auf sie gemünzet sei.
Ihr Stolz bewog sie zwar, sich müd und alt zu wählen,
Bis sie zulezt ihr Glük verwählt.
Jedoch, wie kann ich das mit Fleiß auf sie erzählen,
Was Boursault längst mir vorerzählt.

## Der Pfau.

Ein junger Pfau verließ den alten Aufenthalt,
Er eilt vom Edelhof in einen neuen Wald,
Den seit geraumer Zeit die Aexte noch verschonten,
Und wo im finstern Busch nur niedre Vögel wohnten.
Die Vögel hatten nie ein solch Geschöpf gesehn;
Voll Mißgunst sahn sie ihn mit stolzen Schritten gehn,
Ein ieder stürzte sich vom schwanken Ast hernieder,
Und nahte sich dem Pfau, und lobte sein Gefieder.
Er, der, sich zu erhöhn, noch in die Sonne trat,
Eröfnete voll Stolz sein buntbecingtes Rad.
Der Zeisig ist erstaunt, und was ihn nur erblikket,
Sogar der bunte Specht ist über ihn entzükket.

Er schmeichelt sich aus Stolz, vor allen schön zu
sein,
Und da er sich vergißt, so fängt er an zu schrein.
Die Vögel hören es, erschrekken und entweichen,
Und schnell zerstreun sie sich aus Unmuth in die
Eichen.
Nur noch die Nachtigall spricht, da sie von ihm
flieht,
Mein Freund, du bleibst nur schön, so lange man
dich sieht.
Ihr Schönen, die ihr lebt, um euch gepuzt zu
zeigen,
Wenn ihr gefallen wollt, so müßt ihr immer
schweigen.

## Die Taube, die Dohle und die Elster.

In einer Stadt, wo schon die Eitelkeit
Den Nachttisch nicht allein sich zum Altar ge-
weiht,
Wo sie nicht nur sogar die Häßlichen berükte,
Und Alte wie die Jungen schmükte;
Wo des Exempels Schädlichkeit
Auch Thiere schon ergrif, in Leipzig, wie ich glaube,
Gerieth einst eine weisse Taube

Mit

Mit einer jungen Dohl in Streit.
Ihr Streit war, was einmal drei Göttinnen ent-
zweit;
Er war der Schönheit Preis. Die Frage war sehr
wichtig,
Und ihre Folgen sind oft schlimm.
Die Taube sprach im halben Grimm:
Dein Hochmuth macht dich übersichtig.
Du Eitle sezzest dich bis über mich hinan?
Und bist an deinem ganzen Leibe
So schwarz, daß man mit dir zu fürchten machen
kann?
Ich höre deinen Stolz mit kaltem Herzen an,
Da ich das, was ich bin, doch bleibe.
Du bist zu mir, wie Nacht zu Tag.
Verlangt dein finstrer Reiz Verehrer:
So geb ich zu, daß auch ein Feuereſſenkehrer
Für liebenswürdig gelten mag.
Die Dohle spricht: Ich bitte sehr;
Nur nicht zu zeitig triumphiret!
Die weisse Farb' ist todt, und hat noch nie ge-
rühret;
Die schwarze Farbe gilt weit mehr.
Selbst unsers Herrn Geschmak kann meine Schön-
heit retten.

Wie oft verläßt er Lottchen nicht,
Mit ihrem weißlichen nichtssagenden Gesicht,
Und küßt bezaubernde Brünetten?
Ein Vogel von Geschmak giebt mir gewiß den Preis.
Zur Endung unsers Zwists mag uns die Elster richten;
Denn die ist beides schwarz und weiß,
Und, wie mich dünkt, geschikt, solch einen Streit zu schlichten.
Die Taube willigt drein. Schon hält in ihrem Sinn
Sich iede für die Siegerinn,
Und fliegt als im Triumph stolz zu der Elster hin.
Der Richter spricht: Wahrhaftig, euch geziemet,
Zu streiten, wer die Schönste sei!
Die Farbe, deren ihr euch rühmet,
Ist nur ein ekles Einerlei.
Ihr seid sehr frech, ich bin hier selbst zugegen,
Und gleichwol dürft ihr euch nicht scheun,
Der Schönheit Preis euch beizulegen?
Wißt, wer gefallen will, der muß mir ähnlich sein.
So klingen von der Schönheit Werth
Beinah auch unsrer Schönen Schlüsse.

Doch

Doch still! Man hat mich längst gelehrt,
Daß man davon nicht reden müsse.
Ich schweige gern; sie rächen sich,
Und schöner Augen Zorn ist allzufürchterlich.

## Die reisenden Frauenzimmer.

Es hatte eine gewisse Zauberinn drei Nichten, die älteste war sehr schön, die mittelste artig, und die jüngste häßlich. Die Schöne war wegen ihrer Schönheit in sich selbst verliebt, und bildete sich so viel darauf ein, daß sie von nichts anders wissen wollte: sie stellte sich vor, es gäbe sonst nichts Vorzügliches in der Welt. Wenn sie gieng, so schien es, als wenn alle ihre Geberden und Minen uns sagen wollten: Ei seht doch, wie geschikt die Schöne spazieren geht; sie mochte in Gedanken sizzen, einschlafen oder aufwachen, alles geschah von ihr mit einem gewissen Anstand und Bewußtsein ihrer Schönheit. Man spricht mit ihr von Dingen, die sie am allerwenigsten betreffen, und sie antwortet, als wenn man von nichts als ihrem Lobe geredet hätte. Man hätte ihr den Tod des grossen Pan, oder das Unternehmen der Argonauten erzählen können, sie würde

der Meinung gewesen sein, wir redeten von ihren Reizen auf eine verblümte Art. Die Artige war von Natur munter, sehr spizzig, und liebte vor andern die Koketterie. Alles, verlangte sie, auch das Frauenzimmer, sollte sich mit ihr abgeben; denn, wofern sie glüklich sein sollte, mußte sie sehen, daß sie beständig der Gegenstand der Eifersucht, der Klagen und der Verbitterung aller Frauenzimmer, und der Bemühung, der Sorgen und des Vorzugs aller Mannspersonen war. Sie hörte fast nicht auf zu reden, damit nur andre Frauenzimmer nicht auch Zeit gewönnen, ihren Verstand blikken zu lassen, und wenn sie nicht jenen Grund von frölichem Wesen, wodurch man vollkommen das Ansehen der ersten Jugend erhält, mit annahm, so ersezte sie solches dadurch, daß sie sich unbedachtsam aufzuführen suchte. Man hätte nur sehen sollen, wie sie sich zwang, daß sie bei Ergözzungen gerührt scheinen wollte. Aus ihrer üblen Gemüthsart sogar (die sie in einem ziemlichen Grade besaß) suchte sie Nuzzen zu ziehen. Auf diese Art war sie beständig die Person, die die Aufmerksamkeit der ganzen Versammlung auf sich zog. Kurz, sie war einzig und allein empfindlich aus Eitelkeit, und in ihrem Her-

zen

zen kaltsinnig. Sie verlangte keine Freundschaft und wollte auch keine ausüben, auch hatte sie nie andern eine freundliche Neigung eingeflößt.

Die Häßliche war es in der That, doch so, daß sie mit allen andern, deren man damals ziemlich häufig antraf, nicht die geringste Aehnlichkeit hatte. Stükweise betrachtet, war von ihren Gesichtszügen nicht ein einziger, der nicht mißfällig gewesen wäre; sahe man sie aber insgesammt und zugleich an, so bemerkte man von Zeit zu Zeit darin eine neue Gesichtsbildung, die beständig etwas Sonderbares und dabei doch immer etwas Angenehmes an sich hatte. Man glaubte, es entstünde diese Abwechselung von der starken Einbildungskraft, und daß dergleichen Einbildungskraft angenehm sein müsse. Das war sie auch wirklich. Ein munteres lustiges Wesen, etwas Annehmliches und Feines, und insbesondere etwas Ungezwungenes, so auf nichts Anforderung machte, und alles zum Nuzzen anwendete, dies war mit einmal zugleich ihr Verstand und ihre Gesichtsbildung. Denn immer, wie ich bereits angemerkt habe, war das eine die Seele des andern. Hiezu kömmt noch, daß sie die schönsten Zähne von der Welt hatte, und daß das Uebrige ihrer

Gestalt nicht zu verachten war. Dies war die ganze Person. Eins habe ich noch vergessen, woraus sich ihr Charakter am besten erkennen läßt: sie war sich selbst ihrer Ungestalt bewußt, und merkte gar nicht, daß noch ein gewisses Etwas dabei in ihrem Besiz wäre, das sie des Vorzugs vor ihren Schwestern versicherte.

Ihre Anverwandtinn, die beständig ihre Kunst blos darauf gerichtet hatte, daß sie den Verstand vollkommner machen möchte, so sie für das Vornehmste unter allen Gaben ansahe, hätte gern gesehen, daß sie ihren Nichten etwas davon hätte mittheilen können. Sie verließ auch deswegen öfters das Land der Zauberinnen, und wollte mit ihnen umgehen. Es ist nunmehr Zeit, sagte sie einst, daß ihr euch einen Stand wählet. Wäret ihr meine Töchter, so würdet ihr Zauberinnen sein; allein da ihr meine Nichten seid, so kann ich euch von meiner Zauberei sonst nichts als einige Hülfsmittel mittheilen, damit ihr gut angebracht werden mögt. Saget mir, wie ihr aussehen wollt; denn ich bin im Stande, eure Gestalt zu verändern. Die Aelteste antwortete auf diesen Vorschlag mit einer Art von Unwillen. Sezt nur, meine liebe Muhme, deswegen eure vortrefli-

che

che Kunst nicht in Unkosten; es kann damit wol Zeit haben. Ich werde schon bei mir selbst zu Rathe gehen, sagte die andere mit einem höhnischen Lächeln, welches die allerhochmüthigste und aufs stärkste eingewurzelte Zufriedenheit mit sich selbst zu erkennen gab. Was mich betrift, sagte die dritte, so werde ich ohne Zweifel dabei gewinnen, wenn meine Gestalt sollte verändert werden; verhelfet mir demnach, liebe Muhme, zu einer Gestalt, bei welcher ich auch die allerfreundschaftlichste Gesinnung gegen mich beibringen kann. Bei keiner mehr, als bei der, die du besizzest, sprach die Zauberinn, und umarmte sie zärtlich. Es fällt mir noch etwas anders bei, fuhr die Zauberinn fort. Wie, wenn wir zusammen eine Reise in fremde Länder anstellten? Ihr würdet da die verschiedenen Gedanken über eure Verdienste erfahren, und zu gleicher Zeit würdet ihr auch die verschiedenen Stände kennen lernen, wobei man glüklich leben kann, und ihr würdet alsdann in der Folge desto besser im Stande sein, für euch selbst einen zu wählen. Dieser Vorschlag ward einmüthig bewilligt. Die Zauberinn hielt es für dienlich, daß sich die Frauenzimmer für ihre Nichten auf der Reise ausgeben sollten, weil ihnen dies

überall

überall eine gute Aufnahme verschaffen würde. Es wird also auch nöthig sein, fügten die beiden Aeltesten hinzu, damit alles aufrichtig zugehe, daß wir unsere gewöhnlichen Namen beibehalten, nemlich: die Schöne, die Artige und die Häßliche. Denn ihr wißt, daß man uns also beständig von der Wiege an genennet hat. Die Zauberinn ließ sich dieses gefallen, und damit man ihr nicht mit allen lächerlichen Fragen, die man an sie thun könnte, beschwerlich fallen möchte, wenn sie sich für eine Zauberinn ausgäbe, so wollte sie blos für eine Hofmeisterinn ihrer Nichten angesehen sein. Die Reise gieng demnach vor sich. Die beiden Aeltesten pflegten beständig auf der Reise, sobald sie in eine grosse Stadt kamen, wol hundertmal mit Fleiß ohne die geringste Ursache zu fragen: Was macht denn die Häßliche? Man will sogar behaupten, daß sie einen kleinen Papagey mit einer scharfen und durchdringenden Stimme in einem kleinen atlaßnen Käfig, der ein sammetnes Gegitter gehabt, mit sich herumgeführt, der über hundertmal in einer Stunde wiederholet: die Häßliche! die Häßliche! die Häßliche! denn so war er von ihnen abgerichtet. So viel ist wenigstens gewiß, daß, seitdem man ihrer

Schwester,

Schwester, da sie noch in der Wiege lag, den betrübten Namen der Häßlichen gegeben, sie beide einzig und allein daran Schuld gewesen, daß sie diesen Namen hernach beständig hat behalten müssen; da sonst ein ieglicher von allen denjenigen, die um sie waren, für sie eine andere Benennung ausgedacht hatte. Der eine nennte sie Zimzime, welches nach der Sprache der Zauberinnen so viel heißt, als: Besser als schön; der andere: Klaride, das heißt: Wer sollte sie nicht lieben? und was dergleichen andere Benennungen mehr waren. Denn da man besorgte, sie möchte sich derjenigen Art von Häßlichkeit wirklich schuldig geben, die ihr ihre Schwestern so gern vorwarfen, weil man ihre Bescheidenheit kannte, so bemühte man sich, sie des Gegentheils zu überführen: denn beliebt wußte sie sich bei iedermann zu machen.

Ihr erster Aufenthalt war an dem assyrischen Hofe. Die Mannspersonen waren da zugleich verständig und angenehm, und die Frauenzimmer sehr reizend, und lebten zusammen, ohne einander zu hassen; denn sie hatten ein zärtliches Herz, und ihre Eigenliebe konnte nie ohne den wichtigsten Grund aufgebracht werden. Die Schöne wurde unter ihnen sogleich bewundert, die Artige erreg-

te gleichfalls Aufmerksamkeit, und jene — ich will sie lieber die Dritte nennen — blieb anfangs ganz unbekannt, weil man sich blos mit den zwei andern beschäftigte.

Bald darauf merkte man, daß die Aelteste sich in Gesellschaft allzukaltsinnig und eitel aufführte, und alles das, was nicht Schönheit, das ist, nicht so vollkommen, als die ihrige war, beständig mit einem beleidigenden Mitleid betrachtete. Es währte aber auch nicht lange, so wurde aus ihr nichts mehr gemacht. Die Zwote, die anfangs gleichfalls so sehr gefallen hatte, bekam endlich von der Zauberinn Nachricht, wie man mit ihr umgieng, was für schändliche Geschichte man von ihr ausstreute, die verschiedene Frauenzimmer mit der größten Mühe als glaublich darzustellen suchten; kurz, daß man nicht die geringste Achtung mehr für sie hätte. Dies mußte ihr natürlicher Weise durch die Seele gehen, allein noch mehr quälte sies, daß sie kurz darauf sehen mußte, wie alle angesehene und liebenswürdige Leute sie ganz verächtlich begegneten, die sie für nichts weiter als eine Kokette ansahen, welche keiner besondern Aufmerksamkeit würdig wäre.

Zulezt wurde doch noch auf unsere Dritte besonders geachtet. Zuerst machte man die Anmerkung, daß sie viel Verstand hätte; bald darauf frug man bei sich selbst, und untersuchte, ob sie denn auch wol wirklich so gar häßlich wäre? und die Entscheidung dieses Zweifels war immer, daß man sie ausserordentlich liebenswürdig fand, und das war auch wol so wunderbar nicht, da sie sich ein Vergnügen daraus machte, bei iedem Frauenzimmer das, was ihnen besonders zum Vorzug gereichte, entwikkeln zu können, mit eben der Sorgfalt, mit der eine andere sich bemühet haben würde, selbiges als lächerlich vorzustellen. Man faßte daher ein Zutrauen zu ihr, man bewarb sich um ihre Freundschaft, und wollte ihr gern ein Ansehen verschaffen. Allein, es gieng wieder zur Abreise; ihren beiden Schwestern hatte der Hof im geringsten nicht gefallen, sie wollten sich daher schlechterdings an einen andern, wo es ganz anders beschaffen wäre, begeben. Die Zauberinn versezte sie in ein weit entlegenes Land. Sie kamen mitten in einer grossen Stadt an, wo lauter Palläste zu sehen waren, und wo die Einwohner, die eine ansehnliche und hohe Leibesgestalt hatten, mit einem durchsichtigen mit kleinen

Muscheln

Muscheln besetztem Gewande bekleidet gewesen, welche recht natürlich Blumen, Sträuche und Vögel vorstellten. Das Sonderbarste dabei war noch dieses, daß diese Einwohner im Gesichte die Farbe eines gewissen künstlichen, in der Sonne schimmernden, Steines, nebst saphirblauen und starkblizzenden Augen, ausserordentlich dikke, eben so, wie die Augen gefärbte, Lippen und die artigsten Zähne von der Welt, nemlich wie Perlemutter, hatten. Diese seltsame Gestalt war den beiden Aeltesten im geringsten nicht zuwider, sie hielten es für sehr schmeichelhaft, wenn sie von saphirblauen Augen bewundert würden, und diesen ausserordentlichen Leuten den Kopf närrisch machen könnten. Was aber die Jüngste anlangt, so war selbige sehr erstaunt, und befliß sich, dieser wunderbaren Gestalten gewohnt zu werden, damit sie nicht den Haß derjenigen, mit denen sie bald würde umgehen müssen, auf sich laden möchte. Ihre Schwestern fanden sich in ihrer Hofnung betrogen, denn man sahe sie niemals anders an, als mit einer Bewunderung, wobei man merken konnte, daß sie sich im geringsten nicht darüber freuten, wenn sie dieselben sahen; wie denn die Schönheit blos eine Sache ist, womit sich die Einbil-

bildungskraft beschäftigt. Etwas anders konnten sie gewiß nicht erwarten, und was ihren Verdruß hiebei noch vermehrte, war dieses, daß sie erfahren mußten, wie man sie nicht anders, als mit eben demjenigen Namen, den sie zu ihrem eigenen Vergnügen ihrer jüngsten Schwester gegeben hatten, belegte. Wenn es nur noch dabei geblieben wäre; aber es gieng noch schlimmer. Als sie einst alle drei bei einer Lustbarkeit waren, und die Töchter des Königes einen Tanz aufführten, der nicht sowohl schwer als sonderbar war, sahen die beiden Aeltesten, (wie es ihnen denn immer unerträglich war, an andern etwas Vortreffliches zu erblikken) denselben mit lauter Verachtung an. Der Dritten hingegen gefielen der Tanz und die Tänzerinnen, und sie hatte kein Bedenken, sich unter ihnen anzugeben. Ihre Naturgaben und ihre Neigung, sich iedermann gefällig zu machen, machten es ihr leicht, die Manieren dieses Tanzes vollkommen zu erlernen. Das Vergnügen darüber, daß sie sich mit so vieler Gefälligkeit um Ergözzungen bemühte, die ihr doch fremd waren, war so groß, daß man sie auf alle mögliche Art deswegen lobte. Der König, das Frauenzimmer, die Hofleute sagten ohne Aufhören: Wie Schade

ist es doch, daß sie kein gefärbtes Gesicht, wie das unsrige, und keine so hübsche dikke blaue Lippen hat! Die Lobsprüche hörten nun ihre beiden Schwestern so mit an, (denn wenn das Frauenzimmer unwillig ist, kann es sehr scharf hören) und hätten sterben mögen vor Eifersucht. Sobald der Ball vorbei war, drangen sie auf die Abreise, und die Muhme mußte sichs gefallen lassen. Kaum liessen sie ihr noch so viel Zeit, vom König, der Königinn, und den Prinzeßinnen Abschied zu nehmen, denen sie indeß ein Geheimniß eröfnete, wie sie ihre Lippen bei Festtagen sehr stark aufgeblasen machen könnten. Aus diesem wichtigen Geschenke erkannte man sie als eine Zauberinn, und sie sahe sich von allen Seiten mit einer unglaublichen Menge Leuten umgeben: allein sie war schon wieder in ihrem Wagen, und verschwand zum grossen Vergnügen der beiden Aeltesten, die einem Lande, wo man blos ihre jüngste Schwester gelobt, alles Böse anwünschten.

Ich weiß nicht, wie es kömmt, daß ich bisher vergessen habe, anzuzeigen, warum diese beiden Aeltesten ein so gutes Verständniß unter sich gehabt. Man wird dies so leicht nicht errathen, ob es uns gleich anfänglich sehr einfältig vorkommen

wird.

wird. Man sehe, wie das kam. Die Artige sagte alle Augenblikke zur Aeltesten, sie wäre ungemein schön; und die Schöne sagte zu jener, sie wäre ganz ausnehmend artig. Eine iede sagte dieses darum, weil sie glaubte, sie sagte blos so ein Wort, das nichts bedeute, und damit sie sich durch dergleichen erdichteten Lobspruch über ihre Schwester spöttisch aufhalten könnte, so wie es ihr dagegen ein Vergnügen erwekte.

Allein wie vertrugen sie sich mit ihren Liebhabern? Natürlich wird eine sowohl als die andere ganz allein liebenswürdig haben scheinen wollen. Dies ist allerdings ein Einwurf von Gewicht. Indeß ordnete sich dieser beiderseitige Anspruch etwa folgendermassen in ihrem Kopfe neben einander. Die Schöne glaubte, ihre Schwester habe sonst keine Anbeter ausser solchen, die sich selbst so wenig Verdienste zutrauten, daß sie sich nicht mit der Hofnung schmeicheln durften, von einer schönen Person angehöret zu werden. Die Zweite hingegen sagte: Es wird nicht lange währen; so sind sie der betrübten Schönheit meiner Schwester satt und überdrüßig, und dann kommen sie zu mir. Und so war es blos die schlechte Meinung, die eine von der andern hegte, wodurch ih-

re Vereinigung unterhalten wurde. Man sollte kaum glauben, wie eine gegenseitige Verachtung unter gewissen Frauenzimmern öfters ein starker Grund ihrer Einigkeit, und sogar nicht selten ein Mittel ist, wodurch eine Art von Freundschaft geknüpft wird. Was aber ihren gemeinschaftlichen Haß gegen die Dritte betrift, so hat selbiger folgenden Ursprung: Ihre jüngste Schwester besaß eine gefällige Seele, und bemühte sich durch Ehrerbietung und Freundschaft den Streit, den ihre Schwestern beständig mit ihr hatten, zu überwinden. Bei allen Gelegenheiten, wo sie nur konnte, ließ sie ihnen Lobeserhebungen nach Gerechtigkeit wiederfahren; da sie aber dabei vernünftig und ohne Falsch war, so konnte sie sich niemals entschliessen, bei der einen den Hochmuth, und bei der andern die Koketterie zu loben; wenn man sie aber um dieser Ursachen willen nicht loben wollte, so wurde man dadurch ihr erklärter Feind. Hiezu kömmt noch, daß die beiden Aeltesten, was sie am allerwenigsten vermuthet hätten, mit ihren Augen ansehen mußten, wie es dieser ihrer jüngsten Schwester, die in ihren Gedanken bereits dazu verdammt war, daß sie niemals iemanden gefallen würde, dennoch öfters besser da-

mit glükte, als ihnen. Dergleichen aber kann man ohnmöglich ertragen; denn hat man schon voraus gesehen, wie es einem andern Frauenzimmer gelingen kann, so hat man auch bereits zum voraus alle Arten, wie man es betrachten, und wodurch es sich um sein Ansehen bringen wird, zusammen vereinigt. Man kann ein Zeuge davon sein, ohne daß man seine Geberden dabei verändert; man verachtet es auch wol vielleicht, so daß man es ihm vergiebt. Trägt es sich aber unversehens zu, und kömmt es so weit, daß man dasselbe Frauenzimmer siehet, so wie es ist, so ist keine Kraft des Geistes stark genug, dabei auszuhalten.

Sie fanden sich also zusammen auf dem Wagen. Wo soll ich euch hinführen? sprach die Zauberinn zu ihnen. Ohne Zweifel wißt ihr nunmehr, was ihr wegen eurer Gestalt zu hoffen gehabt habt. Lasset uns anizt weiter reisen, damit ihr lernen möget, was die verschiedenen Stände des Lebens für einen Werth haben. Zum Anfange will ich euch alle drei zu Königinnen machen. Sie schüttelte, indem sie dieses sagte, eine Kette von Diamanten, an der vier Phönixe geleitet wurden, die sie vor ihrem Wagen angespan-

net hatte. Sie beschleunigten ihren Flug, und gelangten in einem unvergleichlichen Lande an. Sie giengen in eine überaus prächtige Stadt, wo sich die Vornehmsten des Reichs insgesammt versammlet hatten. Die drei Nichten sezte sie auf einen Thron, wo sie dann alle drei als Königinnen angesehen wurden.

Die Aelteste (man hätte sich dieses nicht vorstellen sollen) brauchte dieses als ein Mittel, ihren Stolz und Einbildung wegen ihres Verdienstes dadurch zu vermehren. Als sie den Tag darauf gekrönt wurde, lehnte sie sich von ihrer Muhme den Stab, und gab vor, sie wollte sich deſſen zu einem Staatsstreiche bedienen. Man wird kaum errathen können, wozu sie selbigen hat brauchen wollen. Es lag nahe an ihrer Residenz ein grosser Anger, wo sie alle Tage spazieren gieng; und damit sie ihren Unterthanen das Vergnügen, sie bewundern zu können, verschaffen möchte, versezte sie dieselben mit einemmale auf die Ebene. Alle wären bald bei dieser Entführung vor Schrek gestorben. Der eine, der in seinem Zimmer beschäftigt war, merkte, daß er durch sein Fenster weggeführt wurde, und wußte nicht, wem er dieses Wunder zuschreiben sollte. Der andere, so eben

diesen

diesen Augenblik im Begrif war, bei der Vermählung seiner Liebsten den Eid der Treue zu schwören, mußte wider Willen seine Hand sinken lassen, und flog eilends aus dem Tempel, zum grösten Erstaunen der Braut und der ganzen Versammlung. Jener, der sich kränklich befand, ward auf seinem Lehnstuhl weggerükt, und in die Wolken versezt. Man sahe ganze Regimenter Soldaten in ihrer völligen Waffenrüstung fliegen, und die allerehrwürdigsten Personen in ihren Staatskleidern die Lüfte durchstreichen. Mit einem Worte, es verursachte diese Begebenheit beim ganzen Volke Bestürzung und allgemeine Verwirrung. Jeglichen Tag ihrer Regierung fieng sie immer eine andere Thorheit an, wozu sie blos ihre Schönheit verleitete.

Ohne Zweifel wird man auch gerne das Betragen der Zweiten erfahren wollen. Diese konnte ihre Gemüthsneigung dabei nicht viel besser im Zaume halten. Es währte nicht lange, so sahe man an ihrem Hofe sich nur mit sehr weniger Sorgfalt beschäftigen. Man hörte nichts als lauter gekünstelte und verliebte Redensarten, und sahe lauter verzogene Blikke, die man aus einer Artigkeit und Höflichkeit annahm. Die Zaube-

rinn fand sich nunmehr gezwungen, der Aeltesten die Wirkungen ihres lächerlichen Stolzes empfinden zu lassen, und der Zweiten zu zeigen, wie wenig Hochachtung und Ehrfurcht man für sie gehabt. Denn die weisen Erinnerungen, wenn sie von einer Zauberinn kommen, haben das Besondere an sich, daß sie bessern Eingang finden. Von dem Unrecht, das sie hatten, konnte sie indeß mit aller ihrer Zaubermacht ihre beiden Nichten nicht überführen. Sie merkten blos die Schande von ihrem Gemüthszustande, so sie als unrechtmäßig erkannten, und machten daraus den Schluß, es sei der Thron mit so vielen Annehmlichkeiten, als sie sich bei demselben eingebildet hatten, nicht verbunden. Nur die Dritte schien wirklich eine Königinn zu sein. Fallen die Schwachheiten, die iemand besizt, auf dem Throne am meisten in die Augen, so giebt selbiger auch am meisten Gelegenheit, wobei man seine Tugenden kann sehen lassen. Zimzime — denn die Zauberinn hatte ausgemacht, man sollte sie nicht mehr die Häßliche nennen — Besseralsschön, sag ich, hatte also Ursache, mit ihrem neuen Zustande zufrieden zu sein. Sie besaß Sitten und Würde; man erzeigte ihr alle Ehrfurcht. Sie war auf nichts, als auf Mit-

tel

tel bedacht, wie sie Gutes thun und sich beliebt machen möchte. Man betete sie an. Ihr Hof ward alle Tage zahlreicher, und dies war vollkommen hinreichend, ihre Schwestern in Verzweiflung zu stürzen. Als sie sich einst eine Nacht über so sehr mit Verdruß gequält hatten, daß sie kein Auge davor zuthun konnten, giengen sie zur Zauberinn, und hielten inständigst bei ihr an, diesen Augenblik abreisen zu dürfen, indem sie lieber mit iedem andern Stande vorlieb nehmen, als regieren wollten. Die Zauberinn, so ihre Absichten dabei hatte, antwortete ganz kaltsinnig: es ist zwar noch sehr früh, doch will ich mirs gefallen lassen. Sie gieng und wekte die Zimzime auf, die sie mit einem einzigen Schlage ihres Stabes ankleidete, ohne daß etwas an ihrem Puzze manglte, und, nachdem sie in der Stadt einige Schäze ausgetheilt hatte, stieg man wieder auf den Wagen. Ei, meine lieben Nichten, (so redete sie die beiden Aeltesten an) so seid ihr des Throns schon so bald überdrüßig geworden? Ein Stand, der diesem nahe ist, würde euch fast eben dieselben Unbequemlichkeiten zuziehen; und in den übrigen Ständen, die nach und nach immer geringer werden, würdet ihr gleichmäßige Ursachen

zum Mißvergnügen antreffen. Laßt uns demnach zu einer entgegengesezten Seite schreiten, von der ihr nur eine höchst unvollkommne Vorstellung habt. Wie, wenn wir in ein kleines Dorf giengen, und daselbst wohnten. Mir ist eine Gegend in Asien bekannt, wo aufrichtige und gesellige Leute unter einem angenehmen Himmelsstriche auf anmuthigen Feldern mit einander leben. Sie besizzen keinen Ehrgeiz, sie brauchen wenig, und behalten bei Ergözzungen, die nichts von Ekel und Widerwillen nach sich ziehen, ein unveränderliches Gemüth. Dies ist die Beschaffenheit ihres Zustandes.

Ich habe nach diesem Dorfe ein starkes Verlangen, sprach die Aelteste; mit dem größten Vergnügen würde ich das Feld sehen, sprach die Zweite. — Sogleich erblikten sich alle drei als schlechte Bäuerinnen angekleidet; das ist, in einem Kopfpuzze, so ihrer ganzen Pracht ein schlechteres, aber doch dabei angenehmes Ansehen, eine frische neue Gestalt, und ungemeine Zierlichkeit gab. Die Aelteste stellte sich dabei vor, daß man bei einem so schlechten und so wenig in die Augen fallenden äusserlichen Ansehen auch gar nicht besonders bemerkt werden könnte, wofern man nicht

Schönheit

Schönheit im höchsten Grade besässe. Die Andere zweifelte im geringsten nicht, daß ihr nicht dergleichen sonderbare Auszierung dazu dienen würde. Was die Zimzime anbelangt, so war sie vollkommen zufrieden, daß sie Gelegenheit hätte, ein aufrichtig Volk kennen zu lernen, deren gefällige Denkungsart ohne Zweifel zur Freundschaft sehr aufgelegt sein würde. Sie kamen auf eine Wiese, da man eben eine Feldlustbarkeit begieng. Die Gegend, die Einwohner, alles brachte dabei dem Zuschauer die Vorstellung vom güldnen Alter in die Gedanken. Die Schöne sahe sich von einer ungemein starken Menge Menschen umgeben, und nahm darauf mit einem hochmüthigen Schein von Güte, ihren Schleier ab, den sie auf der Reise um sich zu haben pflegte. Die einfältigen Leute betrachteten sie lange Zeit mit Augen, die mehr ein Erstaunen als Vergnügen anzeigten. Sie fanden, daß sie schön war, allein es war gar nicht auf diejenige Art, als sie verlangten, daß man es sein möchte; sie sprach mit niemanden, sondern sahe insbesondere die jungen Bauermädchen, die sich ihr näherten, mit Verachtung an: auf der andern Seite redete auch niemand mit ihr. Nicht eine Schmeichelei, nicht eine Lobeserhe-

erhebung wurde ihr gemacht; nothwendig mußte ihr also die ländliche Lustbarkeit bald verdrüßlich werden. Die Artige, die sich mit Fleiß vorgesezt hatte, ihres Namens würdig zu scheinen, that ihr Bestes, und doch waren ihre Reizungen und Lokkungen alle vergebens. Das einfältige Volk sahe sie mit eben den Augen an, als es die Prahlerei der Schönheit ihrer Schwester betrachtet hatte; ihre Geberden kamen demselben als Verstellungen des Gesichts, und ihre kurzabgebrochenen Gespräche, die sie mit ihm führte, als Spottreden vor; endlich fieng sie an, mit diesen Leuten zu tanzen, und glaubte, sie machte ihre natürlichen Manieren nach, allein sie gebrauchte dabei eine angenommene Hurtigkeit und gezwungene Beugungen des Leibes, die bei ihnen gar nicht als Artigkeiten angesehen wurden. Alles, was aus einer gewissen Ungezwungenheit herkam, reichte bis an ihren Verstand; sie sahen sie mit unverwandten Blikken an, fanden aber gar kein Vergnügen an ihr. Sie merkte es auch bald, und sagte zur Zauberinn: es wäre dies eine sehr garstige und ganz und gar unerträgliche Art von Leuten.

Was machte aber Zimzime? — Zimzime hatte verschiedene von diesen jungen Bauermädchen

angeredet, und diejenigen, die Artigkeit besaſſen, auch artig gefunden. Sie miſchte ſich daher in ihre Spiele, und konnte auch ganz ungemein damit fortkommen. Wenn man ihr den Preis zuerkannte, ſo wollte ſie, daß man ſelbigen unter alle, die mit ihr geſtritten hatten, austheilen ſollte. Durch ihre Liebesbezeugungen machte ſie ſich ſelbſt beliebt, auch ſogar bei denjenigen, die ſie übertraf; und dieſen Vortheil genoß ſie die ganze Zeit über, als ſie hier auf dem Lande blieb. Die jungen Mannsleute, die ihr Herz noch nicht vergeben hatten, brachten ganze Tage lang damit zu, daß ſie ſich mit ihr beſchäftigten; ſonderlich war einer unter ihnen, der ſich vor allen andern beſonders hervorthat, und den die Zauberinn allezeit, ſo oft ſie ihm den verkapten Namen, Zimzime, nannte, in Verwirrung ſezte. Dieſes hörte ſie beſtändig mit dem größten Vergnügen an. Sie fand, daß das Schäferleben ungemein anmuthig war, da indeſſen ihre Schweſtern beſtändig ſchrien: Ich habe einen Abſcheu davor! Es iſt mir äuſſerſt gehäßig. Doch wir müſſen nunmehr ſehen, wie ſie hier wiederum weggeführt wurden.

Die Zauberinn verſezte ſie wieder in ihren gewöhnlichen Stand. Was ſind die Reiſen nicht

für närrische Dinge? sprach die Aelteste. Man kömmt dabei vor Verdruß um, fügte die Zweite hinzu? Ihr solltet vielmehr sagen, antwortete die Zauberinn, wir lieben keine Oerter, als wo wir gefallen, und keine Leute, ausser die ein ungemeines Vergnügen daran zu haben scheinen, wann sie uns sehen. Ihr habts erfahren. Wenn man an nichts anders, als darauf, was uns gefällt, seine Gedanken richtet, und sich niemals mit dem, was andern Leuten gefällt, beschäftigt, so ist dieses ein Mittel, wodurch man gar bald und unfehlbar in allen Dingen und bei der ganzen Welt ekelhaft werden muß. Es ist meine Sache gar nicht, harte Regeln vorzuschreiben, sondern ich hofte, ihr würdet dadurch eure Fehler ablegen, wenn ich euch die Ungereimtheiten, so sie mit sich führen, würde erfahren lassen. Allein, ich sehe, es ist eurem Uebel gar nicht abzuhelfen. Dieser Stand wird sich am besten für euch schikken, sprach sie zur Aeltesten, und ließ sie, indem sie dieses gesagt hatte, mitten in einem Pallaste, der eben erst errichtet war, und in dessen Mauern sie überall, wo sie hinsahe, ihr Bildniß sehen konnte. Sie vergnügte sich auch daran, daß sie sich immer selbst betrachtete; allein, sie merkte, daß sie gar

bald

bald veraltete. Sie bekam Runzeln, und konnte gar nicht hindern, daß sie selbige nicht wahrgenommen hätte. Und dies war ihre Strafe und der Ursprung der Spiegel. Sollte man wol denken, daß selbige zur Ablegung der Eitelkeit erfunden wären?

Die Zweite wurde von der Zauberinn in einen andern Pallast geführt. Hier sollt ihr leben! sprach sie zu ihr. Ihr werdet allhier beständig eine Menge Menschen aus allen Völkern antreffen, die ihr an euch lokken, denen ihr verächtlich begegnen, die ihr gut aufnehmen, ausschelten, und euch wieder mit ihnen aussöhnen könnt, wie es euch beliebt: allein sobald ihr nur im geringsten vergnügt sein werdet, wenn ihr sie sehet oder hört, so werden sie sogleich wie Schatten verschwinden. Dies wird ungefehr eben das sein, was ihr bisher unter den Leuten erfahren habt. Die meisten Vortheile, so aus einer koketten Aufführung entstehen, haben fast gar nichts Wesentliches an sich. Von dem Lächerlichen und wahrhaften Nachtheil, so damit verbunden ist, will ich gar nichts erwähnen. Diese Schatten, die ihr werdet verschwinden und wiederkommen sehen, werden gar kein verstelltes Wesen annehmen, indem sie sich entschul-

schuldigen werden, wie sie sich euch gefällig zu machen gewußt haben, und aus ihren vorgegebenen Siegen machen sie im geringsten kein eitles Geschwäz.

Drauf frug die Zauberinn Zimzimen, was sie für eine Stelle und Gestalt haben wollte. Mit euch zu leben, antwortete Zimzime, scheint mir der allererwünschteste Zustand zu sein; da aber dergleichen Glük nur für Zauberinnen aufbehalten ist, so lasset mir zuförderst meine häßliche Gestalt. Sie bewahret mich vor der Eifersucht anderer Frauenzimmer, und führet mir beständig die Nothwendigkeit zu Gemüthe, in der ich mich befinde, immer darauf bedacht zu sein, mich wenigstens durch meine Gemüthsart erträglich zu machen. Was aber den Vorzug betrift, den ich mir wünschen sollte, so kenne ich denselben in der That nicht. Jedes Glük, ich muß es gestehen, würde ich mit jenem jungen Schäfer theilen, den ich dort auf dem glüklichen Felde, wohin ihr mich geführt hattet, angetroffen habe. Ich hielt ihn im Verdacht, als wollte er nicht merken lassen, wer er wäre; iedoch, wenn er auch nichts weiter, als ein schlechter Einwohner eben dieses Dorfes sein sollte, so deucht mich doch, ich wollte mit ihm

ein

ein sehr vergnügtes Leben führen. Kaum hatte sie diese Worte ausgeredet, so erschien mitten auf ihrem Hofe ein anmuthiger Prinz. Zimzime erkannte sogleich, daß es derjenige war, von dem sie eben gesprochen hatte: Er war aber ein Königssohn. Sie liebten sich einander, vermählten sich, und lieben sich noch bis diese Stunde.

Moncrif.

## Die Nachtigall und der Habicht.

Ein Habicht schoß auf eine singende Nachtigall.

Da du so lieblich singst, sprach er, wie vortreflich wirst du schmekken! War es höhnische Bosheit, oder war es Einfalt, was der Habicht sagte? Ich weiß nicht. Aber gestern hört ich sagen: Dieses Frauenzimmer, das so unvergleichlich dichtet, muß es nicht ein allerliebstes Frauenzimmer sein! Und das war gewiß Einfalt!

Leßing.

## Die Unterschrift.

Duperrier zeigte einst dem Menage einen sehr artig geschriebenen Brief, der die Unterschrift hat-

te: Votre tres humble et tres obeiſſante ſervante. Menage tadelte die Unterſchrift, und ſagte, eine Dame pflege nicht ſo zu ſchreiben. Den folgenden Tag erhielt Menage ſelbſt ein Briefchen von der Scuderi, das auf eben die Art unterſchrieben war. Er verwunderte ſich darüber, zeigte das Briefchen dem Duperrier, welcher der Scuderi ſodann erzählte, was ſie für einen Streit mit einander gehabt hätten. Es iſt wahr, ſagte ſie, daß man ehemals ſo nicht ſchrieb; aber die Frauenzimmer müſſen auch ſo ſtolz nicht mehr ſein, da ſie nicht mehr ſo tugendhaft ſind.

# Chineſiſche Geſchichten.

## I.

Ly-ouen-pe war durch ſeine Verdienſte und Gelehrſamkeit zu einer der erſten Bedienungen des Hofs erhoben worden; er nahm ſeine Mutter in dieſem Stande zu ſich. Als er einſtens vom Hofe nach Hauſe kam, gieng er mit ſeinen Ceremonienkleidern in das Zimmer ſeiner Mutter, ſich nach ihrem Geſundheitszuſtande zu erkundigen, und als er ſie auf einem Stuhle ſizzend und ſpinnend antraf, redete er ſie an, und ſagte: Wie? Mada=

Madame, ihr seid die Mutter eines grossen Ministers am Hofe, und ich seh euch spinnen? Sie erseufzte dabei tief, und sagte: Ist denn das Reich seinem Verfalle so nahe? Ich sehe ja, daß man die Regierungsgeschäfte solchen Mandarins anvertrauet, die wie junge Leute ohne alle Erfahrung reden; sie wollen ja den Leuten ein wollüstiges und müßiges Leben anpreisen. Bleibe hier, mein Sohn, und höre mich. Wenn der Leib arbeitet, so ist der Geist geschäftig und bei sich selbst. Ist jener aber müßig, so entstehet daraus ein wildes und unordentliches Wesen; dieses erstikket die Tugend, und ein Herz ohne Tugend geräth in die gräulichsten Ausschweifungen. Habt ihr denn schon vergessen, daß unsere alte Kaiserinnen mit ihren eigenen Händen für den Kaiser und ihre Prinzen gearbeitet, und daß die Gemahlinnen der vornehmsten Mandarins ihre gewöhnlichen Geschäfte gehabt? Ich meinte, ihr würdet der erste sein, der mich an diese alten Exempel erinnern würde, und ihr sezzet mich darüber zur Rede, daß ich arbeite? Mein Sohn, diese Rede erwekt bei mir die Furcht, daß der Name unserer Familie und der Name eures Vaters mit euch verlöschen werde. Merkt euch das!

## II.

Unter der Regierung der Kaiserlichen Familie Han heirathete ein junges Frauenzimmer, Namens Chin, einen jungen Menschen von sechzehn Jahren, der gleich nach der Hochzeit in Krieg gehen mußte. Als er abreisen wollte, sagte er zu ihr: Ich weiß nicht, ob ich aus diesem Feldzuge zurükke kommen werde. Ich habe eine alte Mutter, aber keine Brüder, die dieselbe verpflegen könnten: kann ich mich nun wol darauf verlassen, falls ich sterben sollte, daß du dich dieser Mühe unterziehen werdest? Die junge Frau willigte von Grund des Herzens darein, und ihr Mann reisete ohne die geringste Beunruhigung ab. Kurz darauf lief die Nachricht von seinem Tode ein. Die junge Wittwe hielt ihr Wort, und versorgte die Schwiegermutter recht liebreich. Sie spann täglich, und machte allerhand Zeuge, um den Lebensunterhalt damit zu verdienen. Nach verflossenen Trauerjahren faßten ihre Eltern den Entschluß, sie wieder an einen Mann zu verheirathen; sie ließ aber solches nicht an sich kommen, weil sie ihrem Manne die Versicherung gegeben hatte, daß sie lieber sterben, als sich zum andernmal verheirathen wollte. Diese fertige Antwort

brachte ihre Eltern dahin, daß sie ihr kein Wort mehr von Heirathen sagten. Wie sie nun ihrer selbst völlig mächtig war, so lebte sie mit ihrer Schwiegermutter 28 Jahre, und verschafte ihr alles, was sie nur von dem besten Sohne hätte erwarten können. Als diese in ihrem achtzigsten Jahre mit Tode abgegangen, so verkaufte sie ihr bischen Akker, Haus und alles, was sie hatte, um nur dieselbe recht standesmäßig beerdigen zu können. Diese edelmüthige That rührte den Gouverneur der Städte Hoaingan und Yang-tscheou dergestalt, daß er selbst dem Kaiser davon Bericht abstattete. Und der Kaiser ließ dieser Wittwe, zur Belohnung ihrer kindlichen Ergebenheit, 4240 Unzen Silber auszahlen, und befreite sie Zeitlebens von allen bürgerlichen Abgaben.

## III.

Tang-teou hatte zwo sehr junge Töchter, davon die eine neunzehn, die andere sechzehn Jahre alt war. Beide waren von ausserordentlicher Schönheit, und ihre Tugend war noch grösser, ob sie gleich nur einer solchen Auferziehung genossen, als man sie auf dem Lande haben kann. Eine Bande Räuber, die im Reiche herumschwärmte, überfiel einst plözlich das Dorf, darinnen diese

beiden Jungfrauen wohnten. Sie verkrochen sich in Felsenklüfte, um dem Frevel und Grausamkeit dieser Leute zu entgehen. Sie wurden aber von diesen Leuten bald entdekket, und als Opfer mit weggeführet, die ihnen zur Sättigung ihrer abscheulichen Lüste dienen sollten. Als sie eine Zeitlang ihren Weg fortgesezt, so kamen sie an das Ufer einer steilen Tiefe. Hier redete die älteste Schwester die jüngste also an: Es ist besser, das Leben, als die Keuschheit, verlieren; und mit diesen Worten stürzte sie sich in den Abgrund. Ihre jüngere Schwester folgte ihr sogleich nach, sie starb aber nicht von diesem Falle, wie jene, sondern zerbrach nur die Beine. Die Mörder und Straßenräuber erschraken vor diesen Anblik, und sezten ihren Weg fort, ohne nachzuforschen, wo sie hingekommen wären. Der Gouverneur der benachbarten Städte berichtete diesen Zufall an den Kaiser, und dieser ließ zum Andenken einer so schönen That der Tugend dieser Jungfrauen eine Lobrede halten, und befreite ihre Familie und ihr Dorf von allen Abgaben.

## IV.

Ein Mädchen aus Song war verheirathet an einen Mann in Tsai, der Mann aber wurde von

einer

einer gefährlichen Krankheit überfallen. Die Mutter dieser jungen Frauen wollte ihre Tochter wieder nach Hause nehmen, allein die junge Frau antwortete: Nein. Ich betrachte diesen Zufall, der meinen Mann betroffen, als wenn er mir selbst wiederfahren wäre. Nun ist sonst der Gebrauch, daß eine Frau in demjenigen Hause lebe und sterbe, wo sie einmal eingeführet ist. Ich werde mich deswegen nicht entfernen, weil mein Mann das Unglük gehabt hat, von einer schlimmen Krankheit überfallen zu werden. Wenn unsere Eltern krank sind, und die Aerzte ihnen das Kraut Feou und das Kraut X verordnen, so gehen wir gleich hin, und sammlen es. So unangenehm auch diese Kräuter riechen, so sammlen wir sie doch mit vollen Händen zusammen: wir füllen unsere Schürzen damit, wenn es nöthig ist, und ziehen hernach den Saft heraus. Sollt ich dies nun nicht auch mit meinem Manne thun?

## V.

Als der **Thing-vang**, König von Tsou, allererst zur Regierung gelangt, so stellte er sich auf eine Anhöhe, um alle Weiber vorbei gehen zu sehen, die in seinem Pallaste zu wohnen bestimmet waren. Jede hub ihre Augen in die Höhe, einige

freier, die andern weniger, um im Vorbeigehen den Prinzen zu sehen. Eine einzige, Namens Tse-vou, schlug ihre Augen beständig nieder, und gieng ganz sittsam vorbei, ohne ein einziges Zeichen der Neugierde oder der Unruhe zu geben. Thing-vang wurde durch diese Sittsamkeit gerühret, wollte sich aber eine Lust machen, und rief: Ihr junge Schöne, die ihr da vorbei gehet, nur ein Blikchen! ich bitt' euch drum. Tse-vou that, als hörte sie es nicht, und gieng ihren gewöhnlichen Schritt fort, schlug aber die Augen beständig nieder. Thing-vang ließ es dabei nicht, und rief noch einmal: Nur einen Blik! Ihr sollt auch meine Gemahlinn sein. Tse-vou sah nicht auf. Eine Summe Geld, wie groß du sie willst, ist dein, fuhr der Prinz fort, und deine Familie will ich erheben. Tse-vou sah nicht auf. Endlich stieg Thing-vang von seinem Altan herunter, um sich ihr zu nähern, und desto gemächlicher mit ihr zu reden. Wie, sagte er zu ihr, ich biete dir den Rang einer Königinn an, ich füge noch andere Versprechungen hinzu, um dich zu bewegen, mich im Vorübergehen zu betrachten, und du bist so halsstarrig, und achtest darauf alles nicht? Hältst du denn einen deiner Blikke so

sehr

sehr hoch? — Grosser Prinz! antwortete die Tse-vou ganz ernsthaft, die Schamhaftigkeit und die Sittsamkeit sind die Zierden unsers Geschlechts. Es schien mir dem Wohlstande und meiner Schuldigkeit entgegen zu sein, die Augen nach Ihnen aufzuheben, um Sie auf dem Altan zu betrachten, auf den Sie sich gestellt. Dies ist die Ursache, weswegen ich anfangs meine Augen niedergeschlagen. Hätte ich sie nachher bei den herrlichen Versprechungen aufgehoben, die Sie mir zu geben geruhet, so hätte es geschienen, als thät ich es aus Ehrbegierde und Eigennuz, und wollte diesen zwei Leidenschaften meine Schuldigkeit aufopfern, wodurch ich mich zugleich unwürdig gemacht, Ihnen aufzuwarten. Sehen Sie, das sind meine Entschuldigungen, und die Ursachen meiner Aufführung. Thing-vang ergözte diese Antwort, und er nahm die Tse-vou zu seiner Gemahlinn.

## VI.

Kiang, eine Prinzeßinn des Königes von Tsi, wurde dem Suen-vang, einem der Kaiser von der Linie Tcheou, zur Gemahlinn gegeben. Diese Prinzeßinn war sowohl verständig als tugendhaft. Niemals merkte man etwas, das man in

ihrem Thun oder Worten hätte schelten können. Sie ertrug an dem Prinzen einen ihm sehr unanständigen Stolz und Faulheit. Er legte sich alle Tage sehr zeitig nieder, und stund desto später auf. Seht, was sie für ein Mittel brauchte, ihn zu verbessern. Sie warf einstens ihre Ohrengehenke, Nadeln und übrigen Hauptschmuk hinweg, stellte sich in einem Schlafgemache besonders hin, als ob sie etwas verbrochen hätte, und redete als eine Bedientinn den Prinzen mit diesen Worten an: Mein Prinz, ich habe die Ehre, Ihre Dienerinn zu sein; ich weiß schon lange, daß ich dies auf keine Art verdienet. Allein, ich habe bisher nicht acht darauf gehabt, daß ich allem Ansehen nach eine Wollüstige bin. Ich bin ohne Zweifel die Ursache, daß Ew. Majestät wider die Gebräuche alle Tage so spät erscheinen, und daß man Sie als einen Prinzen betrachtet, der sein Vergnügen seiner Schuldigkeit vorzieht. Diese Nachrede ist desto schlimmer, da man die Wollust iederzeit für die Quelle von unendlichen Unordnungen gehalten. Dies Uebel, so wie es nur sein kann, kömmt ohne Zweifel von mir. Ich bitte Sie, stellen Sie deswegen sogleich Befehl aus, und suchen Sie Ihren guten Namen dadurch wie-

der

der zu erhalten, daß Sie die Schuldige gebührend bestrafen. Suen-vang gieng hierauf in sich. Stehe auf, sprach er zu seiner Gemahlinn! Nimm deinen Schmuk und deine Stelle wieder ein. Es ist wahr, daß meine Tugend mit meiner Würde gar nicht übereinkömmt: allein, es ist auch nur mein Fehler, und du hast im geringsten keinen Theil daran. Von der Zeit an legte sich auch Suen-vang mit Ernst auf seine Staatssachen. Er gab von früh Morgens bis an den Abend Gehör, und stund in der Achtung eines recht grossen Fürsten.

## VII.

**Mang-lou**, ein Mann aus dem Königreiche Hoei, heirathete das anderemal die Tochter des Mong-yang, seines Landsmanns. Die 5 Söhne der ersten Ehe konnten ihre Stiefmutter nicht leiden. Sie nahm sich vor, sie recht wohl zu halten, und ihnen alle Gewogenheit zu erzeigen; allein sie gewann nichts damit. Da sie nun besorgte, daß ihre eigenen Söhne sich diesen Fehler angewöhnen möchten, so trennete sie solche gänzlich von einander, dergestalt, daß sie sich nicht das geringste weder um die Wohnung, noch um die Kleider, noch um das Essen zu bekümmern hatten.

Die

Die 5 Söhne der ersten Ehe fuhren indessen beständig fort, viel Haß gegen ihre Stiefmutter zu äussern. Es geschah hierauf, daß der Dritte unter diesen 5 Brüdern einen Befehl des Regenten nicht beobachtet hatte; er wurde gefangen gesezt, und es kam an sein Leben. Die Stiefmutter schien hierüber ganz untröstlich. Sie unterließ im geringsten nichts, was ihm sein Gefängniß erleichtern konnte, und noch mehr gab sie sich alle ersinnliche Mühe, das Todesurtheil zu verhindern. Hierüber bezeigten viele Leute gegen sie ihre Verwunderung, daß sie sich so stark um einen jungen Menschen beunruhigte, der nichts als Widerwillen gegen sie hege. Daran liegt nichts, antwortete sie ihnen. Ich betrachte ihn, als wenn er mein eigner Sohn wäre. Ich werde alles bis aufs lezte für ihn thun, was in meinem Vermögen steht. Was für Tugend und Verdienst ist es, wenn jemand seine eigenen Kinder liebt. Wo ist die Mutter, die solche nicht liebte? Ich kann mich aber darauf nicht einschränken. Da der Vater dieser jungen Leute sie ihrer Mutter beraubt sahe, so heirathete er mich, um ihre Stelle zu vertreten. Ich muß mich also als ihre rechte Mutter betrachten. Kann man nun eine Mutter ohne Zärtlich-

keit

keit sein? Wenn diejenigen, die meine rechten Kinder sind, mich dahin bringen sollten, daß ich jene versäumte, so würde es mir an der natürlichen Billigkeit fehlen. Was soll eine Mutter auf der Welt, die weder Billigkeit noch Zärtlichkeit besizt? Hat er einen Widerwillen gegen mich, so spricht doch sein Haß und sein schlimmes Betragen mich nicht frei von meiner Schuldigkeit. Die Antwort von dieser Frauen ward kund. Der König bekam davon Nachricht, und in Betracht solch einer Mutter ließ er dem Sohne Gnade wiederfahren. Seit dieser Zeit bezeigten nicht nur dieser ungehorsame Sohn, sondern auch seine 4 Brüder, eben den Gehorsam und Ehrerbietigkeit für ihre Stiefmutter, als ihre 3 rechten Söhne hatten. Sie unterrichtete sie darauf alle so wohl, daß sie mit aller Ehre die ersten Bedienungen des Königreichs bekleideten.

Erfolg

# Erfolg der Liebe zu den Lustbarkeiten.

## Eine englische Geschichte vom 12ten Octobr. 1768. da der König von Dännemark in London eine sehr grosse Maskerade gab.

(Von dem Frauenzimmer selbst aufgesezt.)

Ich bin die unglükliche Tochter eines Mannes, der keine andern Einkünfte hatte, als was ihm eine kleine Bedienung bei der Regierung einbrachte; eine Einnahme, die kaum zureichte, meine Mutter und mich in den Stand zu sezzen, einen nur erträglichen äusserlichen Schein anzunehmen. Ja, wir waren wirklich, wenn wir uns öffentlich sollten sehen lassen, so eingeschränkt, daß wir zu Hause tausenderlei Mittel brauchen mußten, um unsern Bekannten nur einigermassen es gleich zu thun, wenn wir auskamen, und wir verstanden die Kunst, zu sparen, so wohl, daß kein Mensch, glaube ich, unsern eigentlichen Zustand erfuhr.

Als ich den vorigen Sommer bei einer von meiner Mutter Verwandten mich aufhielt, so wählte ein artiger junger Mann auf einer Lustbarkeit mich

zu seiner Gesellschafterinn bei den Contretänzen, und wandte alle seine Artigkeit an, meine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Seine Bemühungen und Künste, die unabläßig waren, hatten auch endlich einen glüklichen Erfolg, da sein ganzes Betragen weit anders beschaffen war, als man es sonst in solchen vorübergehenden Zusammenkünften zu finden gewohnt ist.

Er erkundigte sich sehr sorgfältig nach dem Orte meines Aufenthalts, und fragte mit vieler Hize nach, wo und wenn er mich wieder sehen könnte? Die Antworten, die ich ihm gab, waren so eingerichtet, daß sie ihm weder Muth machen, noch ihn gänzlich zurükweisen durften; sie konnten ihn weder zur Hofnung erheben, noch zum Verzagen bringen. Kurz, er erfuhr gar bald, was ich ihm weder zu verbergen suchte, noch auch wirklich verbergen konnte. Nach einiger Zeit redete er mich folgendergestalt an: „Ihr liebenswürdiges Betragen, Mademoiselle, macht mir Muth, Ihnen ernstliche Vorschläge zu thun, ob ich Ihnen gleich gestehen muß, daß nichts als die grosse Hize meiner Leidenschaft mich antreiben kann, mir dies Ihr Betragen zu Nuzze zu machen; denn ich sehe es sehr wohl ein, daß Sie einem weit hö-

hern

hern Stande Ehre machen würden, als der ist, zu dem ich Sie erheben kann. Aufrichtig zu reden, ich besizze nicht viel, allein ich hoffe, daß meine beständigen Bemühungen, zu gefallen, die von meiner unverstellten Liebe herkommen, sehr viel dazu beitragen werden, den Mangel grosses Vermögens wenigstens minder empfindlich zu machen. Reichthümer, meine Werthe, machen nicht immer zufrieden. Die Zufriedenheit ist ein Segen, den Könige oft vergeblich suchen, und den die schlechtesten Hüttenbewohner mehrentheils ungesucht geniessen.„

Eine solche Sprache konnte ich wol nicht übel nehmen; ich hätte aber doch gewünscht, daß Herrn Mordens Umstände besser gewesen wären, denn sowohl meine als auch meiner Eltern Absicht war, daß ich mein Glük machen sollte. Dazu aber konnte ich nicht gelangen, wenn ich die Vorschläge des Herrn Mordens annahm; da er unter diese verschiedenen Lobsprüche auch die Sparsamkeit mischte, und einige sehr strenge Urtheile wider den verschwenderischen Aufwand fallen ließ. Ich sahe wohl, daß ich mich, in Ansehung meiner Art zu leben, fast in denselben Umständen befinden würde, wenn ich Herrn Morden heirathete, als

wenn

wenn ich zu Hause bei meinen Eltern blieb; nur mit dem Unterschiede, daß ich die Frau eines Mannes wäre, der mich anbetete, und mich, wie ich deutlich erkannte, zur Herrinn über sein kleines Vermögen machen würde, daß ich damit zwar nach meinem Belieben, aber doch auf sehr eingeschränkte Weise schalten könnte. So eine Heirath konnte wol für meine Liebe recht schön sein, meine Ehrbegierde aber nicht im mindesten befriedigen; und ich fand doch, daß die erstere Leidenschaft so stark bei mir nicht war, daß ich die Befriedigung der leztern so ganz gutwillig fahren lassen könnte. Da mir doch aber sonst keine andere Vorschläge geschehen waren, und Herr Morden mit iedem Tage heftiger in mich drang; so versprach ich doch endlich, ihm meine Hand zu geben, zumal da mein Vater sehr kränklich war, und meine Mutter die schreklichen Vorstellungen, gänzlich verlassen zu werden, fast nicht ausstehen konnte, natürlicher Weise aber glaubte, daß, so lange ich was hätte, sie nicht ganz elend bleiben würde.

Der Maskeradenball des Königs von Dännemark war jezt das allgemeine Gespräch in allen Gesellschaften. Ich war nie auf solcher Lustbar-

keit gewesen; und es wäre so viel als nichts, wenn ich sagte, daß ich blos eine Gelegenheit gewünscht habe, dergleichen eine zu sehen, die, wie man mit Grunde erwarten konnte, ganz unermeßlich prächtig sein würde. Ich war halb ausser mir für Sehnsucht nach einem Billet, und würde für eine solche reizende Eroberung gern eine weit grössere Summe hingegeben haben, als damals in meiner Gewalt war. Zum Unglük für mich besuchte ich einen Tag eine Familie, in der alle Frauenzimmer beschäftiget waren, sich Puz gegen die Lustbarkeit zu verfertigen; und in ihrer überausgrossen Freude legten sie ein und anderes an, um nur zu zeigen, wie sehr ihre natürlichen Reize durch den Schmuk verschönert würden, vielleicht auch durch die quellende Auskramung ihrer Reichthümer über mich zu triumphiren. Vor diesem Besuch war wirklich meine Meinung gewesen, daß ich in einer Kleidung nach meiner Phantasie zu meinem grössesten Vortheil erscheinen würde, weil ich schon genugsam Schönheiten sichtbar machen, und Fehler verbergen könnte, wenn ich nur Freiheit hätte, meinem Geschmakke vollen Lauf zu lassen; als ich aber meine Freundinnen vor mir schimmern sahe, und fand und merkte, was sie von dem

Glanze

Glanze ihres Anzuges für reizende Vortheile erhielten, so wurde ich es mir gar zu sehr bewußt, wie wenig ich bedeutete, als daß ich nicht gewisse neidische Empfindungen hätte fühlen sollen; und der Gedanke, daß ich auf dem Heumarkte (der Ort, wo der Ball gehalten wurde) nicht in gleichem Glanze würde erscheinen können, war für mich eine grausame Marter. Mädchen, die recht darauf lauren, daß sie sich über ihre Nebenbuhlerinnen erheben, lassen keine Gelegenheit vorbei, wo sie es recht sichtbar machen können, daß sie mehr bedeuten. Meine Gesellschafterinnen merkten meine unruhige Eifersucht gar bald, so sehr ich sie auch zu verbergen suchte, und fiengen mit barbarischer Freude an, sie noch zu vergrössern. „Nun, rief die eine, darüber muß ich mich doch sehr wundern, daß Sie nicht sehen, irgendwo ein Billet zu bekommen.„ „Gewiß, rief die andere, der Mademoiselle Bowyer würde doch niemand eins abschlagen.„ „Ich für mein Theil, sezte die dritte hinzu, kann wol sagen, ich würde wer weiß was thun, um eins zu haben, wenn ich an Ihrer Stelle wäre. Eine Maskerade, und ich nicht dabei! — Und doch sind Sie noch glüklich, daß Sie sich gut darein zu schikken wissen; wenn

ich es wäre, ich würde mich krank ärgern.„ „Sie sollen ja nun auch bald verheirathet werden, sagte eine, die noch nicht geredt hatte, Geduld, liebes Kind, und Selbstverleugnung sind sehr nothwendige Tugenden einer Frauen.„ „Freilich, sezte eine hinzu, besonders wenn die Leute nicht viel Geld haben.„ Hierauf folgte ein langes Gespräch über den Ehestand, worinn man eben nicht auf die angenehmste Art öft darauf stichelte, daß ich keine ansehnlichere Eroberung gemacht hatte, und es kamen viele spizzige Ausdrükke zum Vorschein. Wie ich aufs höchste aufgebracht war, kam ein lebhafter junger Herr ins Zimmer, und sagte meinen Freundinnen viel tausend läppische Sachen vor, sahe aber dabei beständig auf mich, als wenn er wünschte, mich auf eine andere Art zu unterhalten, und nur auf Gelegenheit dazu wartete. Nachdem er iedem Mädchen in der Gesellschaft etwas Närrisches vorgesagt, und eben so unbedeutende Antworten von ihnen bekommen hatte, so kam er endlich auch zu mir, und machte mir ein sehr ernsthaftes Compliment. Ich antwortete blos mit einem Kniks. Die übrigen brachen alle in ein höhnisches gezwungenes Lächeln aus, und sagten, daß ich fast ausser mir wäre,

weil ich kein Billet hätte, auf die Maskerade zu gehen.

Der Herr antwortete: „Wenn solche Kleinigkeit einem Gesichte, dem keine andere Reize fehlen, Lebhaftigkeit geben kann — ich habe eins, es steht der Mademoiselle zu Diensten.„ Er zog gleich ein Billet aus seinem Taschenbuche, und gab es mir.

Der so unerwartete Besiz eines Gutes, das ich so lange und so sehnlich gewünscht hatte, brachte mich, da ich es so plözlich erlangte, fast aus aller Fassung. Ich wurde blutroth, und wußte kaum, ob es Ernst oder Scherz war, so daß ich es ihm wieder zu geben anbot; allein, er wollte es nicht nehmen. Er war die ganze Zeit über, die ich da blieb, sehr höflich gegen mich, ich war aber zu verwirrt, und hatte eine gar zu grosse Begierde, meiner Mutter mein Glük bekannt zu machen, als daß ich mich da gar zu lange aufhalten konnte. Ich floh, ihr die angenehme Zeitung zu erzählen, und ersuchte sie mit der ernstlichsten Zudringlichkeit, daß sie mir helfen sollte, damit ich zu meinem grösten Vortheile erscheinen könnte.

Sie unterbrach mich mitten in meiner Hizze, und sagte mir mit einem sehr ernsthaften Anstan-

de, daß sie befürchtete, ich hätte das Billet nur bekömmen, damit es mir den Kopf verdrehen sollte. Die Art, wie ich dazu gekommen wäre, könnte sie auch nicht billigen. „Du thätest besser daran, liebes Kind, sagte sie, wenn du es zurük schiktest. Eine solche Gewogenheit hättest du von keiner Mannsperson annehmen sollen, am wenigsten von einem, den du fast gar nicht kennest, und der es dir, wie man leicht denken kann, in einer schlimmen Absicht angeboten hat.„ „Absicht! Madam, antwortete ich sehr spizfindig. Sie bilden sich immer ein, daß die Mannspersonen eine Absicht haben. Ich merke es nicht, daß sie sich viel um mich bekümmern. Es ist ganz unmöglich, daß er was mehr damit kann gemeint haben, als eine kleine Galanterie; da weiß ich warlich nicht, was man für Ursach hat, für Schrekken darüber von Sinnen zu kommen.„

„Nun wirklich, Molly, sagte meine Mutter, da du der Verheirathung so nahe bist, so solltest du doch wol keinen Menschen zu dem geringsten Schein von Galanterie ermuntern; ich habe auch noch ein besonderes Bedenken, warum ich dich nicht auf den Ball lassen kann. Mädchen, die, wie du, auf eingezogene sparsame Art erzogen sind, kön-

nen sich in die hohe Gesellschaft nicht mischen, ohne daß man es ihnen ansehen sollte, daß sie nicht dahin gehören, und können sich in die ausschweifende Vergnügen nicht einlassen, ohne auf gewisse Art für ihre Unbedachtsamkeit zu leiden.„ Da ich meinen Kopf von der neuen so sehnlich verlangten Eroberung so voll hatte, und nun aufgereizet wurde, etwas aufzugeben, was mir so ausserordentliche Freude verursacht hatte, so gab ich eine sehr übermüthige Antwort, die mir von meiner Mutter einen sehr empfindlichen und scharfen Verweis zuwege brachte. Es folgte eine sehr hizzige Unterredung darauf, so, daß sie zulezt wider mich höchlich aufgebracht wurde, und davon gieng, mich aber in Thränen ließ, die sowohl aus Hochmuth als aus Verdruß flossen. Ich ärgerte mich darüber, daß sie sich meinem Lieblingsentwurfe entgegen sezte, und kränkte mich über die maassen, daß ich ihn nicht ausführen sollte. Ich war aber doch entschlossen, auf die Mummerei zu gehen, es möchte auch daraus werden, was da wollte.

In diesen weinenden ärgerlichen und kränkenden Umständen fand mich Herr Morden. Da er mich vorher nie in Thränen gesehen hatte, so erkundigte er sich sehr ängstlich nach der Ursache, und zwar mit

einer Zärtlichkeit, die mich desto bereitwilliger machte, ihm mein ganzes Herz zu entdekken.

Ich offenbarte mich ihm mit der grössesten Offenherzigkeit, machte aber damit zugleich bekannt, wie heftig meine Begierde sei, in einer neuen Sphäre zu erscheinen, zu der ich gar nicht gewohnt und erzogen war. Die Entdekkung dieser Leidenschaft ward von meinem Liebhaber eben so übel aufgenommen, als von meiner Mutter, ob er gleich seine Mißbilligung durch eine Menge kleiner Schmeicheleien, wodurch er mich ohne Zweifel von meinem Vorhaben abzubringen suchte, zu versüssen wußte; ich ließ es ihm aber bald merken, daß er sich irrete, und sagte ihm, daß ich von der Liebe eines Mannes, der mich der geringsten Willfahrung berauben könnte, nur eine sehr schlechte Meinung haben müßte. Hierauf lief ich aus der Stube, und überließ es ihm, meine Aufführung auszulegen, wie es ihm beliebte.

Herr Morden nahm mein Betragen sehr übel; da er aber ein Mann von Verstande und Entschlossenheit war, so wollte er es mir auch sehen lassen, daß ich ihm nicht so begegnet hätte, wie es sich gebührte, und blieb einige Tage weg.

In dieser Zeit brachte ich meine Mutter theils durch Schmeicheln, theils durch Störrigkeit so weit, daß sie sah, daß ich vollkommen entschlossen war, in dem Opernhause zu erscheinen, und endlich einwilligte, mir in der Anschaffung des Anpuzzes zu helfen, und mir eine schikliche Gesellschaft zu besorgen.

Mein Vater war eben während dieses Vorganges auf dem Lande, wo er gewisse Geschäfte auszurichten hatte, die zu seiner Bedienung gehörten, so, daß er bei dieser Sache nichts thun konnte; und meine Gedanken waren mit nichts beschäftigt, als mit meinem Puz.

Endlich kam der glükliche Augenblik heran; ich fuhr mit einem Herzen weg, das für heisser Erwartung schlug. Gleich anfangs ward ich von der Pracht um mich her so verblendet, daß ich als wild anstarrete, und in einer Minute meine Augen tausendmal wendete, um alles zu betrachten. Doch ward meine Aufmerksamkeit auch bald fester, als der Herr heran kam, der mir das Billet gegeben hatte. Er unterhielt mich mit der gröfsesten Artigkeit, und fieng kurz darauf an, sich einiger sehr zärtlichen Ausdrükke zu bedienen. Ich bemühete mich anfänglich dem Charakter gemäß,

den ich angenommen hatte, zu betragen. Ich war als eine Schäferinn gekleidet, weil ich glaubte, daß ich in dieser Verkleidung Reden hören und beantworten könnte, die ich in meinem gewöhnlichen Anzuge nicht würde hören, noch mit Anstande beantworten können, da ich schon versprochen, und der Verheirathung so nahe war. Allein die Freiheiten, die ich mir verstattete, zogen mir von meinem Damon andere zu, die keinesweges verantwortlich waren, so, daß ich endlich einsah, daß die Sache würde zu weit gehen, und es daher für nöthig hielt, ihn zu einer entfernteren Aufführung anzuweisen.

Die Gesellschaft nahm jezt die Masken ab. Als ich mein möglichstes that, meine neuen Bewunderer los zu werden, so kehrte ich von ungefehr den Kopf um, und es fiel mir ein schlanker hübscher Mann in türkischer Kleidung in die Augen, der mich aufs genaueste mit dem sichtbarsten Zeichen einer ernstlichen Bewunderung betrachtete. Ich fühlte in diesem Augenblikke Bewegungen, die ich sonst nie für eine Mannsperson empfunden hatte; so vollkommen reizend war seine Bildung, so einnehmend seine Manieren, und so schmeichelnd für mich die Ausdrükke seiner Ge-

sichts-

sichtszüge. Er gab sich Mühe, mich mit seinen Augen fest zu halten, bis er Gelegenheit hatte, mich zum Tanze aufzufordern. Er that es, und ich gab ihm sogleich die Hand.

Während des Tanzes suchte er durch eine Menge bezaubernder Manieren mein Herz zu bestrikken, und sich zu einem unwiderstehlichen Gegenstande zu machen. Sollte ich sagen, daß ich seine Zuthätigkeiten zurük gewiesen hätte, so behauptete ich eine Unwahrheit; vielmehr machte ich ihm noch mehr Muth, vornemlich, als ich hörte, daß mein liebenswürdiger Mittänzer ein Mann von Stande war; denn viele von seinen Bekannten nannten ihn Mylord! Ich vergaß, daß ich an Herrn Morden verlobt war; ich vergaß mich selbst; kurz alles; ich war ganz von Freuden betäubt, daß ein Herr, von dem ich Ursache zu glauben hatte, daß er nicht Willens wäre, mit mir blos zu scherzen, auf die allerschmeichelhafteste und einnehmendste Weise sich mit mir eingelassen hätte.

Als er mich zurükgeführt hatte, wünschte er zu wissen, wo er sich den Tag darauf nach meiner Gesundheit erkundigen könnte? Da, und eher nicht, fieng ich an, alle meine vorige Kleinheit zu

fühlen;

fühlen; die Erinnerung rupfte mir mit einemmale alle Federn aus, damit die Eitelkeit mich geschmükt hatte; ich wurde gedemüthiget, und ließ meinen Kopf herunter hängen.

Er wiederholte seine Frage mit einem zärtlichen Drukke meiner Hand. Das Blut stieg mir ins Gesicht bei meiner Verlegenheit, da ich genöthiget war, meine Geringfügigkeit bekannt zu machen, und den Namen der kleinen Strasse, in der meines Vaters noch kleinere Wohnung lag, zu nennen.

„Nach wem muß ich fragen, mein Engel?„ sagte er mit einem abermaligen und bedeutungsvollern Nachdruk. Mit einem Seufzer nannte ich ihm leise meinen Namen, und verließ ihn; verließ ihn im vollen Besiz meines Herzens. Da ich mit der Gesellschaft, die meine Mutter für mich erlesen hatte, sicher nach Hause kam, so empfieng sie mich mit vielem Vergnügen; und schien mir auch mit Vergnügen zuzuhören, als ich von der prächtigen Lustbarkeit eine Menge Dinge erzählte, die ich gesehen und gehöret hatte.

Da ich nicht eher in meine Schlafkammer gekommen war, als da es schon sehr hoch Morgen war, so verließ ich sie auch nicht eher, als Nachmittage;

mittage; und weil ich mich nur mit der Hofnung schmeichelte, meinen neuen Bewundrer zu sehen, so kleidete ich mich mit der passendsten Nachläßigkeit an, und erwartete seine Ankunft mit einer Verwirrung meiner Begriffe und einem solchen Zittern, als mir zu beschreiben unmöglich ist.

In diesem verwirrten und ängstlichen Zustande sah ich Herrn Morden in das Besuchzimmer treten. Wer kann, der stelle sich meinen Verdruß vor. Da ich ieden Augenblik den Mylord erwartete, so war mein Mißvergnügen und Verdruß zwiefach. Ich wurde roth, sobald ich ihn erblikte, und er sah blaß, niedergeschlagen und elend aus. Er sezte sich zu mir, und fragte mich mit mißvergnügter Mine, wie ich mich befände. „Wie befinden Sie sich, Mademoiselle, sezte er hinzu, nach einer Nacht-Abmattung — ich nehme mein Wort zurük — Betäubung wollte ich sagen.„ Ich antwortete sehr höhnisch: „daß, wenn er nicht verständlicher spräche, ich ihn gar nicht einmal verstehen würde; daß mir aber auch wirklich nichts daran gelegen wäre, ob ich wüßte, was er sagen wollte, oder nicht.„ „Ich glaube Ihnen, was Sie sagen, erwiederte er, darum werde ich auf ewig von Ihnen Abschied nehmen.„ Ich

glaube,

glaube, daß mir alles anzusehen war, was ich empfand, denn er fuhr gleich darauf folgendergestalt fort: „Entweder sind Sie erstaunet, Mademoiselle, oder Sie stellen sich so; wenn Sie aber erfahren werden, daß ich ein Zeuge ihrer ganzen gestrigen Aufführung gewesen, so werden Sie einigermassen einsehen, was ich empfinde, ob Sie gleich nie, es sei dann, daß Sie so geliebt haben, wie ich, eine vollkommene Vorstellung von der Marter haben können, die ich in diesem Augenblik ausstehe. Allein, ich will ein treuloses, närrisches, betrogenes Mädchen aus meinem Herzen reissen, so viel es mir auch kosten wird. Wissen Sie demnach, Mademoiselle, daß ich dies einemal mich maskirt habe, da ich sah, daß Sie gänzlich entschlossen waren, auf die Maskerade zu gehen, und daß ich mir durch einen guten Freund ein Billet verschafte, um zu sehen, was eine gefährliche Lustbarkeit auf das Herz eines Frauenzimmers, mit dem ich eben unauflöslich sollte verbunden werden, für eine Wirkung haben würde; denn Sie waren ein Frauenzimmer, von dem ich mir schmeichelte, daß es eben solchen Geschmak für ein häusliches Leben hätte, als ich. Aber meine Erwartungen der Glükseligkeit in solch einem Leben

sind

sind alle verflogen, wie ein Morgentraum, und meine übrigen Tage sollen in kränkender Betrübniß dahin fliessen, in einer Betrübniß, die desto empfindlicher ist, ie schmerzlicher die Erinnerung meiner schmeichelhaften Erwartungen mich quälen wird. Unterdessen, da es in meiner Macht nicht stehet, einen Eindruk auf Ihr Herz zu machen, und ich versichert bin, daß ich nie eine Glükseligkeit geniessen kann, wenn das Frauenzimmer, das ich noch anbete, nicht mit Geschmak daran findet, so muß ich Sie aufgeben, Mademoiselle, und Sie Ihrem prächtigen Bewunderer überlassen. Aber, ach! nehmen Sie sich in Acht — nehmen Sie sich in Acht, meine ehemals geschäzte und noch geliebte Molly. Der Mann, der Ihnen so ausserordentlich gefällt, ist ein herumstreifender Verführer; er spricht nur, um zu betrügen, und schmeichelt nur, um zu verrathen.„

Mit dem Schluß dieser spizzigen Rede stand er auf, und verließ mich, ob er gleich seiner Neigung Gewalt zu thun schien, und der Streit zwischen Liebe und Klugheit sehr deutlich auf seinem Gesichte gemahlt war, auf dem ieder Zug grosse Verwirrung verrieth. Er hinterließ mich in einem Erstaunen, ja, in einer Art von Erstarrung, von

der

der ich mich kaum erholt hatte, als Lord B** hereintrat.

Bei dessen Erblikkung kam ich bald wieder zu mir. Die zärtliche Ehrerbietung, mit der er mich anredete, vollendete bei mir, was sein gestriges Betragen und Aufführung angefangen hatte, und ich fand eben so viel Vergnügen an seiner Person, als er in mich verliebt zu werden schien. Unsre Unterredung war sehr lebhaft, und er ergrif iede Gelegenheit, mir die allerzärtlichsten Sachen vorzusagen, die ich mit mehr als gewöhnlicher Aufmerksamkeit, mit Vergnügen und Begeisterung anhörete. = = Ich verschlang seine Reden nur gar zu begierig.

Die Dazwischenkunft meiner Mutter, die aus Vorsicht (ob ich es gleich damals nicht dafür erkannte) es für gut hielt, uns Gesellschaft zu leisten, unterbrach den verliebten Theil der Unterredung des Lords. Seine Augen redeten sehr viel, obgleich seine Zunge stille war; und meine Augen verstanden die Sprache nur zu gut. Nachdem sein Besuch drei Stunden gedauert hatte, verließ mich der Lord in einem solchen Zustande, als wenn er drei Monate mit mir umgegangen wäre.

Als ich mit meiner Mutter allein war, erzählte ich ihr, wie unverantwortlich Herr Morden sich gegen mich aufgeführt hätte. Ich sahe, daß sie dadurch gerührt war. Sie seufzte, rang die Hände, und rief: „Ach, Molly! ich wünschte, daß dieser neue Liebhaber deiner Achtung so werth sein möchte, als der Mann, den du durch deine Unbesonnenheit ausgewiesen hast. Wie können wir aber hoffen, dich an einen Mann vom Stande verheirathet zu sehen? Mylord wird sich warlich nicht erniedrigen, ein Mädchen von deinem Stande zu heirathen; und ich hoffe, fuhr sie mit Thränen in den Augen fort, daß du für dich selbst zu viel Achtung und zu viel Liebe zu deinen Eltern haben wirst, höherer Gründe nicht zu gedenken, als daß du unehrlichen Vorschlägen Gehör geben solltest.„

Ich antwortete blos mit Thränen, die einige Zeit so reichlich flossen, als die ihrigen. Sobald ich aber im Stande war zu reden, versicherte ich ihr, daß sie nicht die geringste Ursach hätte, daran zu zweifeln, daß ich fest an den vortreflichen Grundsäzzen hängen würde, in denen ich erzogen wäre, ob ich gleich frei gestand, daß ich den Lord liebte.

„Nun, sagte sie, so ist denn nur ein Weg, dich zu retten. Du mußt ihn nicht wieder sehen. Blos

wenn du ihm untersagest, dich zu besuchen, wirst du seine wahren Absichten entdekken, ob ich gleich befürchte, daß dir deren Entdekkung wenig Genugthuung verschaffen wird.„

Ich ließ es leichtlich geschehen, daß meine Mutter Befehl stellte, mich zu verleugnen, wenn er wieder käme. Und diese Befehle waren nöthig, denn er wiederholte wirklich seine Besuche.

Als er nie Zugang finden konnte, schrieb er einen langen und zärtlichen Brief, worinn er sich sehr darüber beklagte, daß ich ihn nicht vor mich liesse, wenn ich gleich, wie er wohl wüßte, zu Hause wäre.

Obgleich iede Silbe dieses Briefes mein Herz erreichte, so zeigte ich ihn doch meiner Mutter, die mir sagte, was ich wol freilich genug wahrnehmen konnte, daß seine Absichten nicht von der Art wären, daß man sie anfrischen müßte, und daß ich nichts antworten sollte.

Ich folgte ihrem klugen Rath; der Himmel aber weiß, was mir dieser Gehorsam bei einer so verführerischen Gelegenheit für Kampf und Ueberwindung gekostet hat.

Indem ich mich noch in diesem marternden Zustande befand, empfieng ich einen Brief vom Herrn

Morden,

Morden, der an einem hizzigen Fieber sehr gefährlich darnieder lag, und einen besonders guten Freund vermocht hatte, mich zu überreden, daß ich ihn mit meinem Besuche glüklich machte, ehe er stürbe.

Da er mich, meiner Meinung nach, um nichts und wieder nichts verlassen hatte, so hatte ich nicht Lust, durch die Besuchung eines Mannes, den ich, wie ich mir einbildete, ehemals geliebt hatte, mich noch tiefer zu erniedrigen, besonders bei den Umständen, darinnen er jezt war; allein, meine Mutter, die hofte, daß meine Gegenwart ihn vielleicht wieder herstellen könnte, und daß meine Gefälligkeit seine Liebe wieder beleben würde, überredete mich, ihn zu sehen. Ich begleitete sie bis an sein Bette. Da er sich schmeichelte, daß meine Thränen blos um seinetwillen flossen, so beschuldigte er sich selbst, daß er zu hastig verfahren sei; er gestand aber, daß meine anscheinende Liebe zu Lustbarkeiten, die über sein Vermögen wären, und die er mir nicht verschaffen könnte, ihn glauben gemacht hätten, daß wir zusammen nicht würden glüklich sein können; und er sezte noch dazu, daß die Aufmunterungen, die ich dem Lord B** gegeben hätte, alle seine Furcht auf

solche Art bestätiget hätten, daß er gemeinet, es würde mir angenehmer sein, als es ihm wäre, wenn ich von Versprechungen frei gemacht würde, die, wie es schien, mehr Unlust als Glük für mich wären. „Wie wenig kannte ich doch mein eigen Herz, (fuhr er nach kurzem Einhalten und mit schwacher Stimme fort, und hob dabei seine matten Augen zu mir auf, die seine baldige Auflösung verkündigten, aber noch so voller Zärtlichkeit waren, als ich sie ie gesehen hatte) ich kann mein Leben jezt nicht ertragen, und diejenige aufgeben, die mein theuerster Gegenstand auf Erden gewesen ist, ich kann auch nicht in Frieden sterben, wo Sie mir nicht eine Aufführung vergeben, die ich vielleicht gar zu eilfertig, aber doch in den besten Absichten und mit dem grössesten Widerwillen annahm; denn ich nehme das höchste Wesen, das mir, wie ich demüthig hoffe, in meinen Augenblikken, die so eilig herannahen, wird Gnade und Erbarmung wiederfahren lassen, zum Zeugen, daß ich nie aufgehöret habe, Sie mit der aufrichtigsten Zuneigung zu lieben; und daß ich nichts mehr bedaure, als daß ich nicht im Stande bin, Ihnen das geringste Zeichen meiner Hochachtung gegen Sie zu hinterlassen, ausgenommen diesen

Ring,

Ring, (hier gab er mir einen diamantnen Ring, der von Werth war) der ehemals meiner Mutter zugehöret hat, und der nur dienen wird, Sie an einen Menschen zu erinnern, der Sie zu heftig geliebt hat, als daß er ohne Sie leben könnte.„ Hier hielt er inne, denn der Odem fehlte ihm; er nahm aber meine Hand, und drükte sie an seine sterbende Lippen, und starb auch bald darauf.

Ich bin nicht im Stande, meine Empfindungen bei dieser Gelegenheit zu beschreiben; ich war einige Augenblikke wirklich unempfindlich gegen alles, was um mich war. Doch blieb ich in diesem betrübten Zustande der Seele nicht lange, ohne daß meine Kümmernisse um ein grosses vermehrt wurden. Ich war noch nicht genug für meine Thorheit bestraft. Mein Vater kam eher vom Lande zurük, als er erwartet worden, und zwar in solchen schlechten Umständen, daß sein Arzt, der ihn viele Jahre bedient hatte, keine Hofnung zu seiner Genesung gab. Man stelle sich meine Verzweifelung bei dieser traurigen Nachricht vor. Meine Mutter hatte ihm nichts davon geschrieben, daß Herr Morden todt war, weil sie ihm ihre Abwesenheit durch unangenehme Nachrichten nicht noch unerträglicher machen wollte;

te; allein diese Zurükhaltung diente nur blos dazu, die Entdekkung für mich nachgehends desto trauriger zu machen. — Denn als mein Vater auf wiederholtes Nachfragen nach Herr Morden endlich hörte, daß er gestorben wäre, und also auch erfuhr, was ich daran für Antheil hätte, so konnte er seine Betrübniß und Unwillen nicht in Schranken halten, sondern sah mich zornig an, und sagte: „Du hast deine Mutter unglüklich gemacht. — Du hast dich selbst unglüklich gemacht. — Denn du hast dich mehr als blos lächerlich, du hast dich straf bar aufgeführt. Es steht in meinen Kräften nicht, euch einen solchen Unterhalt zu hinterlassen, als der Fleiß und die Sparsamkeit dieses jungen Mannes euch in seinem Leben verschaft hätte, und den ihr auch nachdem würdet genossen haben; denn obgleich seine Einkünfte nicht groß waren, so würde er es doch in wenigen Jahren weit gebracht haben.„

Ich war so betrübt, daß ich es nicht ausdrükken kann, als ich sahe, daß mein Vater so übel mit mir zufrieden war, vornemlich zu einer Zeit, da ich ihn auf ewig verlieren sollte. Daß ich ihn in so elenden Umständen sehen mußte, daß sein plözlicher Unwille auf mich, mich so tief gerührt

hatte,

hatte, daß ich meine Thorheit mit der größten Reue erkannte, und daß die Gedanken mich marterten, daß mein Vater von uns getrennt werden sollte, ohne den liebenswürdigen Mann uns zu hinterlassen, auf dessen Freundschaft er so starke Rechnung gemacht hatte, und von dessen Verbindung er die allerangenehmsten Erwartungen für uns gehabt hatte — Dies alles zusammen trieb meinen Gram auf einen solchen Grad, daß ich fast starrsüchtig wurde. Statt daß er das geringste Kennzeichen von sich gab, daß er mir vergeben wollte, bekümmerte er sich gar nicht einmal um mich. Obgleich meine Mutter so höchlich betrübt war, und alle ihre Sorge auf meinen theuren Vater wendete, so konnte sie es doch, da sie mich immer geliebt hatte, nicht ertragen, daß ich so unglüklich sein sollte, ohne daß sie mich hätte trösten sollen, ob sie gleich selbst des Trostes so sehr bedürftig war.

„Liebe Mutter, sagte ich, wenn mein Vater mich so nicht betrachten will, als er sonst gethan hat, so muß ich elend sein; nie, nie ist es meine Absicht gewesen, solches Unglük auf meine Familie zu bringen. „ —

Ich konnte nichts mehr sagen, meine Worte wurden erstikt; ich seufzete, ich schluchzte, ich weinte,

te, konnte aber nicht reden. Meine Mutter, die mit meinem Zustande Mitleiden hatte, lief zu meinem Vater herunter, und bat ihn, ein paar Worte zu sagen, die die unaussprechliche Angst, in der ich mich befand, etwas lindern könnten. Ich folgte ihr nach, fiel vor ihm auf die Knie nieder, und rief mit einer kaum vernehmlichen Stimme: „O mein Vater, mein ewig verehrungswürdiger Vater! vergeben, segnen Sie Ihr unglükliches Kind!„ Allein meine Bitten waren nun schon zu spät; er fieng eben jezt an mit dem Tode zu ringen, und kam nicht wieder zu sich, sondern verschied nach einer halben Stunde. Ich war ausser mir, — und fiel sinnlos nieder.

An dem Abend nach dem Begräbniß, als meine Mutter im Vorzimmer mit Leuten zu thun hatte, die wegen Geschäfte zu ihr gekommen waren, trat mit einem mal der Lord zu mir in die Hinterstube. Ich saß eben ganz allein, äuserst muthlos, und unbeschreiblich schwermüthig. Ich wußte nicht, was ich von der unvermutheten Erscheinung denken sollte, stand auf, und wollte davon fliehen. Er hielt mich aber auf, warf sich zu meinen Füssen, bat mich, beschwor mich, ihn anzuhören. Ich sezte mich wieder nieder, und wußte fast selbst nicht, was ich that.

Er

Er unterhielt mich in den verliebtesten Ausdrükken mit dem Eindruk, den ich in demselben Augenblik, als er so glüklich gewesen war, mich zum erstenmal auf dem Balle zu sehen, auf sein Herz gemacht hätte; und sezte noch hinzu, daß seitdem der Eindruk immer tiefer und tiefer geworden. „Ich bin nicht im Stande, fuhr er fort, ohne Sie zu leben; allein Ihr eigner Verstand wird Sie, wie ich gewiß weiß, überführen, daß ich eben jezt nicht im Stande bin, Ihnen mit einiger Schiklichkeit Vorschläge zu einer Heirath zu thun; allein, da ich es künftig einmal in meiner Macht haben werde, mich durch eine feste Vereinigung mit Ihnen höchst glüklich zu machen, so können Sie doch gewiß meinen Besuch wol annehmen, ohne daß es Ihrer zärtlichen Denkungsart im geringsten nachtheilig sein sollte.„ Er beschloß mit der Versicherung, daß es ihm das aufrichtigste Vergnügen sein würde, wenn er das geringste zu meinem Glükke beitragen könnte, und dabei spielte er mir einen Beutel voll Guineen in den Schooß.

Ob ich gleich durch seine Aeusserungen auf eine unnennbare Art gerührt wurde, so verursachte mir doch der Geldbeutel ganz andere Bewegungen. Ich rafte mich eilig auf, ließ ihn auf die Erde fallen, und gieng eilfertig nach der Nebenstube. Er

stellte sich aber mir so entgegen, daß ich meine Flucht nicht vollenden konnte; er nahm mich in seine Arme, drükte mich an seine Brust, und rief: „Sagen Sie mir nur das, Mademoiselle Bowyer! Würden Sie mich abgewiesen haben, wenn ich Ihnen sogleich eine Heirath angetragen hätte?„

Ich sah verwirrt und beschämt aus; ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Ich hielt eine Weile inne — ich bedachte mich — allein ich fürchte, meine Blikke legten meine Empfindungen genugsam an den Tag.

„Ich weiß, Sie würden mich nicht geschlagen haben, theures englisches Geschöpf, (fuhr er fort, und umarmte mich mit einer bescheidenen und ehrerbietigen Zärtlichkeit, die meine ganze Seele durchdrang.) Ich habe die unaussprechliche Freude, zu sehen, daß ich Ihnen nicht gleichgültig bin, und Sie sollen mich auf diese Art glüklich machen, wie Sie wollen; ich verlange nichts mehr von Ihnen, als daß Sie unsre Verheirathung so lange geheim halten, bis ich Sie mit Anstand öffentlich für meine Frau erkennen kann.„ Hier hielt er inne, und fieng seine Schmeicheleien von neuen an. Allein, meine Augen wurden jezt geöfnet, obgleich mein Herz auf das tiefste gerührt war, und ich nicht hoffen konnte, die Süßigkeiten

des

des Friedens je wieder zu schmekken. Da ich meinen eignen Kräften nicht trauete, so sah ich gen Himmel nach einem Beistande, den ich jezt so sehr nöthig hatte. Ich betete ernstlich, und ich erhielt Hülfe. Ich riß mich von dem Manne los, den ich anbetete, und den ich in diesem Augenblik verachtete. „Mein Gott, rief ich, hilf mir, oder ich bin ewig verloren,„ und lief ins nächste Gemach. — Eben kam meine Mutter herein, mich zu suchen. — Sie sah meine Bestürzung. — Unruhe und Angst sahen mir aus den Augen. Sie nahm mich bei der Hand, und ersuchte meinen Verführer, den Augenblik aus dem Hause zu gehen. Er wurde blaß, ja er zitterte, daß er ein Mädchen verlassen sollte, die er zu heirathen nicht Muth genug hatte, die er aber zur Befriedigung einer augenbliklichen Leidenschaft ewig elend zu machen wünschte; ein Mädchen, das schwach genug war, einen Mann reizend zu finden, und zu bemitleiden, der aber auf ihren Untergang bedacht war.

Meine theure Mutter, die alles las, was in meiner gemarterten Seele vorgieng, bestand abermals darauf, daß er uns verlassen sollte, und wollte von ihm nicht ein einziges Wort zu seiner Vertheidigung hören. Enda

Endlich verließ er doch das Zimmer mit einem Blikke, der ewig in meinem Herzen eingegraben bleiben wird. — Dem Himmel sei Dank! ich hatte Entschliessung genug, ihn abzuweisen, und alle seine Briefe uneröfnet zurük zu schikken.

In diesen marternden Zustand bin ich nun durch meinen Stolz gestürzt, durch meine Narrheit, durch meine Liebe zum Vergnügen, und durch ein rastloses Verlangen, in einem Stande des Lebens zu erscheinen, auf den ich keine Ansprüche hatte; ja selbst die Gesundheit und Zufriedenheit einer zärtlichen und Gehorsam verdienenden Mutter sind durch die Leiden, die sie um meinetwillen ausgestanden hat, höchlich erschüttert und beunruhiget worden. Ich fürchte gar sehr, daß es ihr so leicht nicht sein wird, sich in ihren neuen Stand zu schikken, aber wie bald und gern würde ich mich nicht mit meiner niedrigen Lebensart versöhnen, wenn ich nur gewiß wüßte, daß sie gesund und vergnügt wäre. Doch, bei alle dem denke ich noch eben jezt so sehr an des Lords B***s feine Gestalt, einnehmende Manieren und die tausend Annehmlichkeiten seines ganzen Betragens, daß ich es fühle, daß ich mein ganzes übriges Leben verdammt bin, elend zu sein.

## III.

# III.

# Briefe.

# Inhalt.

1. Brief der Herzoginn von Holstein Sonderburg an ihre Tochter.
2. Von derselben an ihren Gemahl.
3. Stirins an Glycera.
4. Von der Marquise von Lambert an den Abbe **
5. Schreiben eines Frauenzimmers an ihren Liebhaber.
6. Schreiben an eine englische Dame, die vor kurzen an einen Marquis in Frankreich vermählt worden.
7. Brief eines Frauenzimmers vom Lande an ihren Großvater.
8. Kleone an ihre Mutter.

Brief

# Brief der Herzoginn von Holstein Sonderburg, Charlotte Amalia Wilhelmine, an ihre Tochter.

Meine liebe Tochter!

Man hat mich allezeit beschuldigt, daß ich Dich mehr, als Deinen Bruder, liebte. Leugnen kann ich es nicht, daß meine Beschäftigung mit Deiner Erziehung, zu der ich verbunden zu sein glaubte, bei mir eine gewisse Neigung gegen Dich erwekte, die ich nicht gegen Deinen Bruder empfand; allein dies ausgenommen, habe ich meine lieben Kinder gleich zärtlich geliebt. Ich war gleich entschlossen, den süssen Namen einer Mutter dadurch zu verdienen, daß ich Dir grosse und Deinem Stande würdige Empfindungen beizubringen suchte. Aber das gütigste Wesen hat es nicht für gut befunden, daß ich diesen Vorsaz vollenden sollte. Der Herr nimmt mich von der Welt, da Du Dich noch in einem Alter befindest, in welchem Du meinen Verlust gar nicht, oder

nur schwach empfinden kannst. Hierinn, wie in allen andern Dingen, müssen wir den Willen Gottes verehren; er weiß besser, was uns heilsam ist, als wir es selbst wissen. Vielleicht hat er mich nicht fähig genug zu Deiner Erziehung gefunden. Die einzige Gnade, um die ich ihn anflehe, ist diese: daß er den guten Charakter befestigen möge, den ich glaube bei Dir bemerkt zu haben. Er segne eine iede Bemühung zu Deiner Erziehung. Deine vornehmste Sorge sei, Dich nie der Gnade des Allmächtigen unwürdig zu machen.

Liebe Gott! Sezze Dein ganzes Vertrauen auf ihn! Diejenigen verläßt er nie, die ihn fürchten. Gott ist der beste Freund, den wir finden können, und der einzige, der alle, auch unsere geheimsten Handlungen sieht. Wie viel Mühe giebt man sich in der Welt, um denen zu gefallen, von denen man wünscht geachtet zu werden! Und wie vielmehr ist man dem schuldig, von dem alle unsere geistliche und irrdische Wohlfahrt abhängt. Ueberlege, daß Du allezeit von der Gegenwart Gottes umgeben bist, und daß er unsere ganze Glükseligkeit sowohl in dieser, als in der zukünftigen Welt in seinen Händen hat! Versäume niemals das Gebet; dies ist das einzige Mittel, uns

mit

mit der wahren Quelle unserer Glükseligkeit zu unterhalten. Wie sehr würde sich ein Unterthan geehrt finden, wenn es ihm erlaubt wäre, sich allezeit mit seinem Landesherrn vertraut zu unterreden! Würde er diese Ehre versäumen? Und doch sind die Könige dieser Welt nur Menschen; sie können uns nicht in allen unsern Bedürfnissen helfen. Uns geringen Geschöpfen hat der Herr der Welt erlaubt, daß wir mit ihm reden dürfen, so oft wir nur wollen; mit ihm, von dem alles in dieser und der zukünftigen Welt abhängt. Wir müssen uns seiner Güte nicht dadurch unwürdig machen, daß wir dieselbe gering achten. Bringe keinen Tag zu, meine Geliebte, ohne am Abend eine Untersuchung Deiner Handlungen anzustellen! Halte einen ieden Tag Deines Lebens für verloren, an welchem Du nicht über Deine Leidenschaften einen Sieg erkämpfet hast! Noch bist Du zu jung, als daß ich bemerken könnte, zu welcher Leidenschaft Du am mehrsten geneigt bist; aber sei täglich aufmerksam auf Deine Handlungen! Bitte Gott, daß er Dein Herz aufdekke, und er wird Dich mit demselben bekannt machen. Es ist kein Mensch, der nicht zu diesem oder jenem Laster eine stärkere Neigung, als zu den übrigen

hätte; und dies ist die Neigung, gegen welche wir am meisten kämpfen müssen. Endlich können wir sie unter unsre Herrschaft bringen. Aber auch hier haben wir den Beistand Gottes nöthig, ohne welchen wir nicht fähig sind, diesen fürchterlichen Feind zu besiegen. Wenn Du meinem Rathe folgen wirst, so bin ich gewiß, daß Du allezeit vollkommen glüklich sein wirst.

Sollte es auch Gottes Wille sein, Dich in dieser Welt viele Widerwärtigkeiten erfahren zu lassen: so wird dieses doch Deiner wahren Glükseligkeit nicht schaden. Du weißt, daß in dieser Welt nichts vollkommen ist, und daß Gott alles zu unserm Besten macht. Lebest Du im Gegentheil in einer völligen Zufriedenheit: so muß dies Dein Herz um desto mehr mit dem verbinden, der hievon die einige Quelle ist.

Wenn Du Deine Pflichten gegen Gott erfüllest: so habe ich nicht nöthig, Dir die übrigen zu empfehlen. Es folgt von selbst aus der Liebe Gottes, daß man mit Vergnügen seinen Befehlen gehorcht; und unter diesen ist die Liebe des Nächsten, der Gehorsam gegen unsre Eltern, und gegen diejenigen, die uns zu befehlen haben, vorzüglich wichtig. Ich nehme demnach von Dir den lez-

ten Abschied, meine Tochter! und schliesse damit, daß ich Dich bitte, niemals meinen Rath zu vergessen, damit ich die Freude haben kann, Dich dereinst vor Gott wieder zu sehen, und ihn ewig zu preisen. Ich sterbe als

Deine

zärtliche Mutter.

## Von derselben an ihren Gemahl.

Mein geliebtes Herz!

Möchte dieser Brief nicht Deinen Schmerz erneuern, sondern Dich vielmehr wegen meines Verlustes trösten! Ich fühle die ganze Bitterkeit unserer Trennung. Dasjenige zu verlassen, was ich über alles in der Welt liebe, ist eine Sache, woran ich nicht denken kann, ohne daß mir mein Herz blutet; aber es ist der Wille meines Gottes, des Gottes, der die Güte und Weisheit selbst ist. Er thut alles zu unserm Besten. Und was ist unsere Trennung? Sie wird nur kurz dauern; und wenn wir wieder vereinigt sein werden, mein Geliebter, so sind wir es ewig. Alsdann werden wir nichts mehr zu fürchten haben; wir werden einer unwandelbaren Glükseligkeit ge-

nieſſen. Wie viel Troſtreiches hat dieſer Gedanke für mich, daß ich mich einſt auf ewig wieder vereinigt ſehen werde mit Dir und meinen lieben Kindern. Ich bin gewiß überzeugt, daß Gott meine Wünſche erhören wird. Täglich habe ich ihn angefleht, daß er mir meine Kinder nehmen möchte, wenn ſie nicht zu ſeiner Ehre und zum Nuzzen ihres Nächſten leben würden.

Mir iſt alſo nichts übrig, mein Geliebter, als daß ich Dich um Vergebung bitte, wenn ich Dich bisweilen durch meine Lebhaftigkeit beleidigt habe. Ich erkenne die groſſe Geduld, die Du mit mir gehabt haſt, und das Einzige, das mich tröſtet, iſt dieſes, daß ich Dich nie vorſezlich beleidigt. Könnteſt Du in meinem Herzen die Reue ſehen, die ich darüber empfinde, daß es bisweilen durch meine Lebhaftigkeit geſchehen iſt: ſo bin ich verſichert, daß ich Vergebung erhalten würde. Ich habe nicht nöthig, Dir unſre Kinder zu empfehlen. Deine Zärtlichkeit gegen dieſelben iſt mir bekannt. Sie haben gegenwärtig Dich allein in der Welt übrig, und um der Liebe willen, die Du für ſie haſt, bitte ich dich, mäßige Deine Traurigkeit, daß ſie nicht zu gleicher Zeit ihren Vater und ihre Mutter verlieren.

Für

Für meine Söhne bin ich unbesorgt. Ich hatte mir vorgenommen, mich nicht länger mit ihrer Erziehung abzugeben, sobald sie ihr fünftes Jahr erreicht hätten. Ich wollte Dir alsdann ganz alleine die Fürsorge für dieselben überlassen; und Gott hat es für gut gefunden, daß dieses einige Jahre früher geschehen sollte. Ich gestehe es gerne, daß ich in Ansehung meiner Tochter nicht so völlig beruhigt bin. Es scheint mir, daß diejenigen Mütter nicht zu entschuldigen sind, die ihre Töchter Fremden anvertrauen. Das Vorurtheil will nicht, daß sie die Erziehung ihrer Söhne auf sich nehmen; aber sich an diesem Vorurtheile zu rächen, sollten sie sich billig mit der Erziehung ihrer Töchter ganz allein beschäftigen. Suche Dir für sie eine Person vom Stande aus, an die sie sich halten kann, und die gelinde mit ihr umgehet; denn man würde dieses liebe Kind ganz verderben, wenn man es mit zu vieler Strenge erziehen wollte. Diese Person muß vor allen Dingen grosse Gesinnungen haben, und ihre vornehmste Bemühung muß es sein, diese ihrer Untergebenen mitzutheilen. Insonderheit bitte ich Dich, mein Geliebter, daß Du sie nicht einer blossen Franzosinn anvertraueſt. Gemeiniglich sezt diese die

ganze Erziehung darinn, daß man lernt gut französisch zu sprechen, und einen äusserlichen guten Anstand zu haben; aber zur Bildung des Herzens hat sie selten die gehörige Kenntnisse. Annoch ist dieses eine nicht geringe Unbequemlichkeit, daß sie nicht allezeit bei ihrer Untergebenen sein kann; und nach meiner Meinung, um ein Kind wohl zu erziehen, darf man dasselbe nicht einen Augenblik verlassen. Ich habe bei der Kleinen den Grund zu einem guten Charakter bemerkt, und ich bin gewiß, daß man dieselbe zu einer guten und liebenswürdigen Person bilden kann, wenn man sie nicht verdirbt. Ich bitte Dich, mein Geliebter, schenke ihr einen Theil derjenigen Zärtlichkeit, die Du für ihre Mutter gehabt hast, und liebe sie nicht weniger, als ihre Brüder.

Ich bin überzeugt, daß Du insonderheit Sorge tragen wirst, daß unsre Kinder einen guten Grund in der Religion erhalten. Dies ist das größte Gut, das wir ihnen geben können. Was mein Vermögen betrift, so habe ich in meinem Testamente bestimmt, wie viel ein iedes von unsern Kindern nach Deinem Tode haben soll. Ich habe auch einige Pensions für meine Bediente verordnet. Ich bin gewiß, mein Allerliebster, daß

Du

Du sie bezahlen wirst. Meine übrigen Bedienten empfehle ich Deiner Fürsorge. Bezeuge ihnen insgesammt meine Erkenntlichkeit für ihre Treue, mit der sie mir gedienet haben.

Vermelde meinen Abschiedsgruß meiner lieben Mutter, und sage ihr den verbindlichsten Dank für alle Zärtlichkeit, die sie im Leben gegen mich bezeigt hat. Gott sei ihr Vergelter!

Danke Deiner lieben Familie für alle Freundschaft, die sie für mich gehabt! Ich bitte sie um Vergebung, wenn ich sie jemals wider meinen Willen beleidiget habe. Ich hoffe, daß sie alle das kleine Angedenken, das ich ihnen vermacht habe, von einer Person annehmen werden, die die zärtlichste Freundschaft für sie mit ins Grab nimmt. Ich empfehle ihnen meine lieben Kinder; insonderheit bitte ich meine Schwiegerinnen, diejenige Freundschaft, die sie für mich gehabt, meiner Tochter zu schenken.

Zum Beschluß danke ich Dir nochmals, mein Geliebter, für alle Zärtlichkeit, die Du für mich gehabt hast, und bitte Dich um dieser Zärtlichkeit willen, Dich nicht zu sehr zu kränken; sondern Dich mit der Hofnung aufzu-

richten, daß Du bald wiederum vereinigt sein wirst mit

Deiner

zärtlichen und ganz getreuen Gemahlinn, Freundinn und Dienerinn.

## Stirius an Glycera.

O Glycera, wie gefährlich ist die Bahn, worauf Du wandelst! Vergieb es einem Liebhaber, den Du verstiessest, weil er nicht Weltmensch genug war, vergieb es ihm, daß er für Deine Ehre besorgt ist, und für Deine Unschuld zittert. Es ist nicht Verdruß, nicht niedrige Begierde, meinen Schimpf an Dir zu rächen, was mich so kühn macht, Dich zu warnen; es ist eine wahrhafte Zärtlichkeit für Dich; oder magst Du dieses Wort von mir nicht hören, so nenne es Freundschaft; nenne es Menschenliebe, die ihre Sorgen auf alle Bürger der Welt ausdehnen muß. Vergiß es, daß Dich ein unangenehmer Liebhaber ermahnt, und verwirf nicht deswegen seinen Rath, weil Du ihn verworfen hast. Ein Feind verdienet Gehör, wenn seine Vorwürfe Wahrheiten enthalten! Lehren, die uns erinnern, an unsre Glükseligkeit zu denken,

denken, machen uns auch denen verbindlich, die wir hassen. Wenn ich als ein Liebhaber reden könnte, der Dir nicht gleichgültig wäre, so wollt ich die ganze Beredtsamkeit der Liebe anwenden, Deine Eitelkeit zu bekämpfen; und Dein eignes Herz würde mir zu Hülfe kommen. Aber soll die Wahrheit nur in dem Munde eines Geliebten Wahrheit sein, und sollte sich Dein Herz wider Ermahnungen auflehnen, die Dir ein gleichgültiger Freund sagt!

Du kennst noch die Gefahr nicht, Glycera, die allenthalben eine blühende Schönheit umringt. Wie unglüklich ist Dein Geschlecht! Dem, der geliebt wird, darf es am wenigsten trauen! Und wem trauet unser Herz mehr, als seinen Geliebten? Die heissesten Bitten und Beschwörungen eines Freundes sind zu kalt gegen die Liebkosungen des andern. Die offenbarste Aufrichtigkeit wird uns verdächtig, wenn sie es wagt, uns ein vorsichtiges Mißtrauen gegen ihn einzuflössen. Könnten Engel mit uns reden, so würde sich unser Herz gegen sie auflehnen, wenn sie uns den verdächtig machen wollten, den wir lieben. Aber ich bin Dir dennoch diese Ermahnung schuldig; ich bin sie meiner eigenen Liebe schuldig, ob ich gleich weiß, daß

ich für einen Glüklichern an Deiner Seele arbeite.

Du siehest Dich von einer Menge Verehrer umringt, worunter vielleicht derjenige der gefährlichste ist, der das Glük hat, Dir zu gefallen. Eine unangenehme Wahrheit für unser Herz; aber doch eine Wahrheit! Soll ich glauben, schöne Glycera, daß Du mein Geschlecht genug kennest, um Deine Unschuld vor seinen falschen Liebkosungen in Sicherheit zu sezzen? Soll ich glauben, daß Du die Sprache einer reinen tugendhaften Liebe genug von Schmeicheleien unterscheidest? Wie leicht kannst Du irren! Erinnere Dich, daß die Eitelkeit eine der Schwachheiten ist, die Dein Geschlecht beherrschen; und darf ich aufrichtig reden? verbirg es Dir selbst nicht, daß sie auch über Dir zu viel Gewalt gewonnen hat! Diese Eitelkeit kostet gemeiniglich Thränen, Thränen eines ganzen Lebens; und wie gerne möchte ich Dir diese ersparen! Gewiß wird der Dein Herz einnehmen, der diese Verrätherinn desselben zu gewinnen weiß. Gewiß hast Du mich deswegen so kaltsinnig verstossen, weil ich sie nicht gewinnen wollte! Du hast es oft gesagt, Schmeichler sind die niederträchtigsten Geschöpfe; wie ist es Dir

möglich,

möglich, das übertriebene Lob Deiner Verehrer, die wie Sklaven um Dich kriechen, für keine Schmeicheleien zu halten? Kannst Du Dich einen Engel nennen hören, ohne zu erröthen? eine Göttinn, ohne daß Deine Wangen zugleich von Schaam und von edlem Zorne brennen? Welch eine Lüge ist unverschämter, als die Schmeicheleien, die Dir diese Elenden machen? Und doch verräth eine kleine Röthe und ein sanftes Lächeln, wie gerne Du, als eine Göttinn, den Weihrauch annimmst, den sie Dir opfern. Ach wisse! daß sie Deiner spotten, und insgeheim über die Schwachheit lachen, die sich um so leichten Preis gefangen geben wird. Sie freuen sich, wie Feinde, den geraden Weg in Dein Herz gefunden zu haben; und wenn Du erst anfängst, Schmeicheleien gerne zu hören, arme Glycera, so bist Du schon überwunden. Zittere dann vor Deinem eignen Ausspruch, daß Schmeichler die niederträchtigsten Betrüger sind! Laß sie nicht an Dir die Probe ihrer Niederträchtigkeit ablegen. Sie wollen nicht umsonst vor Dir im Staube gelegen, nicht umsonst diese Schmeicheleien verschwendet haben. Eine erschlichene Liebe soll sie theuer bezahlen. Sie schmeicheln Dir, um gewisser zu verwunden; sie

schmükken

schmükken das Opfer mit Kränzen, und führen es unter Liebkosungen an den Altar, wo es bluten soll.

Ach! soll ich Dich noch erst mit Beispielen warnen? Sieh um Dich, welche Verwüstungen hat die gewonnene Eitelkeit unter Deinem Geschlechte angerichtet? Wo ist die Freude der Phryne über ihre Siege? wo sind ihre Sklaven? Phryne sizt einsam, vor den Augen der Welt verborgen, und beweinet das Vergnügen, das sie an den Lobsprüchen empfand. Sie beklaget ihre Thorheit, daß sie es für ihr Verdienst hielt, wie die Rose zu blühen; ihr entheiligter Kranz liegt verwelkt zu ihren Füssen, und die hämische Schmeichelei lachet hinter dem Vorhange hervor. Theogne ringt voll Verzweiflung die Hände, und ihre Thränen strömen ihre blassen Wangen herunter. Ihr grösster Kummer ist der, daß sie die Warnungen eines weisen Freundes mit Ungeduld beantwortete, und ihre Tugend den Armen eines Verräthers anvertraute. Aus Schaam verstekt sie sich vor dem Gesichte der Welt, und zehnmal war sie entschlossen, zu sterben.

Tausend könnt ich Dir noch nennen, die Opfer ihrer unvorsichtigen Eitelkeit wurden: aber erinnere

nere Dich nur Deiner liebsten Freundinn, der sanf=
ten, unschuldigen Narcissa. — Ach! ohne Thrä=
nen kann ich diese Unglükliche nicht nennen!
Nicht, ohne den Schändlichen zu verfluchen, der
über einen so gottlosen Sieg vielleicht jezt trium=
phirt! — Aus den Armen ihrer unglüklichen
Mutter weggerissen, die einsam den Verlust und
den Fall ihrer geliebten Tochter beweinete, und
durch Bekümmernisse ihr Alter beschleunigte, un=
ter einem andern Himmel, unter Fremden, wo sie
vor den Bekannten ihren Schimpf verbergen woll=
te, überlebte sie nur wenige Tage ihre Schaam.
Wie verlassen starb sie, wie ganz ihrem Elende
preis gegeben! Ihr Verführer entfloh; die Rache
des Himmels wird ihn wieder finden! — Wenn
Du dem Gedächtnisse Deiner unglüklichen Freun=
dinn eine Thräne weihst, o Glycera, so beschwör
ich dich bei dieser heiligen Thräne, vergiß nicht,
daß Narcissa nicht so eitel war, als Du bist!

Wie gerne wollt ich Dich rühren, und alle Dei=
ne Empfindungen und Deinen Verstand gegen so
treulose Liebhaber aufbringen! O könnt ich einen
Sturm gegen sie in Deinem Herzen erregen, der
ihr Bild und alle Eitelkeit aus Deiner Seele trie=
be, wie das Meer, wenn es tobet, Sand und Un=

rath an die Ufer auswirft; könnt ich Haß gegen sie erregen, ich wollte es für kein Vergehen wider die Menschenliebe halten! Aber was kann ich noch sagen, wenn Beispiele nicht wirksam genug sind! Die Liebe ist der Hofnung gleich. Wir wissen, daß wir sterben müssen, wir sehen, wie in einer Schlacht die Opfer des Todes an unserer Seite unaufhörlich fallen, und vergessen immer die traurige Erinnerung, die sie uns geben, daß auch wir sterben müssen. Die Hofnung arbeitet gegen alle unsere Schrekken an, und rükket unser Ziel immer weiter hinaus. Wir weinen über die Todten, und vergessen uns. Eben so täuscht die Liebe Dein Geschlecht, Glycera. Du siehst an Deiner Seiten Deine Freundinnen fallen und bedauerst sie. Mit den Thränen in den Augen, die Du noch um sie nicht alle ausgeweint hast, wirfst Du Dich in die Arme Deines Liebhabers, der vielleicht in der folgenden Stunde ein gleicher Mörder an Dir wird. Jedes Herz redet für den, den es liebet, und spricht ihn von allem Verdachte los; und eben diese Herzen sind am ersten betrogen. Beispiele verlieren an ihnen ihre Warnung. Sie glauben zu fest, daß sie keiner Warnung bedürfen, und fallen aus Sicherheit. Wenn sie

Tau-

Tausende von ihrem Geschlechte fallen sehen, und wenn alle diese Tausende gestünden, daß sie aus Sicherheit fielen, weil sie ihren Geliebten für gar zu edel gehalten hätten: so werden sie sich dennoch die einzigen zu sein dünken, die edler geliebet werden.

So groß, o Glycera! ist die Verblendung der Liebe. Ach! wage es nicht, ihren Schmeicheleien zu trauen! Mißtraue der Eitelkeit, die Dir sagt, daß Deine Reizungen groß und dauerhaft genug sind, einen unbeständigen Liebling getreu und beständig zu machen! Eben diese Eitelkeit ist meistens das Werk seiner Schmeichelei; der erste Feind, den er in Dir selbst wider Dich in Waffen bringet. Von ihm erwartet er seinen Sieg. Die Menschen, die es gern sehen, daß sie vergöttert werden, sind alsdann am schwächsten, wenn die Schmeichelei sie zu Göttern gemacht hat. Höher kann die Thorheit nicht steigen, und über Thoren hat die Schmeichelei eine unumschränkte Gewalt. Ein Mädchen machte den Alexander zum Narren, als er sich hatte von Männern zum Gott machen lassen.

Diese Wahrheiten, Glycera, sind gewiß, und wenn sie Dir auch Dein Feind sagte. Es ist Dein

Unglük,

Unglük, wenn Du den für Deinen Feind hältst, der sie Dir sagt; es ist Dein gewisses Unglük! Wer sie bestreitet, wer es wagt, Deine Eitelkeit zu berauschen; wer am eifrigsten ist, die Zweifel Deiner Vorsichtigkeit und der gesunden Vernunft zu entwafnen; wer den elenden Kunstgrif gebraucht, sich seiner Beständigkeit wegen immer an Deine Eitelkeit zu wenden, und sich auf Deine Reizungen zu berufen, der ist Dein Feind. Siehest Du denn nicht, o blinde Glycera! wornach er wiehert? Siehest Du nicht, wenn er Deine Wangen mit den Rosen vergleicht, Deine Blikke mit dem Glanze der Sonnen; wenn er Dich bald in eine Leda, bald in eine Venus verwandelt, daß er Dich erst zum Kinde machen will, um mit Dir nach Gefallen zu spielen? Siehest Du nicht, daß seine ganze Liebe auf die Schönheit Deines Leibes gehet? — Und Du kannst Dir einbilden, daß er Dich beständig lieben werde? Glaubest Du denn etwa, daß Du länger blühen wirst, als einen Frühling? Es ist unangenehm, an den Verlust desselben erinnert zu werden, was uns am liebsten ist! aber ich muß Dich an Deine Zukunft erinnern. Ich bin kein gemeiner Liebhaber; diese arbeiten an Deinem Verderben, wie die Insekten an der Zerstörung

störung der Rose. Ich will an Deiner Vollkommenheit arbeiten. Vergleiche uns, Glycera, und sage dann, wer von uns verdienet von Dir geliebet zu werden. Ich will meine Liebe nicht durch wohlfeile Schmeicheleien erkaufen. Sie sind dem wohlfeil, der sie verschenkt, und kosten dem am meisten, der sie annimmt. Ich will es wagen, zu versuchen, ob sich Liebe durch Vernunft gewinnen läßt.

Ach! Glycera, wenn durch mich Dein Schuzengel redete, und wenn Du die Redlichkeit für liebenswürdig hieltest, weil sie so selten ist! Wenn Du gestehen müßtest, daß ich Dich von dem Rande des Unglüks zurükgerissen hätte, was für Vergnügen würde mir meine Mühe tausendfach bezahlen! Sieh am Abende, wenn Du Dich entkleidest, auf die Blumen, die an Deiner Brust hangen. Sie sind verblasset, sie sind matt, sie düften nicht mehr. — Wie lange sollte Deine Blüthe und Deine Schönheit diese Blumen wol überleben? Nach sechs Sommer; das ist das längste: aber sezze noch zehn; dünkt Dir die Zeit so lange? Von Deiner Geburt an zählest Du achtzehn. Wie lange dünken Dir diese? Du wirst erstaunen, wie kurz! O Glycera, eine verschwundene

Minute ist eben so lang, als ein vergangenes Jahrhundert. — Und glaubest Du denn, wenn jene flohen, daß Deine übrigen Jahre langsamer gehen werden? — Wie der Sturmwind, wie der Schall, wie der Lichtstrahl, und wenn sich noch etwas in der Natur befindet, das schneller ist, schneller wie dieses! Die Augenblikke, Glycera, überholen Gedanken in ihrem Fluge. — Nach zehn Jahren sollst du mir sagen, ob ich Recht habe: Laß indeß so lange die Jahre kriechen, wenn Dich der Gedanke von ihrer Geschwindigkeit zu sehr niederschlägt. Zähle sie nach Minuten, um die Reihe zu verlängern; und bilde Dir ein, iede Minute sei so lang, als ein Tag. Du wirst Dir eine ungeheure Reihe von Tagen erträumen, worinnen Du blühest; aber Du wirst deswegen den schnellen Strom der Zeit nicht um eine Minute aufhalten. Ungestüm wird er kommen; wie ein Sturm am Ende des Frühlings, der die Blüthen niederschlägt, und die Schönheit der Jahrszeit von den Fluren hinweg nimmt. Habe hundert Verehrer — Habe die ganze Welt zu Sklaven gehabt: desto grösser wird Dein Verlust sein, wenn Du keinen einzigen behältst. Seufzen werden sie über dich! — Aber, Glycera! Seufzer, die demüthi-

müthigender sind, als diejenigen, welche vormals die Liebe seufzte! Jene waren Zeugnisse Deiner Allmacht, Deiner Reize; diese sagen, daß Du nicht mehr reizend bist: jene waren Lobsprüche, die Dich entzükten, und vergötterten; diese sind Mitleiden, das Dich in Verzweiflung sezzen muß: Denn was ist dem Stolze unerträglicher, als wenn er ein Gegenstand ist, worüber das Erbarmen seufzet!

Ich rede zu ernsthaft: wie ein Liebhaber sollt ich reden. — So rede ich, Glycera! denn die Sprache eines zärtlichen, eines redlichen Liebhabers muß ernsthaft sein. — Wolltest Du wol, daß er mit Dir scherzte? Oder sollt ich etwa mit dem hirnlosen Schmeichler offenbare Lügen sagen? Sollt ich sagen: Glycera, Du bist unsterblich, wie die Göttinnen; Dein Frühling wird beständig blühen; Du wirst nie aufhören, schön zu sein? Sage, soll ich so ungereimt reden? — Ein bitteres Lachen, eine Verachtung ist Deine Antwort. Aber warum antwortest Du denn nicht denen eben so, welche Dir mit etwas veränderten Worten eben so unglaubliche Dinge sagen?

Ich rede die Wahrheit: ich sage Dir, Du bist eine Sterbliche, blühest, gleich der Rose, nur einen Früh-

ling, verblühest, wirst alt, und stirbst. Wenn Lügen Dir verhaßt sind, so mußt Du die Wahrheit lieben. — Und dennoch hörst Du jene, indem Du mich abweisest. O erkläre mir, erkläre mir diesen widersinnischen Widerspruch! — Doch wer ist Dir weniger bekannt, als du selbst? Du glaubest wol nicht, daß sich Deine Eitelkeit für beleidigt hält, wenn man Dir sagt, daß Du nicht immer schön sein wirst. Aber untersuche Dich unpartheiisch, und entscheide, ob ich unwahr rede.

O! Glycera, was für Satiren liessen sich über eine Schöne sagen, die von uns fordert, wir sollen es nicht wissen, daß sie alt werden wird? Ist dieses eine Lästerung, so hatte der König Recht, der es seinen Unterthanen verbot, zu wissen, daß ihre Königinn Füsse habe. — Aber weg mit der Satire! Sie ist nicht die Sprache eines Liebhabers: Von Liebe soll dieser nur reden; er soll Honig auf der Zunge führen, dann mag er im Herzen Gift tragen. Er mag unser Glük umzustürzen suchen, wenn er nur unsere Eitelkeit befriedigt. Wenn er nur Weihrauch opfert, dann mag er uns im Dampfe erstikken. Wohlan! ich will schmeicheln, Glycera, und niemand von uns, weder Du, noch ich selbst, soll vor dieser Schmeichelei roth werden

dür-

dürfen. Wie liebenswürdig ist eine Schöne, deren Seele die Bildung ihres Körpers und alle äusserliche Reize übertrift. Dieser Theil ist der Engel. Wer schmeichelt Dir wol am besten, der, der Deine hinfällige Bildung, Deine Rosenwangen, die Lilien Deiner Brust, Deine Augen, oder der, der Deine Vernunft, Deine Tugend, Dein großmüthiges Herz verehrt? Welcher Name ist liebenswürdiger, entscheide selbst, eine Milwood oder eine Lucia? Welches Lob ist gröffer, blühende Wangen, oder eine schöne Seele? — Dein Verstand kann hier unmöglich anstehen, die Frage zu beantworten; und doch ist der Schmeichler angenehmer, der Dir Deine blühende Wangen erhebt, als der, der Deine Tugend preiset. —

Ach! schöne Glycera! schäme Dich Deiner verkehrten Eitelkeit! Es ist Zeit, daß Du Dich gedenkest! Was würde Dir wol übrig bleiben, womit sich Deine Eitelkeit noch schmeicheln könnte, wenn nichts schön an Dir wäre, als Deine Bildung, und wenn die Zeit Dir dieses einzige Gut nähme; sage mir, was würde Dir dann noch übrig bleiben? Kein Liebhaber, kein Ruhm; eine traurige Erinnerung von dem, was du warest. Wenn die Blumen abgefallen sind, so zerstreuen sich die

Schmetterlinge, und suchen eine jüngere, die erst frisch aufgegangen ist. Aber Tugend, Glycera, ist nicht dem Wechsel der Zeit unterworfen. Sie blühet beständig liebenswürdig bis zum Entzükken in einem schönen Leibe; in der Jugend glänzend, bewundernswerth in dem Sommer des Lebens, verehrungswürdig im Alter.

Ich bitte Dich, geliebte Glycera, erinnere Dich oft des Alters, erinnere Dich der flüchtigen, unaufhaltsamen Jahre. Sieh Deine bebende Mutter an, (sie hat eben so geblühet, wie Du; die vorige Welt sagt es uns, die nun der unsrigen Plaz macht.) Gebeugt schleicht sie daher, ein Gespenst von sich selbst, ihre Wangen sind verfallen und blaß, ihre Augen dunkel und versunken, ihr Haar silbern, und bald — denke das übrige hinzu, Glycera, und lerne von ihr das verachten, was vergeht, und das hochschäzzen, was fortdauert.

## Von der Marquisinn von Lambert an den Abbe **.

Ich habe seit langer Zeit Bekanntschaft mit einem Manne von vielem Verstande und Verdienste, der sich mir unter zweierlei sehr verschie-

denen Gestalten gezeigt hat. Ehedem lebte er äusserst eingezogen. Seine Glüksumstände waren nur mittelmäßig, wurden aber durch Grundsäzze der Weisheit und vernünftige Betrachtungen unterstüzzet. Seine Weisheit theilte sich mit. Ich suchte ihn in meinen Unruhen auf, und er stellte Ordnung und Ruhe in meiner Seele wieder her. Es fehlte ihm an nichts; er war weise und glüklich: aber er begnügte sich nicht mit seinem Zustande, und er ist nun ein Hofmann geworden. Ich werfe ihm vor, daß er dieses auf Kosten der Weisheit gethan hätte: er behauptet das Gegentheil gegen mich, und sehen Sie hier die Waffen, mit denen er mich bestreitet. Ein Philosoph, sagt er, sei derjenige, der aus seinem Zustande alles das zu machen weiß, was man zu seinem eigenen und anderer Glük daraus machen kann: daß, ie mehr man Vergnügen und angenehme Empfindungen habe, ie mehr habe man Glük: und daß diejenigen minder weise wären, welche alle ihre Glükseligkeit nur auf eine Sache, an der sie Geschmak finden, einschränkten, dies hiesse zu hoch zu spielen, weil dabei allzuviel zu verlieren wäre.

Darinn die Weisheit zu sezzen, daß man glüklich ist, das ist vernünftig: ob ichs gleich lieber um-

umwenden und mein Glük darinn sezzen wollte, weise zu sein. Aber zu glauben, daß derjenige der glüklichste sei, welcher am meisten angenehme Empfindungen habe, das heißt, wie mich dünkt, von der Glükseligkeit einen ganz falschen Begrif geben. Ein Glük, das nur auf Empfindungen gegründet ist, kann nicht anders, als sehr wenig dauerhaft, wandelbar, und voll Täuschungen sein. Der Narr von Athen, der seine Narrheit zurükverlangte, war von dieser Art der Glüklichen. Niemand zweifelt daran, daß die Empfindungen nicht eine Art von Glük gewähren: aber davon ist hier die Rede nicht: es kömmt darauf an zu vergleichen und das beste zu wählen.. Ich bin überzeugt, daß der Herr Abbe sich zu St. Cloud für glüklich hält, daß er wenigstens die Empfindung des Glüks habe: aber wenn er nun eben so glüklich in der Einsamkeit wäre, und wenn er daselbst die nehmliche Empfindung in demselben Grade hätte, so muß ich bekennen, daß es mir nicht weise von ihm scheinet, das eine mit dem andern zu vertauschen; und das aus folgenden Gründen.

Ich kann den Begrif des Glüks von dem Begrif der Vollkommenheit nicht trennen; und nur

der scheint mir am glüklichsten zu sein, der am weisesten ist. Niemals, wie mich dünkt, hat man noch die angenehmen Empfindungen zur Richtschnur des wahren Glükkes angegeben. Das Glük, das man in einer ausgebreiteten Lebensart genieset, hängt mit einer unendlichen Menge von Dingen zusammen; und folglich hat man auch dabei eine unendliche Menge von Bedürfnissen. Je zahlreicher die Begierden sind, ie grösser ist die Armuth; man wird ein Sklave; das Gefühl der Freiheit verliert seine Lebhaftigkeit, und wird immer mehr und mehr geschwächt. Aber, könnte man sagen, ich habe mehrere angenehme Empfindungen. Heißt dies was anders, als: ich habe mehrere Arten von Bedürfnissen und mehrere Armuth? Niemals hat man noch das Glük des Weisen in eine Berauschung von Leidenschaften gesezt; und wenn der Herr Abbe mich versichert, daß er niemals seine Vergnügungen bis zur Täuschung getrieben habe, daß er reine Neigungen habe, daß er sich zurükzuhalten wisse, desto schlimmer, sage ich, für seine Sinnlichkeit. Der Vortheil der Leidenschaft bestehet in nichts anders, als in Berauschung; die halben Neigungen, die halben Theilnehmungen sind Dinge, die ich nicht kenne. Wenn er sich

stark genug fühlt, still zu stehen, wenn er will, und wenn er dies öfters für nöthig hält, so hat er, dünkt mich, sehr Unrecht, sich auf den Weg zu machen.

In der Entfernung von der Welt nährt sich der Geist mit reinen Wahrheiten. Sind Sie nicht viel fester in Ihren Grundsäzzen? Nicht viel aufmerksamer? Und giebt die Aufmerksamkeit dem Geiste nicht vielmehr Stärke, Ausdehnung und Freiheit? Und Ihre Empfindungen, weil Sie denn nun doch einmal dieselben so eifrig verfechten, sind sie nicht viel lebhafter, viel inniger in der Einsamkeit? Und giebt es nicht viele Vergnügungen, die aufmerksame und delikate Leute allein besizzen? — Alle diese Vortheile verlieren Sie. Und was gewinnen Sie dafür in einem zerstreuten Leben? Nichts. Die Irrthümer werden ansteckend; wir haben in uns eine Neigung zur Nachahmung; unvermerkt geben wir nach, und das Temperament der Seele wird, wie das Temperament des Körpers, verdorben. Ist es wol glaublich, daß man zu gleicher Zeit auf dem Wege der Vollkommenheit, und dem Pfade des Glükkes fortschreiten könne? Zu gleicher Zeit an Weisheit und Ansehen wachse? — Dies scheint mir unmöglich. Die

Begriffe des Wahren verlieren sich unter der Menge, und beständig sehen wir uns von gemeinen Irrthümern und sinnlichen Gegenständen umhergetrieben und wankend gemacht. Ich will es glauben, daß Sie weniger zu verlieren haben, als ein anderer, weil Sie standhafter sind; aber zu verlieren ist doch immer dabei.

„Aber, werden Sie mir sagen, ich habe einen Vorrath an wahren Gütern, die ich nicht verlieren kann; warum sollte ich nicht den Versuch machen können, ob ich von dem Glükke nichts dazu erhalten könnte.„ — Wenn wir aufhören würden, eitel und ehrgeizig zu seyn, würden wir da noch nöthig haben, etwas von dem Glükke zu verlangen? Würden Sie nicht eher damit fertig werden, wenn Sie Ihre Begierden nach Ihren Glüksumständen einschränkten, als wenn Sie Ihre Glüksumstände nach ihren Begierden erweitern wollen? Es müßte Ihnen doch gewiß ungleich leichter sein, sich nach den Sachen, als die Sachen nach sich zu bequemen. Und was ist denn das Ziel, dem Sie nachstreben? Sind es die Güter, die in der Meinung bestehen? Die werden Sie nie in einem solchen Grade erhalten, daß sie Ihnen genügen. Zeigen Sie mir einen, der bei sei-

nem Schäzzesammlen den Durst nach Reichthümern verloren habe, und ich will kein Wort weiter verlieren. Wo ist die Zeit hin, da Sie mir sagten: Alles ist zu theuer. Das Glük verschenkt nichts, verkauft alles. Man giebt wahre Güter für falsche: das taugt nur für Sklaven. — Sehen Sie, mein Freund, Sie haben mich allzuwohl unterrichtet, ich schlage Sie nun mit Ihren eigenen Grundsäzzen.

Ferner, werfen Sie mir ein: „Ich sezze mich in Stand, meinen Anverwandten und Freunden Vergnügen zu erweisen.„ Wenn Ihre Meinungen vollkommen richtig sind, und wenn Sie im Stande sein werden, die Krankheiten der Seele zu heilen, so werden die Vergnügungen, die Sie ihren Freunden erweisen werden, bald von einem andern Werth seyn.

Mit einem Worte: Wenn Sie in Ihrer Entfernung von der Welt glüklich gewesen sind, so hätten Sie in derselben bleiben sollen, meiner Meinung nach. Ihre Vergnügungen waren da sicher, dauerhaft und unabhängig. Sind Sie gegenwärtig nicht glüklicher, als Sie es in Ihrer Einsamkeit waren, so haben Sie dabei verloren, weil Ihr Glük von andern abhängt: Sie können an-

dere nicht entbehren, und so ist es um Ihre Freiheit geschehen. Mit dem Glükke, scheint es mir, läßt sich nicht leicht ein so gutes Bündniß machen, als mit der Weisheit, denn es ist immer dabei zu verlieren; und das Beste, was man erlangen kann, ist, daß wir, wenn wir wieder zu uns selbst zurük geschikt werden, uns noch eben in dem Zustande befinden, in dem wir waren, als wir uns auf den Weg machten. Aber den Fortgang, den wir indessen auf dem Pfade der Tugend hätten machen können, müssen wir dann auch in unsre Rechnung unter die Ausgaben bringen; und die sind reiner Verlust.

Antworten Sie mir auf das, mein Herr Abbe, wenn Sie können, oder wenn Sie das Herz haben; aber erinnern Sie sich, daß ich Sie nur mit Ihren eigenen Grundsäzzen angreife, und daß Sie denselben eben so viel Achtung schuldig sind, als ich selbst.

## Schreiben eines Frauenzimmers an ihren Liebhaber.

Ich muß Ihren liebsten Brief beantworten, ob ich es gleich schon mündlich gethan habe. Was ist es nicht für ein Vergnügen, an Sie zu schreiben!

ben! Sie lesen meine Briefe mit Vergnügen. Ich nehme das für keine Schmeichelei an. Ja, bester Freund, ich verlange es von Ihrer Liebe, daß Sie beim Lesen meiner Briefe mehr auf die Empfindungen eines zärtlichen Herzens, als auf die Schönheit und Munterkeit der Schreibart sehen. Lassen Sie diesen Mangel meine Aufrichtigkeit ersezzen. Mehr will ich niemals, als Ihnen zeigen, wie mein Herz ist. O wie entzükt mich Ihre unverstellte Offenherzigkeit! Haben Sie nur das Vertrauen zu mir, daß ich alle Ihre Urtheile über mich mit der dankbarsten Zärtlichkeit erkenne. Ich weiß, Sie richten mich nicht nach andern Frauenzimmern. Die wenigsten werden so edel geliebt, als ich; aber auch die wenigsten sind getadelt worden; es müßte denn des Puzzes wegen geschehen sein, und sie lassen sich auch nicht tadeln. O, meine geliebten Eltern, wie sehr danke ich es euch, daß ich durch euch von der Thorheit, keinen Tadel zu leiden, frei bin! Die Betrachtung, die Sie über meinen Verstand gemacht haben, gefällt mir. Ich will nicht zur Unzeit bescheiden sein. Habe ich einigen Verstand, so erkenne ich ihn für ein Geschenk des Himmels. Ich habe früh gelernt, daß ihn auch ein Frauenzimmer

mer immer mehr zu verbessern und anzubauen su-
chen müsse, wenn es alle Pflichten seiner Bestim-
mung erfüllen will. Ich ehre mit der lebhafte-
sten Dankbarkeit die Güte meiner Eltern und den
unermüdeten Fleiß derer, welchen meine Auser-
ziehung anvertraut gewesen ist. Der erstern Gü-
te hat sich durch keinen Aufwand ermüden lassen,
und mit was für Liebe haben nicht die lezten gesucht,
mein Herz zur Tugend und Redlichkeit zu bilden!
Es hat ihnen nicht ganz fehlen können, da sie ihre
Unterweisung auf die Religion und Furcht vor Gott
gründeten. Ach warum sind mir diese Freunde
gestorben, ehe ich ihnen mit einem völligen Be-
griffe von ihren Verdiensten um mich, meine Er-
kenntlichkeit habe bezeugen können! Ihr Anden-
ken ist der Thränen werth, die auf dieses Papier
fallen. Die Gemüthsbewegung, in die es mich
sezt, schikt sich sehr gut in einen Brief an Sie,
mein einzig Geliebter. Seitdem ich Sie liebe, ist
Ihnen mein Herz mit allen seinen Bewegungen
offen; Sie müssen wissen, wie ich über mein eigen
Herz denke, das so viel Gutes erst Ihrer Freund-
schaft, und dann Ihrer Liebe zu verdanken hat.
Was für unbekannte Mittel mich immer mehr zu
bessern, habe ich von Ihnen gelernt! Liebster

Freund,

Freund, werden Sie nicht müde. Vergessen Sie nichts, was dazu beitragen kann, mich Ihrer immer würdiger zu machen. Schlagen Sie mir alle die Bücher vor, die etwas dazu helfen können. Ich will alles thun, was diesen Endzwek befördert, und Sie allein sollen das Herz besizzen, das Sie immer vollkommner machen werden. Warum sagen Sie mir Ihrer Freunde Urtheile von meinem Aeusserlichen? Hab ich Sie darum gefragt? Ich bin zufrieden, wenn Sie ein Herz an mir bemerken, das Verlangen hat, Ihre Hochachtung und Freundschaft zu verdienen.

Die Ihrige
R. E. J.

## Schreiben an eine englische Dame, die vor kurzen an einen Marquis in Frankreich vermählt worden.

Madame,

Wenn Sie zu Paris geboren wären, so würde Sie die Erziehung vor vielen lächerlichen Gewohnheiten bewahren, die Sie aus London mitgebracht haben. Hatten Sie auch nur eine an

sich, so würde man darüber lachen, und andere lachen zu machen, ist gleichwol eine grosse Demüthigung. Ich, der ich nicht mit lache, unterstehe mich, mit Ihnen davon zu reden. Aber werden sie nach diesem auch meine Freundinn bleiben? Sie würden noch eine Engländerinn sein, wenn Sie es bleiben; und mein Zwek ist doch, Sie ganz französisch zu machen. Es ist nicht genug, daß Sie durch Ihre Heirath eine Französinn geworden sind; nein, Sie müssen es auch in Ihrer Lebensart werden. Lernen Sie doch dies liebenswürdige Volk kennen, das Sie unter seine Bürger aufnimmt. Es wird Ihnen das Lasterhafte allemal vergeben, aber niemals das Lächerliche. Und dieses sieht man an Ihnen in Ihrem Hause, dies nehmen Sie mit in Gesellschaften; dies tragen Sie sogar an den öffentlichen Oertern mit sich herum.

Man sieht es an Ihnen in Ihrem Hause. Sie sind schon seit sechs Monaten verheirathet, und noch jezt lieben Sie ihren Mann. Ihre Modenkrämerinn hat gegen Ihren Mann eben diese Schwachheit. Allein Sie sind ja eine Marquisinn. Werden Sie noch lange dies eingezogene Betragen, das sich für verheirathete Personen so

schlecht schikt, und das man niemand, als den Kandidatinnen des Ehestandes zu gute hält, beobachten? Ein Kavallier findet Sie schön. Sie werden darüber roth. Thun Sie doch einmal die Augen auf. Bei uns werden die Damen nicht roth, ausser wenn sie sich schminken.

Warum sind Sie so unachtsam auf sich selbst, wenn Ihr Mann abwesend ist? Kaum kömmt er wieder, so puzzen Sie sich. Ich hielt Sie für sehr jung, aber Sie sind leider schon sehr alt. Sie gehen in die Zeiten der Patriarchen zurük. Borgen Sie sich doch das Gesezbuch von dem neumodischen Puzze. Sie werden darinnen finden, daß man sich einem Liebhaber, sich selbst oder der Welt zu Gefallen puzt.

Wenn ich wollte, Madame, so könnte ich Sie auf einmal um Ihren guten Namen bringen. Ich dürfte nur bekannt machen, wie Sie den Morgen zubringen. Um acht Uhr sind Sie schon aufgestanden. Wenn Sie um diese Zeit von einem Balle zurük kämen, so lebten Sie ordentlich. Und was thun Sie alsdann? Sie unterreden sich mit Ihrem Koch und Haushofmeister. Lernen Sie doch, daß Rechnen und Bezahlen für den Mann gehöret, ob man gleich bei niemanden, als bei der

Frau

Frau vom Hause speiset. Womit beschäftigen Sie sich weiter? Sie schreiben an Freunde, die so kalt sind, als Ihr Vaterland, und von nichts wissen, als von Tugend, Freiheit und Vernunft. Ja, sollte mans wol glauben? Sie lesen Moral und Historie, zu einer Zeit, in der unsere französische Federn alle Tage ganze Bände von Wiz zur Welt bringen. Wie viel lustige Einfälle würde man in Paris hören, wenn dies alles von Ihnen bekannt werden sollte?

Endlich fällt es Ihnen ein, daß Sie bei dem Nachttische zu thun haben. Aber, wie wenig kennen Sie die Wichtigkeit, die Ordnung und die Pflichten des Nachttisches. Sie sind erst achtzehn Jahr alt und sind bei Ihrem Nachttische ohne Mannspersonen. Sie haben niemanden bei sich, als zwei Kammerfrauen, die Sie noch dazu niemals anfahren. Die erste Garnitur, die man Ihnen bringet, ist für Sie gleich die rechte. Das Kleid, das Sie gefödert haben, ziehen Sie wirklich an. Ihre Kammerfrauen sind ganz erstaunt, daß sie mehr Zeit nöthig haben, sich selbst anzuziehen, als ihre gnädige Frau zu puzzen. Ich muß es Ihnen im Vertrauen sagen, Sie gerathen auf den Verdacht, daß Sie nicht von guter Fami-

lie sind. Aber wer sollte es glauben, unter diesen beiden Frauen behalten Sie die eine, die Ihr Mann für Sie angenommen, und der andern, der bewundernswürdigen Frau, die der Hof gebildet hatte, geben Sie den Abschied.

Nunmehr schlägt die Tischglokke, und kaum hat sie ausgeschlagen, so sind Sie schon in dem Zimmer, in welchem sich die Tischgesellschaft versammelt. Hatten Sie keine Bänder mehr anders zu stekken, um auf sich warten zu lassen? Aber wie groß wird unsere Verwunderung! Ihr Haushofmeister kömmt herein und meldet dem Herrn, es sei angerichtet. Ich weiß, daß Sie ihm diese niedrige Sprache vorgeschrieben haben. An andern Orten macht man dies Kompliment allezeit der gnädigen Frau.

Wir sezzen uns zur Tafel, (ich lache noch, aber in der That mit Verdrusse) Sie beten vor Tische; wir glaubten bei dem Pfarrer aus dem Kirchspiele zu sein, doch dieser hätte uns vielleicht mit dem Gebete nach dem Essen verschont, Sie aber waren so gefällig nicht.

Nach Tische wollten Sie die Gesellschaft mit Reden unterhalten. Denken Sie doch daran, daß Sie in Paris sind. Die lange Weile brachte uns

sehr bald zum Spiele. Ich sahe Sie gähnen, und es war doch das Kanetspiel, das Spiel des Hofes. Bei dieser Gelegenheit fällt mir ein, daß man es schon seit vier Tagen gespielt hatte, als Sie fragten, was das für ein Spiel wäre? Eine Bürgerfrau aus der Vorstadt that diese Frage an eben dem Tage. Die erste Partie machte es nothwendig, mehrere zu spielen. Wie kann man ohne Spiel leben? Doch man brachte zur Abwechslung die Näh- und Strikbeutel hervor. Und was langten Sie aus dem Ihrigen hervor? Manschetten für Ihren lieben Mann. Hat denn Frankreich die Knötchens umsonst erfunden, um die Hände einer Frau vom Stande von bürgerlichen Händen zu unterscheiden?

Was für eine schöne Gelegenheit hatten Sie nicht den Augenblik Ihren Schmuk zu vermehren. Die Diamanten, die sich unvermuthet in Ihrem Nähbeutel fanden! Wie schönes Feuer hatten sie nicht? Wie sehr übertrafen sie nicht die Ihrigen? Dies war ein Einfall von Ihrem Manne, aber wie schlecht war er angewendet! Sie bewundern seine großmüthige Freigebigkeit und sind von seiner Achtung gegen Sie mehr gerühret, als von der Kostbarkeit der Brillanten. Sie geben sie ihm

wieder und wollen, daß er das Geld dafür zu Bezahlung eines Kaufmanns anwenden solle, dem er die Ehre erwies, schuldig zu sein. Das heißt pöbelhaft denken, wenn man sich über seine Schulden beunruhigt; die Schulden sind es, die die Grösse des Ranges ankündigen und bestätigen. Man kann sicher wetten, daß, wer zwei Millionen geborgt hat, ein noch einmal so vornehmer Herr ist, als der nur eine schuldig ist.

In Wahrheit, Madame, kein guter Freund kann mehr in Ihr Haus kommen; er muß sich bei dem ersten Schritte in Ihrem Namen schämen.

Man sieht Ihren Kutscher mit den Stallknechten zusammen die Pferde striegeln. Ihr Vorzimmer erwekket Mitleiden. Bediente, die nicht müßig stehen und Ihre Befehle erwarten, die glauben, daß sie dem Herren eben sowohl, als der Frau aufwarten müssen; die sich vorstellen, daß sie nur im Hause sind, um zu arbeiten, die sich gegen einen ehrlichen Mann, der zu Fusse in Ihr Haus kömmt, ehrerbietig bezeigen, die eine silberne Uhr herausziehen, wenn man fragt, wie viel es geschlagen; Kerls, ohne alles Ansehen, und denen noch drei ganze Zolle an der gehörigen Länge fehlen. Dergleichen Leute, Madame, gehören hinter den

Pflug.

Pflug, oder zu einem Kanzleischreiber. Es ist kein Wunder, daß sich die Bedienten Ihres Gemahls beständig über die Ihrigen lustig machen.

Doch wollte der Himmel, daß Ihr lächerliches Bezeigen in die Mauern Ihres Hauses eingeschlossen bliebe!

Sie nehmen es mit in die Gesellschaften. Sie kommen in dieselben mit den Farben, die die Natur Ihrem Gesichte gegeben hat. In eben der Gestalt zeigt sich die ehrliche Hausfrau des Schweizers, der Ihnen die Thüre aufgemacht hat. Wollen Sie so erscheinen, wie Sie sind, so reisen Sie wieder nach England zurük.

Es sind sechs Damen in der Gesellschaft, und Sie küssen nur eine von ihnen. Und warum das? Weil Sie nur mit einer genau bekannt sind. Aber Sie erkennen ja die andern, denn Sie sehen sie zum zweitenmale. Ist das nicht genug, ganz die Ihrige zu sein und Ihr Herz auf ihre Lippen zu drükken?

Sie sezzen sich nieder, ohne erst den Spiegeln vorzusagen, daß Sie zum Erschrekken schlecht aussehen; daß Sie aussehen, als wenn Sie nicht recht klug wären. Und dies wird gleichwol das erste Wort der ersten Herzoginn sein, die in die

Gesellschaft kömmt. Bemühen Sie sich doch, sich nach grossen Mustern zu bilden. Gewöhnen Sie sich den gothischen Geschmak ab, daß man niemals von sich weder Gutes noch Böses reden dürfe. Es giebt eine Kunst, das Gespräch auf sich selbst zu lenken. Und noch mehr Kunst gehört dazu, die Unterredung mit einer gewissen Leichtigkeit zu unterhalten. Wie viele artige Sachen, wie viele nüzliche Anmerkungen hören Sie nicht über die Kleider, die sich zur Jahrszeit schikken, über die Bänder, über die Halsschleifen, über die Art sich anzuziehen? Wie kömmt es, daß dieser Strom von Beredsamkeit Ihre Zunge nicht in Bewegung sezt? Sie sind stumm. Sie können nicht einmal lachen. Dieser Mensch nach der Mode, der von einer Schönen zur andern herumhüpfte, der das lustigste Wesen durch hundert ergözzende Erfindungen überall ausbreitete, den man mit einem lauten Beifall beehrte, eh er noch geredet hatte; konnte er von Ihnen auch nur ein Zeichen der Freude erzwingen? Was ist das für eine Schlafsucht?

Sie wachten nicht eher auf, als bei der Zeitung, die der alte Officier erzählte, damit er nicht umsonst in der Gesellschaft gewesen wäre. Sie ergriffen

griffen die Gelegenheit. Sie erzählten eine ähnliche Historie. Sie sprachen von Staats- und Regierungssachen. Aber wissen Sie auch, was man sagte, als Sie aufgestanden waren! Man müsse Sie zum Staatsminister, oder zum Geschichtschreiber des Königs machen. Sie wollen in einem Lande denken, in welchem man nur reden will.

Gestern hörte ich, wie sehr eine Herzoginn, die ihren Stand der Finanz zu danken hat, Ihre Einfalt lobte. Sie haben bei ihr gespeist. Man trug eine Schüssel mit frühzeitigen Gartengewächsen auf, die nicht mehr als funfzig Gulden kostete. Sie glaubten, man redete von der Schüssel und nicht von den Gartengewächsen. Die Herzoginn lachte noch darüber und fragte, mit welcher Landkutsche Madame angekommen wären und ob Sie verlangten, daß sie ihren Goldschmidt zu Ihnen schikken sollte.

Was für eine Person stellten Sie nicht neulich bei der kleinen Gräfinn vor. Man brachte eine Spazierfahrt in das Holz von Boulogne in Vorschlag; Sie fragten, ob Ihr Mann auch dabei sein würde. Ihr Mann weiß zu leben; er schlug es ab; dies war eine neue Ursache mitzufahren;

allein Sie zerrissen die Gesellschaft. Das Auſserordentlichste in Ihrer Aufführung ist, daß Sie sich Rechnung machen, Ihrem Gemahl damit zu gefallen.

Und dies ist Ihre ganze Sorge von dem Morgen an bis in die Nacht. Im Vertrauen, Madame, sind Sie nicht etwan eine Pamela, die ein unvermuthetes Glük aus dem Staube erhoben hat? Die Regel erfordert es, daß es einem Manne in gewissen Fällen, wenigstens einmal des Tags, leid sein muß, daß er eine Frau hat. Der Ihrige beklaget sich über nichts, als daß Sie ihn zu sehr lieben. Seine Freunde besorgen, daß Sie ihn endlich verderben werden. Er fängt schon an die Tänzerinn weniger schön zu finden, die ihm den Vorzug vor zwanzig Nebenbuhlern gegeben hat, die alle weniger Geld hatten. Man weiß es, ob er es gleich nicht gestehen will, daß er mit Ihnen in Einem Wagen auf sein Landgut gefahren ist. Sein lezter Wagen kostet ihm nicht mehr als fünftausend Gulden und er ist fast entschlossen, seinen Läufer abzuschaffen. Ums Himmels willen, Madame, bringen Sie ihm nicht Ihre lächerlichen Sitten bei. Je mehr ich davon schreibe, ie mehrere fallen mir ein. Ich werde gewiß einige vergessen.

Ist

Ist es nicht genug, daß Sie dergleichen in Ihrem Hause an sich sehen lassen? Ist es nicht zu viel, daß Sie dieselben mit in die Gesellschaften bringen? Müssen Sie sich überdieß an den öffentlichen Oertern damit zum Gelächter machen?

Sie gehen an den Operntagen in die Thuilleries, und an den andern Tagen in den Schloßgarten. Sie machen es noch schlimmer, man sieht sie daselbst des Morgens. Aber was für Gesichter sehen Sie da? Weiber, die auf keine Eroberung mehr Anspruch machen. Staatsleute, denen alle Oerter gleich bequem sind, unsere Feinde zu demüthigen. Philosophen, die frische Luft schöpfen wollen. Fühlen Sie nicht, daß dies um die Zeit kein Ort für Sie ist? Man sollte fast glauben, daß Sie bloß zur Erhaltung der Gesundheit spazieren giengen. Allein, wenn Sie auch an den gesezten Tagen und in den gehörigen Stunden daselbst erscheinen, wie sind Sie gekleidet? Sie tragen nicht mehr als für 3000 Gulden Edelsteine, und die Elle von Ihren Spizzen kostet nicht über funfzig Thaler. Entsagen Sie dem Vorurtheile, das Sie vom Hause mitgebracht haben, daß man sich einen Grad unter seinem Stande kleiden müsse. Ich habe es Ihnen schon einmal gesagt,

sagt, Sie wollen beständig denken, das ist ein Fehler Ihres Vaterlandes. Wenn man die Verschwendung einschränken wollte, so würden die Familien und die Staaten zu lange bestehen; ist es aber nicht verdrüßlich, beständig einerlei Dinge zu sehen?

Auf was für einem Wege waren Sie nicht neulich, sich lächerlich zu machen? Die Pferde waren angespannt, Sie wollten in die Komödie fahren, Sie verliessen sich darauf, daß Ihr Gemahl mitfahren sollte. Ihr Gemahl, der ein französischer Gemahl ist? Wollten Sie denn in der Komödie selbst eine Komödie spielen? Er hatte sich heimlich in sein Gartenhaus begeben, und endlich haben Sie es gelernt, daß es sich nicht schikke, ihn daselbst zu stören. Was für Mühe hat es nicht gekostet, ehe man es Ihnen begreiflich gemacht, daß eine Dame, wenn sie frische Luft schöpfen will, Ihres Mannes Gartenhaus nicht dazu erwählen dürfe.

Wenigstens sollten Sie an denen Orten nicht Gelegenheit zum Lachen geben, an denen man sonst nicht lachet. Was machten Sie den lezten Sonntag des Morgens um zehn Uhr in Ihrer Pfarrkirche? Schon völlig angekleidet? Wer

wird es glauben? Ohne sich das Gebetbuch nachtragen zu lassen. Schikt es sich für eine Frau vom Stande auf diese Art, und um zehn Uhr und noch dazu in der Kirche, in der sie eingepfarrt ist, die Messe zu hören? Ist es wahr, daß Sie auch in die Vesper gehen? Der Marquis von ** beschuldigt Sie dessen, und erzählt, daß Sie in der Kirche Ihr Abendgebet in aller Einfalt hergesagt. Man könnte es geschehen lassen, daß Sie in die Kirche giengen, wenn ein Prediger, der Mode ist, sich hören läßt, und dies kann man aus der Menge der Karossen vor den Kirchthüren und aus dem Preise der Kirchstühle leicht wissen. Es läßt bürgerlich sich für zwei Kreuzer erbauen. An dem ersten Tage in der Fasten müssen Sie schon an die Andacht in der lezten Woche gedenken. In einem prächtig gemahlten leichten Wagen, und auf dem Wege nach Longchamps müssen Sie Ihre Andacht unterhalten.

Es ist nicht genug, Madame, daß Sie das Lächerliche vermeiden, Sie müssen auch durch wirkliche Annehmlichkeiten zu gefallen suchen. Diejenigen, die Ihnen die Natur gegeben hat, sind so viel nicht werth, als diejenigen, die Ihnen die Kunst verschaft. Es giebt Annehmlichkeiten im

Anzuge.

Anzuge. In Ihren Kleidern ist Geschmak, aber man sieht es, daß die Garnituren nicht von der Duchapt sind. Ihr Reifrok ist im Diameter eine halbe Elle zu enge, und nicht bei der berühmten Meisterinn gemacht. Ihre Diamanten sind schön, aber sie sind nicht von l'Empereur gefaßt. Alles dieß fällt in die Augen. Ueberdieß fehlen nur noch zwei Finger breit, so würden Ihre langen Pandeloquen tief genug herunter hängen; wenn Sie an jedes einen Kronleuchter hängen könnten, so wäre der Puz vollkommen. Man hat Sie in der Oper mit dem Kometenkopfzeuge gesehen, da man schon seit zween Tagen die Rhinocerosse trug.

Es giebt Annehmlichkeiten, die durch eine glükliche Kunst dem Körper eigen werden. Einige sieht man, einige empfindet man durch den Geruch. Es ist ausgemacht, daß Ihr Geschlecht die Nase sowohl rühren muß, als die Augen. Ja, ich will noch mehr sagen, der Geruch zeiget den Rang an. Man führe mich mit verbundenen Augen in eine Gesellschaft; bin ich unter Leuten vom Stande, so wird es mir die Nase sagen.

Nebst dem, was vornehm riecht, müssen Sie sich auch der Schminke bedienen. Ja, Madame,

fangen

fangen Sie doch endlich an, an der Farbe Ihres Gesichts zu arbeiten. Sie haben geglaubt, daß die Schminke nur erfunden sei, die Runzeln des Gesichts zu verstekken, und das, was häßlich ist, zu überkleistern. Lernen Sie die Sache besser einsehen. Wenn Sie das Alter wird verstellet haben, alsdann wird man Ihnen erlauben, sich in Ihrer natürlichen Gestalt sehen zu lassen.

Es giebt Annehmlichkeiten der Sprache. Sie haben es in Erlernung der Sprache weit gebracht, und Sie suchen sich durch Lesung des Bruyere, Racine, Montesquieu und Fontenelle darinnen vollkommener zu machen. Es ist wahr, Sie werden aus diesen Schriftstellern Ihre Begriffe ordentlich, deutlich und richtig ausdrükken lernen: allein Sie werden aus ihnen nicht die glänzenden Ausdrükke lernen, durch die sich die grosse Welt unterscheidet. Zum Exempel, von einer Sache, die ist, wie sie ordentlicher Weise sein soll, sagen Sie schlecht weg, sie ist gut; dagegen spricht eine Dame aus der grossen Welt: Das ist bewunderswürdig, das ist göttlich. Sind Sie etwas ermüdet, so müssen Sie nach der hohen Sprache ganz verzehrt, ganz vernichtet sein. Hat der Wind eine Lokke in Unordnung gebracht, so müs-

sen

sen Sie nicht sagen, daß Sie darüber verdrüßlich sind, sondern daß Sie rasend werden möchten. Sie fehlen sogar wider das A B C in der Sprache der grossen Welt. Wie Sie aus der lezten Oper giengen, sagten Sie Ihrem Kutscher: Fahrt nach Hause! da doch neben Ihnen die Frau eines königlichen Pächters schrie: A l'Hotel! Erwartén Sie nicht, daß ich aus meinem Briefe ein vollständig Wörterbuch mache. Geben Sie Acht, wie die Damen mit schönen Aigretten und die jungen Herren mit rothen Absäzzen zu reden pflegen.

Es giebt Annehmlichkeiten des Eigensinns in Veränderungen. Sie befehlen um 6 Uhr soll angespannt werden und um 6 Uhr sieht man Sie auch schon in dem Wagen. Das Spiel, so Sie einmal vorgeschlagen haben, spielen Sie wirklich. Die Person, die Sie gestern gütig aufgenommen haben, der begegnen Sie heute auf gleiche Art. Sie sind allemal sich selbst ähnlich. Ist das nicht zum Lachen einförmig?

Es giebt Annehmlichkeiten in der Art, sich über Unpäßlichkeiten zu beschweren, die man wirklich empfindet. Es giebt auch Annehmlichkeiten in der guten Art, sich über Unpäßlichkeiten zu beschwe-

schweren, von denen man nichts empfindet. Sie, Madame, bringen Ihre Tage ohne Kopfwehe zu. Dies könnte man Ihnen endlich noch zu gute halten. Allein auch ohne Vapeurs! Das heißt die Erlaubniß gesund zu sein, wie die schlechteste Bürgersfrau mißbrauchen.

Es giebt endlich Annehmlichkeiten im Erschrekken. Aber das muß nicht auf die Art geschehen, wie Sie es neulich machten. Es kam iemand herein, und sagte Ihnen etwas ins Ohr. Die Unruhe bildete sich in Ihren Augen ab, und Sie giengen, ohne ein Wort zu sagen, heraus. Die Gesellschaft glaubte, Ihr Schooshündchen hätte ein Bein zerbrochen, man beklagte Sie, man ängstigte sich an Ihrer Statt. Aber wie sehr hatten wir uns geirrt! Es war Ihr Kutscher, der sich durch einen Fall Schaden gethan hatte. Können Sie nicht bei dem geringsten Schlage Ihres Wagens schreien? Schikt es sich, daß Sie so gelassen und ruhig sizzen, als eine Ihrer Kammerfrauen? Erinnern Sie sich noch an den Ochsen, der auf Ihrem Landguthe auf Sie zu kam? Sie giengen so getrost vorbei, als ein Verwalter. Man muß nicht einmal die grossen Gelegenheiten erwarten, um zu erschrekken. Wählen Sie sich

ein Thier, wofür Sie einen natürlichen Abscheu haben wollen, das Ihnen zu aller Zeit und an allen Orten zum Vorwande dienen kann; eine Maus, eine Spinne, eine Fliege. Wenn man diese gleich nicht sieht, so kann man doch vermuthen, daß sie in dem Zimmer sind.

Die Begebenheit mit dem Schiffe, das wir auf dem schönen Kanal antrafen, gab uns einen neuen Beweis Ihrer schlechten Erziehung. Unter allen Damen war nicht eine einzige, die nicht wider das Einsteigen gestritten, und als sie sich endlich bereden liessen, geschrien hätte. Aber was thaten Sie? Sie sprachen den andern einen Muth ein. Das Schifferweib selber fragte, ob Sie nicht eine gute, ehrliche Bürgersfrau aus der Nachbarschaft wären? Das Donnerwetter, das den Nachmittag kam, hat uns Ihren Charakter vollends entdekt. Die Präsidentinn suchte eine Zuflucht hinter den Vorhängen des Bettes. Die Marquisinn schrie, so oft es blizte. Der Ritter ergrif sein Paternoster und machte ein Kreuz nach dem andern. Nur Sie und Ihr Gärtner liessen sich nicht aus der Gelassenheit bringen.

Kurz zu sagen, Madame, (denn ich bin müde, Ihre Aufführung zu zergliedern) Sie finden das

Geheim-

Geheimniß, in einer Stadt, die gemacht ist, alle Annehmlichkeiten mitzutheilen, ohne alle Annehmlichkeiten zu bleiben. Und bei aller Ihrer Vernunft, bei allen Ihren edlen Gesinnungen und bei allen Ihren richtigen Grundsäzzen, sind Sie voll von allem was lächerlich ist.

Ich sehe Ihre Einwürfe voraus. Der beste ist, wenn Sie keinen machen. Sind wir nicht in dem Grundsazze einig, daß Frankreich das Muster aller andern Länder ist? Wenn Sie daran zweifelten, so würde es Ihnen die ganze Nation gemeinschaftlich sagen; und sagt sie es Ihnen nicht alle Tage, ohne versammlet zu sein? Wer kann uns besser kennen, als wir selbst? Und haben wir nicht ausserdem den Beifall der Ausländer für uns, die wir mit unsern Moden, mit unsern Reverenzen und mit unserer Küche bereichern, die unsere Pantins angebetet haben, und die sich unsere Equipagen, unsere Pompans und unsere Perüquen zu eigen machen? Sehen Sie nicht, daß die Fremden haufenweise zu uns kommen, um sich bei uns zu bilden? Gehen wir zu Ihnen? Schliessen Sie aus diesem Grundsazze weiter und bessern Sie sich. Paris den 7ten August 1749.

# Schreiben eines jungen Frauenzimmers vom Lande an ihren Großvater.

Verehrungswürdigster,

O was muß Ihre arme Sophia nicht in der verhaßten Stadt ausstehen! Wie oft wünscht sie sich nach dem kleinen Landhause zurükke, wo sie so vergnügt, so glüklich lebte! — Aber Sie haben es mir lange gesagt, daß mir das Stadtleben nicht gefallen würde. Alles, alles, was Sie mir so oft von den städtischen Thorheiten erzählt haben und worüber ich so oft in ein lautes Gelächter ausbrach, ist wahr. Die Leute in der Stadt müssen alle mit einander Processe haben; denn sie grüssen sich so kaltsinnig als unser zänkischer Schulmeister den Dorfschulzen. Sie sollten nur sehen, was ich in Gesellschaften für eine ungeschikte Rolle spiele! Die Frauenzimmer sehen meistentheils alle so wunderlich und so unnatürlich aus, als das schimliche Portrait Ihrer Urgroßmama, das ich in meiner Kindheit mehr als den Knecht Ruprecht fürchtete. Anfänglich plaudern sie eine halbe Stunde von der Witterung, wie die Bauern in unserer Schenke, und auf ein paar

regne-

regnerische Tage sind sie sehr übel zu sprechen; ob sie gleich in schöner und unfreundlicher Witterung von Strasse zu Strasse in ihren Kutschen sich herumrollen lassen. — Nicht wahr, liebster Großpapa, Sie sagten mir immer vor, daß man alle Menschen lieben, von allen Gutes reden müßte? Aber ich glaube, diese Leute müssen keine solche Großpapas gehabt haben, wie ich; denn die reden von iedermann Böses. Sobald ich in eine Gesellschaft trete: so lispeln sie sich einander was ins Ohr. Einige seufzen über meine schlechte Erziehung; andere lachen über meine einfältigen Sitten. — Aber nur geseufzt, nur gelacht, meine lieben Städter, sie werden das einfältige Landmädchen doch nicht bekehren! Ich denke noch zu lebhaft an die gute Lehre, die Sie mir, verehrungswürdiger Greis, öfters auf unsern einsamen Spaziergängen gaben:

Erkenne dich im Bilde
Von dieser Flur!
Sei stets, wie dies Gefilde,
Schön durch Natur!

Nein, nein, Ihre Sophia soll die gekünstelten Stadtsitten nie nachäffen! — Noch eine lustige Sache muß ich Ihnen erzählen. Das Fräulein

von F** war neulich so gütig, mich in eine Assemblee mitzunehmen, wo ich gewisse menschliche Figuren kennen lernte, die sich Chapeaux nennen. Kaum war ich in den Saal getreten, so tanzte ein halbes Duzend solcher Figuren auf mich zu, und berochen meine Handschuhe. Sie müssen den Geruch derselben nicht übel gefunden haben, weil sie mich alle mit erbärmlich freundlichen Mienen versicherten, daß sie sich eine Freude darüber machten, mich kennen zu lernen. Troz meiner ländlichen Einfalt, muß ihnen mein rundes Gesichtchen und mein braunes Haar so ziemlich gefallen haben: Das versicherten sie mich wenigstens unaufhörlich, indem sie beständig um mich herumtändelten und mir das närrischte Zeug von der Welt vorschwazten. Nur Schade, daß sie in dem größten Paroxysmus eine Sprache lallten, deren ich ganz unkundig war. Von einem gepuderten und schöngepuzten Herrn, der alle Reize der Kunst vereinigte, sich zum abgeschmaktesten unter der Sonne zu machen, hatte ich besonders viel auszustehn. Er war ganz Maschine. Ueber eine halbe Stunde plauderte er mir nichts als vom Tanzen vor, und sagte mir dazwischen immer mit einem hohen vertraulichen Tone, daß er

der beste Tänzer im ganzen Königreiche wäre. Ich beobachtete die ganze Zeit über ein tiefes Stillschweigen, welches der arme Tropf für eine aufmerksame Bewunderung seiner Talente hielt. Endlich wurde ich seines Geschwäzzes überdrüßig, und sagte ihm mit lächelnder Aufrichtigkeit, daß ich von allen diesen Dingen nichts verstünde. — Er erstaunte. — Bei meiner Seele, sie sind ein unglükliches Mädchen! sagte er mit Mitleid und Verachtung, drehte sich auf seinem Absaz herum und verließ mich. Wollte der Himmel! die übrigen Herren wären auch so empfindlich gewesen; denn sie gaben sich den ganzen Abend über alle nur ersinnliche Mühe, mich mit ihren Thorheiten zu ärgern. Wie sehr sind nicht diese Leute von dem liebenswürdigen Kleanth unterschieden? — Fast befürchte ich, Sie mit diesem langen Geplandere ermüdet zu haben; aber Sie wissen ja, daß Ihre Sophia eine Schwäzzerinn ist. Ich küsse Sie tausendmal im Geiste, und bin ewig mit der zärtlichsten Hochachtung

Ihre

Sophia.

# Kleone an ihre Mutter.

Noch immer währet Deine Klage um mich? Noch immer fliessen Deine Thränen um Deine geliebte Tochter, die das grausamste Schikſal — wie Du wähneſt — in der Blüthe ihres Lebens, gerade als die Morgenröthe des Glükkes die ersten Strahlen auf ſie zu werfen begann, Deinen Armen entriß? Vergieb es, theuerſte Mutter, vergieb es Deiner unſterblichen Tochter, wenn ſie Dir zuflistert, wie ſeltſam dieſe Thränen ihr ſcheinen, und wenn ſie ſtrebt eine andere Quelle derſelben Dir zu öfnen; Dich Thränen weinen zu lehren, von welchen bethaut jeder Saame des Guten in Deinem Herzen hervorſproſſen und zu ambroſialiſchen Früchten für Dich reifen würde.

Ach, wie grauſam war die Liebe, mit der Du mich liebteſt! Und welch ein Elend würde das Glük für mich geweſen ſein, das Du mir beſtimmteſt! — Schon fiengen die Eindrükke des Guten, das die Gewohnheit Dich mir in der erſten Kindheit durch gemiethete Lehrer beibringen hieß, nach gerade an zu verlöſchen; ſchon fieng ich an, es zu vergeſſen, daß ich eine unſterbliche Seele hatte, ſchon war ich auf nichts bedacht, als meinen Mund ein gefälliges Lächeln, und meine Glieder geſchikte

Bewe-

Bewegungen zu lehren, mich zu puzzen, zu tändeln, zu spielen, und mir den Ruhm einer Schönheit, so, wie Dir, einer wohlgezogenen Tochter zu verschaffen. Mein Bemühen glükte. Ich sahe mich von tausend Gekken umringt, vergöttert, und so sehr ich auch ihre Thorheit einsahe und verachtete, so war ich doch schwach genug, meine Eitelkeit beständig durch sie nähren zu lassen. Jezt erreichte mein Glük in Deinen Augen den höchsten Gipfel; der vornehme, der reiche Florindo wählte mich zur Gattinn. Ich zitterte vor diesem Böswichte, Du selbst verabscheutest ihn; aber er war reich und der angesehenste im Lande. Ich durfte ihm meine Hand nicht verweigern, und nichts als meine noch allzugrosse Jugend stand im Wege, daß sie ihm nicht sogleich verwilliget wurde. Jezt — eben da Du mich meinem Glükke so nahe glaubtest — stand ich am äussersten Rande des Verderbens: Da erbarmte sich meines noch nicht ganz verdorbenen Herzens der Allgütige, und gebot dem wohlthätigen Engel des Todes mich zu retten. Wie preisten alle Unsterbliche die ewige Güte, die sich meiner erbarmt! Mit welchem Entzükken — eure Sprache hat keine Worte, Empfindungen auszudrükken, deren

nur Unsterbliche fähig sind — mischte ich mich unter ihre Chöre, und dankte meinem Erhalter! Preise ihn und danke ihm mit mir, geliebte Mutter einer ewig Glükseligen! Denke, wenn er Deine Wünsche in seinem Zorne erhört, und Dich Deine Absicht hätte erreichen lassen, wenn er nur noch kurze Zeit seine Hülfe verschoben hätte, ach, zittre bei diesem Gedanken! — Was würde aus Deiner Tochter geworden sein? — Von Ueberfluß umringt, mit einem Bösewichte verbunden, würde die Thorheit, die schon so viele Gewalt über mich gehabt, mich endlich ihrem verschwisterten Laster überliefert, und ieden guten Entschluß, iede tugendhafte Empfindung, ieden edlen Gedanken würden beide in der Geburt erstikt haben. Dem Traum eines Trunkenen wäre mein ganzes Leben ähnlich gewesen, durch dessen Labyrinth mich ein Haufen unsinniger Freuden in die Klauen des auf mich lauernden Verderbens mit ihren Rosensträuchen gejagt hätten. Elend, ewig elend wär ich geworden, und gezwungen gewesen — entsezlicher Gedanke — die Urheberinn meines Lebens, als die Urheberinn meiner ewigen Pein bei Gott anzuklagen. Wie unaussprechlich hat sich Gott Deiner und meiner erbarmt! So ist er immer ganz

Huld

Huld und Güte, wenn wirs am mindesten glauben. Seine Weisheit versagt uns unser eigenes Unglük, das wir blinde, unwissende Sterbliche oft mit so heissem Flehen über unser Haupt von ihm erbitten wollen, zu unserm Heile, und erhört nur deswegen unser Gebet nicht, damit er uns glüklich machen könne.

Noch wirst Du glauben, daß Dein Gefühl diesen Wahrheiten widerspreche: aber bald wird der Dornenstrauch, der Dich verwundet, Rosen tragen, und Du wirst mit mir einstimmig sein. Wenn die Freuden, die Du bisher für die einzigen hieltest, durch das heilsame Leiden, das Dir die Vorsicht geschikt, verwelken; wenn reinere, bessere Freuden um Dich aufblühen werden, und Du ganz wirst erkennen lernen ihren unsterblichen Werth; wenn Du die auch die kleine Unschuldige, die noch an Deinem Busen lallet, wirst gelehret haben; wenn ihr Gehorsam und ihre Tugend Deine edlen Bemühungen belohnen, und Dir Deinen Verlust ersezzen werden: Dann wird der ambrosische Geruch dieser Rose schon hier Dein Herz erfreuen, und zu Lobgesängen Gottes Dich ermuntern. Und sie verwelken nie! In die amaranthenen Lauben, die meine Hand hier schon für Dich

wölbet, werden sie sich mit unterflechten und Deine Wonne vermehren helfen! O daß es mir vergönnte, daß es mir möglich wäre, Dir die Seligkeit zu schildern, die Deiner hier harret! — Nur ein Tropfen von diesem Meere kann Dich in Deiner Staubwelt über alle Glüklichen, die ihr als solche verehrt, hinwegsezzen, und diesen Tropfen gab Dir der Allgütige. In Wermuth zwar — aber nur so ist er Sterblichen trinkbar. Noch wenige flüchtige Minuten — euch werdens Jahre scheinen — und dann wirst Du mit mir in diesem ganzen Oceane der Lust schwimmen. Meine erwartende Arme sind schon gegen Dich ausgestrekt, Dich zu empfangen! Komme, komme, theuerste Mutter, und siehe Deine ewig glükliche Tochter! Dies Glük, nur dies noch, vermißt sie, Dich als eine Unsterbliche ewig bei sich zu sehen.

Kleone.

IV.

# IV.

# Kurze
# Biographien
# und
# Anekdoten
# von
# merkwürdigen Frauenzimmern.

# Inhalt.


1. Mylady Nilhisdale.
2. Beispiel der ehelichen Liebe.
3. Ein anderes aus der japanischen Geschichte.
4. Laura.
5. Die Gattinn des Grotius.
6. Die Gemahlinn des Phorion.
7. Die Tochter des Gelon.
8. Aspasia und Parisatis.
9. Livia.
10. Panthea.
11. Portia.
12. Theano.
13. Die Gemahlinn des Pythus.
14. Die Mutter des Antonius.
15. Die kindliche Liebe.
16. Die belohnte Tugend.
17. Marquise von Sevigne.
18. Katharina Alexiewna.
19. Eleonora.
20 Helena Sybilla Mollerinn.
21. Thesea.
22. Die Mutter des Kleomenes.
23. Sophia.
24. Winsbekin.
25. Martia.
26. Olympias.
27. Margaretha Klopstok.
28. Anna Dorothea Lange.
29 Amalia Magdalena Wilhelmina Silberinn.
30. Pulcheria.
31. Charl. Amalia Wilhelmina, Herzoginn zu Sonderburg.


Myla-

# Mylady Nilhisdale.

Nach der unglüklichen Unternehmung des Königs Jakobs, wodurch er sich wieder auf den engländischen Thron helfen wollte, wurden die vornehmsten Herren, die es mit ihm gehalten hatten, verurtheilt, unter den Händen des Scharfrichters zu sterben. Sie wurden den 16 März 1716. hingerichtet. Der Lord Nilhisdale sollte eben dieses Schikfal haben; aber die Zärtlichkeit seiner Gemahlinn und ein listiger Einfall halfen ihn davon. Man hatte den Damen erlaubt, ihre Männer den Tag vor ihrer Hinrichtung zu besuchen, und von ihnen Abschied zu nehmen. Mylady Nilhisdale begab sich in den Towr von zwo Kammerfrauen geführet, mit dem Schupftuche vor dem Gesichte, und schien ganz untröstlich. Als sie im Gefängnisse war, nöthigte sie den Lord, der mit ihr von gleicher Statur war, die Kleider zu verwechseln, und in eben der Stellung aus dem Gefängnisse zu gehen, in welcher sie herein gekommen war. Sie sezte hinzu, daß ihre Karosse ihn

bis

bis an die Themse bringen sollte, wo er eine Jacht finden würde, die ihn sogleich auf ein Schif bringen sollte, das nach Frankreich abzuseegeln im Begrif sei. Alles dieses gieng glüklich von Statten; Mylord Nilhisdale verschwand aus dem Gefängnisse, und war um drei Uhr des Morgens in Calais. Man schikte an eben diesem Morgen einen Geistlichen ins Gefängniß, um den Gefangenen zum Tode zu bereiten. Dieser Geistliche erstaunte nicht wenig, da er statt einer Mannsperson ein Frauenzimmer im Gefängnisse fand. Die Sache wurde sogleich ruchbar. Der Aufseher über den Towr fragte bei Hofe an, was er mit der Lady Nilhisdale machen sollte, und erhielt Befehl, sie auf freien Fuß zu stellen. Sie ließ sich Frauenzimmer-Kleider holen, verließ das Gefängniß und begab sich zu ihrem Mann nach Frankreich.

## Beispiel der ehelichen Liebe.

Der Herzog von Savoien, Carl Emanuel, der auf die Stadt Genf Ansprüche machte, suchte dieselbe zu Anfange des lezten Jahrhunderts unvermuthet zu überfallen. Er ließ sie in der Nacht ersteigen:

ersteigen: der Ausgang aber kam mit seiner Erwartung nicht überein. Es entstand Lärm in der Stadt, ehe noch eine hinlängliche Anzahl von seinen Soldaten die Mauren erstiegen hatten. Die Bürger griffen zu den Waffen, und trieben die Feinde zurük, die zum Widerstand nicht stark genug waren. Alle, die ihnen in die Hände geriethen, wurden mit einem schimpflichen Tode umgebracht. Unter der Zahl dieser Gefangenen befand sich auch ein verheiratheter Officier. Es wurde seiner Gemahlinn die Nachricht von seinem Unglükke überbracht. Sie war schwanger, und eilte sogleich nach dem Orte zu, wo ihr Mann ums Leben sollte gebracht werden, den sie nur noch einmal umarmen zu dürfen bat. Man schlug ihr diese Gnade ab, und der Officier wurde gehangen, ohne daß sie Erlaubniß hatte sich ihm zu nähern. Sie folgte dem ohngeachtet dem Körper ihres Mannes bis nach dem Ort nach, wo er liegen bleiben sollte. Hier sezte sie sich neben ihm, und blieb so lange, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, und ohne die Augen von ihm wegzuwenden, sizzen, bis der Tod, den sie mit Ungeduld erwartete, endlich auch ihre Augen an diesem Orte schloß.

# Ein anderes aus der japanischen Geschichte.

Eine andere heroische Begebenheit der ehelichen Liebe finden wir in der japanischen Geschichte. Der Kaiser hatte heimlich einen verdienstvollen Mann ums Leben bringen lassen, der eine sehr schöne Frau hatte. Einige Tage darnach ließ der Kaiser diese Dame zu sich kommen, und wollte sie nöthigen, ihre Wohnung bei ihm im Pallast zu nehmen. Ich muß mich freuen und glüklich schäzzen, sagte sie zu ihm, daß mich der Kaiser seiner Freundschaft würdig achtet; ich nehme diese Gnade mit Dank an; aber ich nehme mir zugleich die Freiheit, um einen Aufschub von dreissig Tagen zu bitten, in denen ich noch den Tod meines Mannes beweinen will. Erlaube mir ausserdem noch, guädiger Kaiser, sezte sie hinzu, daß ich nach diesen dreißig Tagen seine Anverwandte zusammen nehmen, und ihnen auf einem Thurme deines Schlosses ein Gastmahl geben darf. Der Kaiser räumte alles ein. Der Festtag nahte heran, und alles wurde mit der größten Pracht veranstaltet. Der Kaiser, der sich selbst dabei eingefunden hatte, trank so stark, daß er betrunken

wurde.

wurde. Die Dame machte sich diesen Umstand zu Nuz, sie that, als ob sie frische Luft schöpfen wollte, gieng auf einen Altan heraus, und stürzte sich von demselben herab.

# Laura von Sades.

Laura war geboren am 4ten Jun. 1314. in dem Marktflekken Saze bei Avignon. Ihr Vater war ein Edelmann mit Namen Paul von Sades. Man sieht noch heut zu Tage das Wappen der Familie von Sades an einem sehr alten Gebäude dieses Marktflekkens.

Um die Laura so zu mahlen, wie sie von ihren ersten Jahren bis zu der Zeit ihrer Liebe mit dem Petrarca war, weiß ich kein besseres Mittel, als den Fußstapfen eines alten und berühmten Schriftstellers nachzugehn. Laura, sagt er, wurde von ihren Eltern als ein Geschenk des Himmels betrachtet, so groß war die Regelmäßigkeit ihres Körpers, und die Eigenschaften ihrer Seele. Man kam sie zu sehen, man wollte sie noch einmal sehen, und niemals hatte man sie genug gesehen. Sie nahm an Jahren zu, sie wuchs an Schönheit und Tugend. Mit einem göttlichen

Genie begabt, ahmte sie nicht dem Pöbel des Frauenzimmers nach, welcher nur auf den Puz des Körpers bedacht ist, und den Verstand vernachläßiget. Ernsthaft, ohne ins Kindische zu verfallen, artig ohne Zerstreuung, immer bescheiden, nie dreiste, kam sie iederzeit dem Willen ihrer Eltern zuvor, und hielt sichs für keine Schande, sich zu den kleinen häuslichen Geschäften herabzulassen. Ohne Stolz, ohne Eigensinn, dem Müßiggange feind, willig zur Arbeit, machte sie sich bei der ganzen Welt beliebt. Es war niemand, dem sie nicht zu gefallen suchte, niemand, mit dem sie nicht Gespräche voll edler Empfindungen hielt.

Als sie mit ihrer Mutter nach Vauclufs gieng, so war in dieser artigen Gegend kein Mädchen, das ein erhabneres Ansehen gehabt hätte, als Laura; keine, die auf der Oberfläche ihres Gesichts eine ordentlichere Mischung von Lilien und Rosen zeigte; keine, die sich mit mehr bescheidenen Anstand sehen ließ; keine, die glänzendere Augen gehabt; keine endlich, die sich mit einer liebenswürdigern Manier ausgedrükt hätte.

Vielleicht sehen es meine Leserinnen nicht ungerne, wenn ich zur Bestätigung dessen, was ich eben gesagt habe, von einem Portrait rede, welches

ches die Laura in der Blüthe ihrer Jugend vorstellt. Ich habe dieses Portrait auf einer sehr alten Schilderei gesehen, die ehedem dem Kardinal Franz Barberini zugehörte. Unter dem Portrait liest man die Aufschrift: Laura Sada Avenionensis: „Laura von Sades aus dem Gebiete von Avignon.„ Man siehet darauf im halben Brustbild und im halben Profil ein junges Frauenzimmer, reizend und voll majestätischer Züge, mit einem etwas länglichen Gesichte; auf den Wangen viel Lilien und etwas weniger Rosen; schwarze glänzende und bescheidene Augen; eine Stirne, die in der That eines Diadems würdig wäre; sehr wenig ausgespengte Lippen; einen grossen geraden Hals, weiß wie Alabaster, von dem eine Art von goldenem Nezze auf eine sehr weisse Brust herabgeht; blonde Haare in viele besondere Lokken gelegt, und mit einer Art von griechischen Helm bedekt, der ganz mit goldenen Knöpfen und Perlen besezt ist; die schönsten Hände von der Welt; man sollte sagen, der Mahler habe, nur die Delikateſſe noch weiter zu treiben, der rechten Hand eine Blume gegeben und die linke auf einen Apfel gelegt. Der ganze Inbegrif dieses Portraits flößt Liebe und Tugend ein; welches die

Worte des Petrarca etwas wahrscheinlich macht, der versichert, Laura habe alles, was von der Ehre entfernt gewesen, mit Unempfindlichkeit betrachtet.

So viele schöne Eigenschaften verdienten gewiß einen würdigen Liebhaber zu finden, und dieser Liebhaber fand sich auch wirklich. Petrarca traf am 6ten April 1327. in der Kirche der heiligen Klara zu Avignon Lauren an, die damals 13 Jahre alt war. Petrarca war in seinem drei und zwanzigsten Jahre. Er sahe Laura, er liebte sie, er liebte sie beständig, so lange er lebte, und fuhr sogar nach ihrem Tode fort sie noch immer zu lieben. Es würde unnüz sein, die Liebesgeschichte dieser beiden Seelen zu beschreiben. Die Werke des liebenden Dichters sind vorhanden, sie enthalten diese Liebe, und werden sie gegen den Frevel der Zeit schüzzen. Ich will lieber von der Natur dieser Liebe, wovon man so viel gesprochen, und wovon man immer sprechen wird, einen richtigen Begrif zu machen suchen. Es gebühret sich dies um so viel mehr, da das Andenken des Petrarca von neidischen und boshaften Leuten, wo nicht beflekt, wenigstens doch angegriffen worden, die sich nicht geschämt haben, ihre Laster

und

und Ausschweifungen dem Bewohner des Ufers der Sorgue anzudichten.

Seine Liebe zu Laura beschreibt er selbst deutlich in dem Gespräche des dritten Tages. Er dichtet in diesem Gespräche, als wenn ihm der heilige Augustin die Liebe gegen Laura widerriethe, und antwortet ihm so: „Alles, was ich dir zu sagen habe, bestehet darinnen, daß ich blos durch Laura so beschaffen bin, wie du mich siehest, und daß ich nie das geringste Ansehn, und die Ehre, die ich geniesse, erlangt haben würde, wenn nicht Laura durch die Reinigkeit ihrer Empfindungen einige Keime der Tugend, die die Natur in mein Herz gelegt, entwikkelt hätte. Laura war es, die mich bei der aufwallenden Hizze meiner Jugend hinderte, in den Abgrund der Ausschweifungen zu fallen, und die meine ganze Seele erhob. So wahr ist es, daß die Liebe Kräfte genug hat, den Liebhaber nach dem geliebten Gegenstande umzubilden. Ganz sicher ist es, daß die Verläumder, so grob und niederträchtig sie auch sein mögen, nie gewagt haben, der Ehre der Laura Abbruch zu thun, es nie gewagt zu behaupten, als wenn etwas Tadelnswürdiges, ich will nicht sagen in ihren Handlungen, sondern auch selbst in ihren

Worten wäre. Ja, was noch mehr, die Verläumdung, die grausame Verläumdung, die niemand schonet, war genöthiget, ehrerbietig gegen sie zu sein. Daher ist es kein Wunder, daß eine so reine, so beständige Ehre, das edle Verlangen, meinen Namen immer mehr und mehr bekannt zu machen, vermehrt, und daß sie die grausamen Sorgen, die mir meine gelehrten Bemühungen verursachen, gelindert hat. Sie allein wußte mir in meiner Jugend zu gefallen; in meiner Jugend war mein einziger Wunsch, Lauren zu gefallen, ihr nur allein zu gefallen. Um darinnen glüklich zu sein, verachtete ich die körperlichen Vergnügungen, die thierische Wollust. Und du verlangst, daß ich Lauren vergessen soll, Lauren, die zwischen dem Pöbel und mir Schranken gesezt, die auf die Leitung meiner Schritte bedacht, immer auf meiner Seite in der Laufbahn der Ehre gewandelt, die mein Genie stets ermuntert, sich emporzuschwingen, und meine frostigen Geister mehr als einmal belebt hat? „

Nichts ist für das Andenken der Laura schmeichelhafter, als dieses Zeugniß, das ihr Petrarca so offenherzig giebt. Nichts würde für die heutigen Lauren rühmlicher sein, als wenn sie ihre

Bemühung zur Bildung grosser Männer anwendeten. Nichts würde ihnen leichter sein.

Es ist wahr, die Jugend und die Unschuld der Laura würden ihr vielleicht die Liebe des Petrarca gefährlich gemacht haben, wenn sie nicht auf alle Fälle ihr Herz mit ihrer ganzen Tugend gewafnet gehabt, und den Dichter zu seiner Pflicht zurükgebracht hätte, so oft er sich davon zu entfernen schien. Petrarca gesteht es selbst in dem angeführten Gespräche.

„Kleine Gefälligkeiten, zärtliche Betheurungen, zur rechten Zeit angebrachte Dienstleistungen, schmeichelnde Bitten, alles wurde vergebens angewandt, sie zu erweichen. Nichts war vermögend, Lauren nur auf einen Augenblik die liebenswürdige Schaam, die einem Frauenzimmer so wohl anstehet, aus den Gedanken zu bringen. Sie wußte immer die aufwallende Hizze des flüchtigen Alters, worinnen beide standen, zu erstikken, und viele andere Triebe, die eine weniger starke Seele würden bezwungen haben, zu vertreiben. Gewiß ist es, und ich gestehe es hier gerne, daß die klugen Rathschläge dieser jungen Person mich von dem unterrichteten, was zu dem Betragen eines klugen Mannes gehört. Ihre Sitten, die

das Muster der vollkommensten Eingezogenheit waren, machten mir wegen derjenigen, die ich nicht besaß, unaufhörlich Vorwürfe. Sobald sie mich unter der Gestalt eines tobenden Rosses sah, das sein Gebiß zerbrochen hatte, und bereit war, in der Tiefe eines Abgrunds zu verderben, so wollte sie mich lieber verlassen als mir folgen. Nie änderte sie ihren Entschluß: sie war sich immer gleich.„

Wie sehr verdient dieses Beispiel der Beständigkeit und Entschliessung unsere Bewunderung.

Dies war der Charakter von der Liebe der Laura: Der Charakter des Petrarca war nur durch einige Grade einer stärkern Lebhaftigkeit unterschieden.

Petrarca hatte die Ufer der Sorgue verlassen, war über die Alpen nach Meiland, von da nach Verona und Parma gegangen. In dieser lezten Stadt erfuhr er — welche Neuigkeit! Welche untröstliche Nachricht für einen Liebhaber, wie Petrarca! — er erfuhr durch einen Brief von einem seiner Freunde, daß diese Laura, die er so zärtlich liebte, die ihm sich zu rühmen Anlaß gab, daß er sie mehr, als alles in der Welt, mehr, als sich selbst geliebt habe, daß diese Heldinn, die

er

er in allen seinen Schriften gepriesen hat, unter den barbarischen Streichen des Todes gefallen wäre.

Wenn ich alle Empfindungen, die dieser Donnerschlag in der niedergeschlagenen Seele des Petrarca erregte, ausdrükken soll, so kann ich es nicht besser, als mit seinen eigenen Worten thun. „Es war der 6te April im Jahr 1327. des Morgens, als Laura, berühmt durch ihre eigene Tugenden, und bekannt durch meine Gedichte, meine Augen zum erstenmal in der Kirche der heiligen Klara zu Avignon, in den ersten Jahren meiner Jugend rührte; und in eben dieser Stadt, in eben diesem Monat April, in eben dieser Morgenstunde, im Jahr 1348. wurde dieses Licht der Welt dem Lichte des Tages entzogen, als ich eben zu Verona war und gar nicht an mein trauriges Schikfal dachte. Ich gieng nach Parma. Hier, am Morgen des 18ten May eben dieses Jahres, las ich (o unglükliches Lesen!) diese Nachricht in den Briefen meines Freundes Ludwig. An ihrem Sterbetag gegen Abend wurde der unbeflekteste und schönste Körper in der Kirche der Franciskaner beigesezt. Ihre Seele glich des Afrikanus, von welcher Seneka redet, gieng wieder, woran

ich

ich im geringsten nicht zweifle, in den Himmel, wo sie hergekommen war. Diesen grausamen Zufall, der meinem Geist stets gegenwärtig sein, und meine Thränen verewigen wird, habe ich mit einem geheimen, aber mit vieler Kümmerniß vermischten Vergnügen hier an einem Orte aufzeichnen wollen, ( — diese Nachricht war in einem Exemplar vom Virgil, worinn Petrarca beständig zu lesen pflegte — ) den ich oft zu sehen Gelegenheit habe. Dies wird mir stets den Gedanken erhalten, daß mir auf dieser Welt nichts weiter gefallen dürfe, daß es Zeit sei, mich aus dem Babylon zu retten, welches mich auf keine Weise reizet, seitdem die stärkste Kette, die mich noch daran fesselte, zerrissen ist, und daß es die allergrösseste Eitelkeit sei, wenn man ein Leben hochschäzzet, das mit aller Geschwindigkeit davon eilt. Durch die Gnade Gottes wird mir dies leicht genug werden, wenn ich nur eifrig und standhaft daran denken werde, daß die Sorgen über die vergangene Zeit überflüßig, daß alle Hofnung eitel, daß ieder Ausgang unerwartet sei.„

So endigte ihre Tage Laura, für welche die Fakkel des Hymens niemals brannte. Sie führte das untadelhafteste Leben. Die entferntste Nach-

kom-

kommenschaft wird von ihren sanften, reinen und edlen Sitten reden, und sie als das vollkommenste Muster aufstellen.

Laura war jugendlich schön, nicht wie das leichte Volk
Rosenwangicher Mädchen ist,
Die gedankenlos blühn, nur im Vorübergehn,
Von der Natur nur im Scherz gemacht.
Laura war jugendlich schön. Ihre Bewegungen
Sprachen alle die Göttlichkeit
Ihres Herzens, und werth, werth der Unsterblichkeit,
Trat sie hoch im Triumph einher,
Schön, wie ein festlicher Tag, frei, wie die heitre Luft,
Voller Einfalt, wie die Natur ꝛc. —
Enkelinnen, die ihr Laurens Empfindungen habt,
Euch verflieſſe die goldne Zeit,
Wie ein ewiger May, wie ein gefeirter Tag
Unter süssen Umarmungen!
Ihr sollt glüklicher sein als Monarchinnen,
Mehr, als Töchter der Könige.
Euch nur singe das Spiel, das von der Laute tönt,
Seid unsterblich, wie Laura ist!

Die

# Die Gattinn des Grotius.

Der berühmte Hugo Grotius wurde zu einer ewigen Gefangenschaft verdammt, und in dem Schlosse Löwenstein verwahret. Nachdem ihm daselbst über anderthalb Jahre sehr hart begegnet worden, so bemerkte seine Frau, daß seine Hüter müde waren, eine grosse Kiste voll Bücher und Leingeräths, welches man zu waschen ausschikte, zu öfnen und durchzusuchen. Sie rieth ihren Gatten sich in diese Kiste zu legen, nachdem sie vorher an dem Orte, wo er das Gesicht hinwenden sollte, vermittelst eines Bohres Löcher gemacht hatte, damit er Athem schöpfen könnte. Er folgte ihrem Rathe, und wurde auf diese Weise nach Gorkum zu einem seiner Freunde gebracht, von wannen er, als ein Tischer verkleidet, nach Antwerpen entwich. Diese verschmizte Frau stellte sich an, als ob ihr Mann sehr krank wäre, um ihm Zeit zu gönnen, sich zu retten, und um die Mittel zu vereiteln, ihn wieder einzuholen. Als sie ihn aber in einem Lande der Sicherheit vermuthete, so sagte sie spottend zu den Wächtern: Die Vögel wären davon geflogen. Anfangs wollte man peinlich gegen sie verfahren, und es gab Richter, welche urtheilten, man sollte sie an der Stelle

ihres

ihres Mannes in der Gefangenschaft behalten. Allein durch Mehrheit der Stimmen wurde sie losgelassen, und von iedermann gelobet, daß sie durch ihren Verstand ihrem Gatten die Freiheit wieder gegeben.

## Die Gemahlinn des Phocions.

Die Gattinn des Phocions that sich durch ihren Verstand und durch ihre Tugend hervor. Sie sagte zu einer Jonierinn, welche ihr ihre Juwelen vorspiegelte: was mich anbetrift, so habe ich keinen andern Schmuk als meinen Gemahl, der seit zwanzig Jahren die Athenienser anführt.

## Die Tochter des Gelon.

Das Volk von Syrakus empörte sich und tödtete das ganze Geschlecht des Tyrannen Gelon, bis auf eine einzige Tochter, die man Harmonia nannte, und welche diese Barbaren ebenfalls herausforderten, um sie einem gleichen Schikfal zu unterwerfen. Als nun ihre Wärterinn eine solche Grausamkeit nicht verhindern konnte, so stellte sie ihnen statt der Prinzeßinn ein Mädchen von

ihrem Alter und ihrer Grösse vor, welches wegen der reichen Kleider, womit sie dasselbige geschmükt hatte, für die Tochter des Gelon angesehen werden konnte. Diese verstellte Harmonia empfieng mit tapferem Muthe den Streich des Todes, ohne ihren Stand zu entdekken, als die wahre Prinzeßinn, voll von Bewunderung gegen eine so hohe Tugend, ausrief, man sollte sie nicht tödten, und selber die Wahrheit der Geschichte entdekte. Ihre Mörder, ungerührt von ihrem Edelmuthe, wandten sich nach ihr, sie ebenfalls hinzurichten.

## Aspasia und Parisatis.

Dem jüngern Cyrus ward ein Halsband von ausserordentlichen Werthe und wunderbarer Kunst zugeschikt. Er begab sich damit zu seiner Tochter Aspasia. Ist das nicht ein Kleinod, frug er sie, das werth ist, von der Tochter oder der Mutter des Königs getragen zu werden? — Allerdings, antwortete Aspasia. „So nimm es denn, ich habe es für dich zum Geschenk bestimmt.„ — Wie dürft ichs wagen, ein Kleinod anzunehmen, das vielmehr deiner Mutter zu tragen ziemt? Ihr schikt es, Herr; ich will mich bestreben, dir auch ohne diesen Schmuk zu gefallen.

Der

Der König, von einer so edlen Antwort entzükt, sandte das Kleinod seiner Mutter, nebst einem Brief, worinnen er ihr meldete, wie es damit zugegangen. Parisatis nahm das Halsband mit Freuden an, und schikte der Aspasia königliche Geschenke dargegen. Aspasia bezeugte ihr Wohlgefallen über diese Geschenke und schikte sie dem Könige: „Dir, ließ sie ihm sagen, der du eine solche grosse Menge Leute zu ernähren hast, können diese Schäzze nüzlich sein: mir ist es genug, wenn ich mich deiner Liebe rühmen, und derselben als meines herrlichen Schmuks mich bedienen darf.„

## Livia.

Wodurch weißt du doch den August so zu bezaubern? wurde Livia gefragt. Dadurch, antwortete sie, daß ich meine Keuschheit getreu bewahre, seinen Willen sorgfältig erfülle, mich nicht in seine Angelegenheiten mische, und bei seinen Zeitvertreiben blind bin.

## Panthea.

Unter den Kriegsgefangenen, welche das Heer des Cyrus nach der Niederlage der Assyrer ge-

macht, befand sich eine junge Prinzeßinn von seltner Schönheit, die man für ihn aufgehoben hatte. Sie hieß Panthea, und war eine Gemahlinn des Abradates, Königs von Susiana. Auf die Erzählung, welche dem Cyrus von ihrer Schönheit gemacht wurde, weigerte er sich sie zu sehen, aus Furcht, wie er sagte, ein solcher Gegenstand möchte ihn mehr, als es ihm lieb wäre, an sich heften, und von den grossen Unternehmungen abwenden, die er im Schilde führte. Araspes, ein junger medischer Edelmann, welcher sie zu bewachen hatte, sezte kein so grosses Mißtrauen in seine eigne Schwachheit, und behauptete, daß man allezeit Herr über sich selbst sein könnte. Cyrus, nachdem er ihm die Aufsicht über diese Prinzeßinn von neuem anvertraute, gab ihm allerhand weise Lehren. Ich habe, sagte er, viele Menschen gekannt, die sich für sehr stark hielten, aber nichts desto weniger unter dieser gewaltsamen Gemüthsbewegung gleichsam wider ihren Willen erlagen, und hernach mit Schaam und Schmerz gestunden, daß diese Leidenschaft eine Dienstbarkeit sei, aus der man sich nicht mehr losmachen könne, und ein Band, welches weit schwerer zu zerreissen sei, als die stärksten eisernen Fessel. Fürchte nichts, erwiederte

Araspes,

Araspes, ich kann mich auf mich verlassen, und ich gebe dir mein Leben zum Pfande, daß ich nichts thun werde, was meiner Pflicht zuwider läuft. Inzwischen entbrannte nach und nach seine Leidenschaft gegen die junge Prinzeßinn so heftig, daß er bereit war, Gewalt zu brauchen, als er fand, daß sie sich seinen Begierden unüberwindlich entgegen sezte. Endlich gab die Prinzeßinn dem Cyrus davon Nachricht, welcher sogleich dem Artabazes auftrug, sich in seinem Namen zu ihm zu verfügen. Dieser Officier redete ihn mit der äussersten Härtigkeit an, und bestrafte seinen Fehler auf eine Art, welche geschikt war, ihn in Verzweiflung zu bringen. Araspes, vom Schmerz überwältigt, konnte seine Thränen nicht zurükhalten, und verstummte vor Schaam und Furcht, weil er sich für verloren schäzte. Einige Tage darauf ließ Cyrus ihn vor sich fodern; er kam ganz mit Zittern. Cyrus nahm ihn beiseit. Statt der heftigen Vorwürfe, worauf er sich gefaßt machte, redete er voller Sanftmuth mit ihm; er erkannte, daß er selbst einen Fehler begangen hatte, ihn wider alle Klugheit mit einer so furchtbaren Feindinn einzuschliessen. Eine so unverhofte Güte gab diesem jungen Edelmanne Leben und Sprache wie-

der. Verwirrung, Freude und Erkenntlichkeit entlokten seinen Augen einen Ueberfluß von Thränen. Ach, sprach er, jezt erkenne ich mich erst, und sehe recht augenscheinlich, daß ich zwo Seelen habe; eine, welche mich zum Guten lenkt, eine andere, welche mich zum Bösen hinreißt. Die erste behält die Oberhand, wenn du mir zu Hülfe kömmst, und mit mir redest; von der andern laß ich mich regieren und überwinden, sobald ich mich allein befinde. Er verbesserte seinen Fehler auf eine rühmliche Weise, und leistete dem Cyrus einen beträchtlichen Dienst, da er unter dem Vorwand eines erdichteten Mißvergnügens als ein Kundschafter sich zu den Assyrern verfügte. Der Verlust eines so tapfern Officiers (denn man glaubte, daß er aus Unwillen zu den Feinden übergegangen) betrübte das ganze Kriegsheer. Panthea, welche dazu Gelegenheit gegeben hatte, versprach dem Cyrus seine Stelle durch einen andern Officier zu ersezzen, welcher nicht minder Verdienst besässe. Sie redete von dem Abradates, ihrem Gemahl. In der That verfügte er sich auf den Brief seiner Gemahlinn mit zwei tausend Pferden in das Lager der Perser, und ward alsobald in das Gezelt der Panthea geführt, welche

ihm,

ihm, nicht ohne viele Thränen zu vergiessen, erzählte, mit was für Güte und Sittsamkeit der großmüthige Ueberwinder ihr begegnet sei. Und wie, rief Abradates, werd ich im Stande sein, einen solchen Dienst zu erkennen! Indem du dich eben so gegen ihn bezeugest, als er sich gegen mich bewiesen hat. Er begab sich sogleich zu dem Cyrus, und indem er die Hand seines Wohlthäters küßte, sprach er zu ihm: Du siehest vor dir den zärtlichsten Freund, den eifrigsten Diener, den getreuesten Bundesgenossen, so du jemals gehabt hast, der, weil er deine Wohlthaten anders nicht erkennen kann, hieher kömmt, sich selber ganz zu deinem Dienste zu widmen. Cyrus empfieng ihn mit einem edlen und erhabenen Wesen, und zugleich mit einer Güte und Zärtlichkeit, welche denselben überzeugten, daß alles, was ihm Panthea von dem wundersamen Charakter dieses Helden gesagt hatte, noch lange die Wahrheit nicht erreichte. Kurz darauf machte Cyrus die Anstalten zu der berühmten Schlacht bei Thymbra, und vertraute diesem Prinzen die Aufführung der Streitwagen.

Als Abradates im Begrif war, seinen Harnisch anzulegen, so kam Panthea, seine Gemahlinn, und

überreichte ihm einen Helm, ein paar Achselschienen und Armbänder von lauterm Golde, nebst einem seiner Länge gemässen und von unten her gefalteten Waffenrokke, und einen grossen purpurfarbenen Federbusch. Ohngeachtet der Gewalt, die sie sich anthat, so konnte sie doch, indem sie ihn mit diesem Kriegesgewand bekleidete, sich nicht erwehren, Thränen zu vergiessen. Allein, so grosse Zärtlichkeit sie auch gegen ihn hegte, so ermahnte sie ihn doch, viel lieber zu sterben, als daß er sich nicht auf eine ihrer Geburt, und des Begriffes, welchen sie dem Cyrus von ihm beizubringen gesucht, würdige Weise hervorthun sollte. O Jupiter, rief Abradates, indem er die Augen gen Himmel aufschlug, gieb, daß ich bei dieser Gelegenheit als ein würdiger Gemahl der Panthea und als ein würdiger Freund eines so großmüthigen Wohlthäters erscheinen möge! Als er dieses gesagt hatte, bestieg er seinen Wagen. Panthea, die ihn nicht mehr umarmen konnte, wollte noch den Wagen küssen, welcher ihn fortführte. Nachdem sie ihn so weit als möglich war mit den Augen verfolgt hatte, so begab sie sich zurük. Die Schlacht hebt an. Abradates thut Wunder der Tapferkeit und des Heldenmuths; als aber unglük-

glüklicher Weise sein Wagen umstürzt, so wurde er mit den Seinigen erschlagen. Man kann sich leicht vorstellen, wie groß der Jammer Pantheens gewesen, als man ihr den Tod des Abradates ankündigte. Nachdem sie den Leichnam ihres Gemahls in einem Wagen an das Ufer des Paktolus hatte bringen lassen, so legte sie sein Haupt auf ihren Schooß, und hielt es ganz in ihren Händen. Ausser sich selbst, und fest auf diesen traurigen Gegenstand geheftet, dachte sie auf nichts, als ihren Schmerz zu unterhalten, und ihre Augen mit diesem blutigen und trauervollen Anblik zu weiden.

Als Cyrus dieses vernommen, eilte er sogleich herbei, und indem er seine Thränen mit den Zähren dieser unglüklichen Gattinn vermischte, wendete er alles, was in seinem Vermögen stund, an, sie zu trösten, und gab seine Befehle, dem Erblaßten ausserordentliche Ehrenzeichen zu errichten: aber kaum war er entwichen, so erlag Panthea unter ihrem Leide, durchbohrte sich die Brust mit einem Dolche, und sank todt auf den Leichnam ihres Gatten. Man errichtete ihnen auf eben dieser Stelle ein gemeinschaftliches Grabmal, welches viele Jahrhunderte hindurch gestanden hat.

# Portia.

Ohngeachtet Brutus, das Haupt der Verschwörung gegen den Cäsar, oder vielmehr gegen den Unterdrükker der römischen Freiheit, sich an der Spizze einer so mißlichen Unternehmung befand, und ob er gleich einsah, daß alles, was Rom, sowohl in Absicht der Tugend als der Geburt, Vornehmes und Erlauchtes in sich begrif, von seiner Person und von seinem Verfahren abhieng; so war er doch seiner mächtig genug, um des Tages und vor den Leuten ein ruhiges und sorgenfreies Ansehen zu behalten, das zu keinem Argwohne Anlaß gab. Allein, zu Nacht war er nicht eben derselbe, und seine Gemahlinn Portia, Tochter des Kato, bemerkte, daß sein Gemüth mit irgend einem grossen Anschlage, mit irgend einer nagenden Sorge, die er zu verbergen sich bemühte, beunruhigt sein müsse. Sie liebte ihren Gemahl mit aller Zärtlichkeit, und wollte die Last seiner Unruhe mit ihm theilen. Ehe sie aber von ihm einige Eröfnung verlangte, so entschloß sie sich eine ganz ausserordentliche Probe an sich selbst vorzunehmen, und zu versuchen, wie weit sie die Standhaftigkeit treiben könnte. Sie nimmt ein kleines Messer, so wie man sie zum Abschneiden

und

und Glätten der Nägel gebrauchte, und nachdem sie alle ihre Aufwärterinnen aus ihrem Zimmer gewiesen, so stößt sie sich dasselbe ganz tief in den Schenkel. Das Blut rann im Ueberflusse heraus, und auf die heftigsten Schmerzen folgte gar bald ein Fieber. Brutus, voll ängstlicher Bestürzung, wußte nicht, was er denken sollte. Portia hielt zu der Zeit, da sie am meisten litte, diese Rede an ihn: Brutus, ich bin die Tochter des Kato, und ich bin dir nicht bloß darum zugesellt worden, dein Bette und deinen Tisch, wie eine Beischläferinn mit dir zu theilen, sondern in eine Gemeinschaft von allem, was dir angenehm oder verdrießlich sein kann, mit dir einzutreten. Dein Betragen gegen mich ist untadelhaft; was kann aber ich für dich thun, und wie soll ich meine Erkenntlichkeit gegen deine Freundschaft an den Tag legen, wenn ich dir nicht geheime Unruhen und Sorgen tragen helfe, welche Treue erfodern. Ich weiß, daß gemeiniglich die Weiber nicht für fähig gehalten werden, ein Geheimniß zu bewahren; doch Brutus, eine gute Erziehung und eine tugendhafte Gesellschaft haben einen grossen Einfluß auf die Sitten und den Charakter; und wer kann sich mit mehrerem Rechte dieser Vortheile

rühmen, als die Tochter des Kato' und die Gattinn des Brutus? Dennoch habe ich mich in der vorigen Zeit weniger darauf verlassen; nun aber bin ich überzeuget, daß selbst der Schmerz meinen Muth nicht besieget. Bei Endigung dieser Worte zeigte sie ihm die Wunde, die sie sich gemacht, und erzählte ihm den Bewegungsgrund und alles, was sie dabei gedacht hatte. Brutus erstaunte; er ward in Bewunderung hingerissen, hob die Hände gen Himmel und bat die Götter, ihm die Kraft zu verleihen, durch die glükliche Ausführung seiner Unternehmung den Namen eines würdigen Gemahls der Portia sich zu erwerben. Sodann entdekte er ihr den ganzen Plan der Verschwörung, und er hatte nicht Ursache sich des Vertrauens gereuen zu lassen, das er in sie sezte, und welches sie so wohl verdienet hatte.

## Theano.

Nachdem Alcibiades von den Athenienſern zum Tode verdammt worden, so wurden seine Güter eingezogen, und allen Priestern und Priesterinnen aufgetragen, ihm zu fluchen. Unter diesen leztern befand sich eine, mit Namen Theano,

no, welche allein den Muth hatte, sich diesem Urtheile zu widersezzen, indem sie sagte: sie sei eine Priesterinn zum Segnen und nicht zum Fluchen.

# Die Gemahlinn des Pythus.

Pythus, ein lydischer Fürst, vereinigte mit einem schnöden Geize gegen sich selbst, eine unmenschliche Härtigkeit gegen seine Unterthanen, die er ohne Unterlaß zu beschwerlichen und strengen Arbeiten anstrengte, indem er sie nöthigte, den Gold = und Silberbergwerken nachzugraben, die sich in seinen Herrschaften befanden. In seiner Abwesenheit brachten sie, alle in Thränen zerfliessend, ihre Klagen vor die Fürstinn und Gemahlinn des Pythus, und flehten sie um Beistand an. Sie bediente sich eines sehr ausserordentlichen Mittels, um ihrem Gemahl die Ungerechtigkeit, Grausamkeit und Ungereimtheit seines Betragens zu Gemüthe zu führen. Bei seiner Rükkunft ließ sie ihm eine dem Scheine nach prächtige Mahlzeit auftragen, die aber nichts weniger als eine Mahlzeit war. Von den ersten Gerichten an bis auf den Nachtisch war alles von Gold oder Silber, und der Fürst blieb mitten unter diesen reichen

chen Trachten und Schattenspeisen vom Hunger gequälet. Er errieth ohne Mühe den Sinn des Räthsels, und begrif, daß die Bestimmung des Goldes und Silbers nicht im blossen Anblikke, sondern im Gebrauche bestünde, und daß er, wenn er, wie bisher, den Akkerbau versäumte, indem er alle seine Unterthanen mit den Bergwerksarbeiten beschäftigte, sich selber und sein Land in Hungersnoth stürzen würde.

## Die Mutter des Antonius.

Antonius hatte sich kaum zum Herrn von Rom gemacht, so ließ er seine grausamen Urtheile gegen die Verbannten vollstrekken, und Lucius Cäsar, sein Oheim, befand sich auf der schreklichen Liste. Julia, die Mutter des Triumvirs und Schwester des Lucius, nahm ihren Bruder in ihr Haus auf, und er genoß darinnen auf einige Zeitlang einige Ruhe. Doch fand sich einer, welcher vermessen genug war, mit Soldaten herbeizukommen, und sich anschikte, den Eingang zu sprengen. Julia stellte sich an die Thüre, und strekte ihre Arme aus, den Mörder am Durchgang zu verhindern. Ihr sollt, sprach sie zu ihnen, den

Lucius

Lucius Cäsar eher nicht tödten, als bis ihr zuvor diejenige niedergemacht, die eurem Feldherrn das Leben gab. So sehr auch die Soldaten an den Troz und an alle Arten der Grausamkeit gewöhnt waren, so wurden sie doch plözlich durch diese edelmüthige Worte aufgehalten, und erkühnten sich nicht, weiter vorzudringen. Julia, um ihren Bruder ein für allemal von aller Gefahr zu befreien, gieng alsdann auf den Markt, wo Antonius mit seinen beiden Amtsgenossen auf seinem Richterstuhle saß; und indem sie das Wort an ihn richtete, sprach sie: Ich komme als diejenige, welche dem Lucius Cäsar Aufenthalt verstattet; befiehl, daß man mich hinrichte, weil die Todesstrafe auch gegen diejenigen ausgesprochen ist, welche den Verbanneten das Leben retten. Antonius, so grausam er auch war, konnte einer so erhabenen Seele nicht widerstehen, und Lucius Cäsar genoß durch sie einer vollkommenen Sicherheit.

## Die kindliche Liebe.

Eine römische Frau von ehrbarer und freier Geburt war wegen eines Verbrechens zum Tode verdammet worden. Der Prätor übergab sie dem

Triums-

Triumvir, welcher sie in das Gefängniß führen ließ, um darinnen der Gewohnheit gemäß erdrosselt zu werden. Der Kerkermeister, dem diese Verrichtung aufgetragen war, trug Mitleiden mit der Uebelthäterinn, und konnte sich nicht entschliessen, ihr selber das Leben zu nehmen, daher faßte er den Vorsaz, sie Hungers sterben zu lassen. Er that mehr, und erlaubte ihrer Tochter, ihre Mutter im Gefängnisse zu besuchen, wobei er aber sorgfältig verhütete, daß sie ihr nichts zu essen mitbrächte. Da dieses verschiedene Tage dauerte, und er sich verwunderte, daß diese Gefangene, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, so lange beim Leben blieb, so schöpfte er Argwohn, und als er die Tochter beobachtete, entdekte er, daß sie ihre Mutter mit ihrer eignen Brust ernährte. Voll Erstaunens über eine so fromme und sinnreiche Erfindung erzählte er diese Begebenheit dem Triumvir, und dieser dem Prätor, welcher dafür hielt, daß diese Sache wohl verdiente in der Versammlung des Volks vorgetragen zu werden. Die Uebelthäterinn erhielt Gnade. Es wurde verordnet, daß Mutter und Tochter ihr Lebenlang auf gemeine Kosten ernährt würden, und daß man neben dem Gefängnisse einen der kindlichen Frömmigkeit geheiligten Tempel erbauen sollte.

Die

# Die belohnte Tugend.

Zu der Zeit, da Juan von Oesterreich das spanische Kriegsheer in den Niederlanden gegen die Bundsvereinigten anführte, so wollte einer seiner Officier der Tochter eines Advokaten von Rysel, bei welchem er im Hause lag, Gewalt anthun. Dieses junge Frauenzimmer vertheidigte sich, ergrif den Dolch des Ehrenschänders, stieß ihm denselben in die Brust, und entfloh. Da der Hauptmann fühlte, daß seine Wunde tödtlich war, begehrte er zu beichten, und von der lebhaftesten Reue durchdrungen, verlangte er, daß man ihm das tugendhafte Mädchen herbeiführen möchte. Ich wünsche, sagte der Hauptmann zu ihr, daß sie mir die Beschimpfung vergeben möchten, die sie von mir empfangen haben, und, um meinen Frevel, so weit es in meinem Vermögen stehet, gut zu machen, so erkläre ich, daß ich ihr Ehemann bin. Weil mein Verbrechen und ihre Tugend mich auffer Stand gesezt haben, ihnen meine Person anzubieten; so empfangen sie wenigstens mit dem Namen und den Rechten meiner Gemahlinn, die ich ihnen mittheile, das Geschenk, so ich ihnen mit meinem ganzen Vermögen mache, damit diejenigen, welche die Beschimpfung erfah-

ren werden, die sie auf dem Punkte waren von mir zu empfangen, zu gleicher Zeit vernehmen, daß eine ehrliche Heirath der Lohn der Gewaltthätigkeit war, die ich angewendet habe, sie zu entehren, und der Tapfermüthigkeit, womit sie sich dagegen vertheidigt.

Nach dieser Rede heirathete der edle Spanier mit Einwilligung des Vaters, und in Gegenwart des Priesters, der gekommen war, seine Beichte anzuhören, dieses heldenmüthige Mädchen, und gab gleich darauf den Geist auf, indem er der Nachwelt zu entscheiden überließ, ob seine Großmuth den Fehler auszulöschen, oder der Muth, womit das junge Frauenzimmer ihre Ehre vertheidigt hatte, mehr Bewunderung verdiente.

## Marquise von Sevigne.

Diese berühmte Dame war im Jahr 1626. geboren, und eine Tochter des Herrn von Rabutin. Im Jahre 1644. heirathete sie den Heinrich, Marquis von Sevigne, der im Jahre 1651. im Duelle gegen den Ritter d'Abbret blieb. Sie hatte von diesem Gemahle einen Sohn, Namens Carl, und eine Tochter, Franciſca Margaretha.

Diese

Diese Tochter ward im Jahr 1669. an den Grafen von Grignan verheirathet. Die Frau de Sevigne schmeichelte sich, da sie ihre Tochter mit einem Hofmanne verheirathete, daß sie ihr Leben bei ihr würde zubringen können; aber der Graf von Grignan erhielt Befehl vom Könige, sich nach Provence zu begeben, wo er in der folgenden Zeit, in Abwesenheit des Herzogs von Vendome, welcher Gouverneur allda war, fast immer das Kommando führte. Dieser Trennung haben wir die Briefe zu danken, in denen die Frau von Sevigne mit so viel Nachdruk und Lebhaftigkeit ihre Zärtlichkeit gegen eine liebenswürdige Tochter, und ihre Betrübniß über die Abwesenheit derselben vorstellt. Ihr Herz, von überströmenden Empfindungen voll, wiederholt stets einerlei Sache, und glaubt nie genug davon gesagt zu haben. Ihre vornehmste Sorge ist immer, ihre Tochter wieder zu sehen, es sei nun zu Paris, wo die Frau von Grignan zu ihr kommen sollte, oder in Provence, wo sie ihr einen Besuch geben wollte. Diese so zärtliche Mutter ward endlich noch das Opfer ihrer Zärtlichkeit. Als sie im Jahre 1696. zum leztenmale zu Grignan ihren Besuch abstattete, ließ sie sichs während einer langen Krankheit ih-

rer Tochter so sehr angelegen sein, daß sie ein Fieber davon bekam, an welchem sie auch den 14ten Januar desselben Jahres starb.

# Katharina Alexiewna, Gemahlinn Peters des Grossen in Rußland.

Katharina Alexiewna, gebürtig nicht weit von Dorpat, einer kleinen Stadt in Liefland, hatte keine andere Erbschaft als die Tugend und die Genügsamkeit ihrer Eltern. Nach ihres Vaters Absterben lebte sie bei ihrer bejahrten Mutter in ihrer mit Strohe bedekten Hütte; und beide, ob sie wol sehr arm waren, lebten doch sehr zufrieden. Hier erhielt sie, entfernt von den Blikken der Welt, mit Handarbeit ihre Mutter, welche nun unfähig war, sich selbst zu ernähren. Indem Katharina spann, saß ihre Mutter dabei und las ein andächtiges Buch. Wenn denn der Tag zu Ende war, sezten sie sich geruhig an einen Kamin, und genossen ihre sparsame Mahlzeit mit unschuldiger Freude.

Obgleich ihr Gesicht und ihre Person überaus wohl gebildet waren, so schien doch ihre ganze Aufmerksamkeit sich auf das Gemüth zu erstrekken.

ken. Ihre Mutter lehrte sie lesen, und ein alter lutherischer Pfarrer unterwies sie in den Grundsäzzen und Pflichten der Religion. Die Natur hatte ihr nicht nur eine fertige, sondern auch eine gründliche Art zu denken, einen nicht nur starken, sondern auch richtigen Verstand verliehen. Diese ächten weiblichen Vollkommenheiten zogen ihr viel Heirathsbewerbungen von den Bauern des Landes zu; ihre Vorschläge aber wurden abgewiesen; denn sie liebte ihre Mutter zu zärtlich, als daß sie auf eine Trennung hätte denken können.

Katharina war fünfzehn Jahr alt, als ihre Mutter starb. Sie verließ nunmehr ihre Hütte, und wohnte bei dem lutherischen Geistlichen, der sie von Kindheit an unterrichtet hatte. Sie hatte in diesem Hause das Amt einer Aufseherinn über Kinder, und vereinigte zugleich in ihrer Gemüthsart eine richtige Klugheit mit einer ungewöhnlichen Lebhaftigkeit.

Der alte Mann, der sie als sein eigenes Kind betrachtete, hatte ihr zugleich mit den Seinigen im Tanzen und in der Musik Unterricht geben lassen. Sie fuhr also bis zu seinem Tode fort, sich auszubilden. Durch diesen Zufall aber ward sie auf einmal in ihre vorige Armuth versezt. Liefland

ward um diese Zeit vom Kriege verwüstet und lag in einer grossen Verheerung. Dergleichen Unfälle drükken stets die Armen am meisten. Katharina empfand daher, bei allen ihren Vorzügen, alle das Elend einer hofnungslosen Dürftigkeit. Da die Nahrung täglich abnahm, und ihr kleiner Vorrath gänzlich erschöpft war, beschloß sie zulezt nach Marienburg, einer Stadt, wo sich grösserer Ueberfluß befand, zu reisen.

Sie pakte ihre wenigen Kleider in ein Gebund, und trat ihre Reise zu Fusse an. Sie mußte durch ein Land ziehen, das schon von Natur nicht wohl versorgt ist, noch mehr aber durch die Schweden und Russen verheeret war, die ieden Ort, dessen sie mächtig werden konnten, nach Gefallen ausplünderten. Der Hunger aber lehrte sie die Gefahr und die Ermüdung des Weges verachten.

Auf dieser Reise trat sie an einem Abende in eine Hütte an einem Nebenwege, um daselbst ihr Nachtlager zu nehmen. Hier ward ihr von zween schwedischen Soldaten übel begegnet, welche darauf drangen, sie sollte, wie sie es ausdrükten, mit ins Lager ziehen. Sie würden unstreitig bis zur Gewaltthätigkeit geschritten sein, wenn nicht ein Unterofficier, der von ungefähr da vorbeigieng,

ihr

ihr zu Hülfe gekommen wäre. Als er zum Vorscheine kam, liessen die Soldaten sogleich ab. Ihre Dankbarkeit aber war so groß, als ihr Erstaunen, als sie ihren Befreier, den Sohn des luthe-rischen Geistlichen, ihres ehemaligen Lehrers und Wohlthäters, erkannte.

Dies war für Katharinen eine glükliche Zusammenkunft. Ihr weniges Geld, das sie von Hause mitgenommen hatte, war nun gänzlich aufgezehrt. Ihre Kleider hatte sie stükweise weggeben, um diejenigen zu befriedigen, die sie in ihre Häuser aufgenommen hatten. Ihr edelmüthiger Landsmann gab ihr daher alles, was er entbehren konnte, um ihr Kleider zu verschaffen; er versah sie mit einem Pferde, und einem Empfehlungsschreiben an Herrn Glük, einen getreuen Freund seines Vaters, der Superintendent zu Marienburg war.

Unsere schöne Fremde durfte sich nur zeigen, so ward sie wohl aufgenommen. Er sezte sie alsobald über seine Familie, als Aufseherinn über seine zwo Töchter; und ob sie gleich nur siebzehn Jahr alt war, so zeigte sie sich doch fähig, ihr Geschlecht nicht nur in Tugend, sondern auch in anständigen Sitten zu unterrichten. Ihre Schön-

heit und ihr guter Verstand waren so groß, daß ihr Herr selbst, kurze Zeit darauf, ihr seine Hand anbot, welche sie aber, zu seiner grossen Verwunderung, für dienlich fand, auszuschlagen. Aus Antriebe der Dankbarkeit entschloß sie sich, bloß ihren Befreier zu heirathen, ob er gleich einen Arm verloren hatte, und auch sonst durch verschiedene in Kriegsdiensten empfangene Wunden übel zugerichtet war.

Um daher allen fernern Anhalten von andern vorzubeugen, bot sie dem Unterofficier, sobald er in die Stadt gelegt ward, ihre Person an; er willigte mit Entzükken darein, und ihre Trauung ward nach gewöhnlicher Art vollzogen. Allein iede ihrer Glüksveränderungen war einmal auf eine besondere Art bezeichnet. An dem Tage ihrer Hochzeit ward Marienburg von den Russen belagert; der unglükliche Soldat hatte nicht Zeit das Vergnügen des Ehestandes zu geniessen; er ward vor der Vollziehung desselben zu einem Sturme abgerufen, von dem er nicht wieder zurük kam.

Mitlerweile ward die Belagerung mit Heftigkeit fortgesezt, welche durch Hartnäkkigkeit an der einen und durch Rachgier an der andern Seite vermehrt

mehrt ward. Dieser Krieg zwischen den zwo nordlichen Mächten ward in der That damals auf barbarische Art geführt, den unbewehrten Bauern und der unschuldigen Jungfrau ward oft eben so, als bewehrten Männern begegnet. Marienburg ward mit Sturm erobert, und die Wuth der Feinde war so groß, daß man nicht nur die Besazzung, sondern auch fast alle Einwohner, Männer, Weiber und Kinder niedermachte. Endlich, da das Morden vorüber war, fand man Katharinen in einem Ofen verstekt.

Bis daher war sie arm gewesen, aber sie war noch immer frei. Nunmehr mußte sie sich nach ihrem harten Schikfale richten, und lernen, was Sklaverei heißt. In diesen Umständen bezeigte sie sich sehr fromm und demüthig; und obschon die Unfälle ihre Lebhaftigkeit niederschlugen, so erhielt sie sich doch bei einer gewissen Lebhaftigkeit. Der Ruf von ihren Verdiensten und ihrer Gelassenheit gelangte sogar bis zu dem rußischen Generale, dem Fürsten Menzikoff. Er verlangte sie zu sehen, ward von ihrer Schönheit eingenommen, kaufte sie von dem Soldaten, ihrem Herrn, und untergab sie seiner eigenen Schwester. Hier begegnete man ihr mit aller Achtung, die ihrem Ver-

dienste gebührte, und ihre Schönheit wuchs täglich mit ihrem Glükke.

Sie war nicht lange in diesen Umständen gewesen, als Peter der Grosse dem Fürsten einen Besuch gab. Von ungefehr trug Katharina einige trokkene Früchte auf, die sie rundherum mit besonderer Sittsamkeit überreichte. Der mächtige Monarch sah sie, und ward von ihrer Schönheit gerührt. Er kam den nächsten Tag zurük, foderte die schöne Sklavinn, that verschiedene Fragen an sie, und fand, daß ihr Verstand noch vollkommener wäre, als ihre Bildung.

Er war in der Jugend gezwungen worden, sich aus Gründen des Eigennuzzes zu vermählen; nunmehr beschloß er, aus Neigung zu heirathen. Er fragte nach den Begebenheiten der schönen Liefländerinn, die nur erst achtzehn Jahre alt war. Er verfolgte ihre Geschichte durch ihren ersten unbekannten Stand, durch alle nachmalige Abwechslungen ihres Glükkes, und fand sie in allen wahrhaftig groß. Ihre niedrige Geburt war seiner Absicht keine Hinderniß; die Vermählung ward insgeheim gefeiert; und der Fürst versicherte seine Höflinge, die Tugend allein sei die sicherste Stufe zum Throne.

Wir

Wir sehen nun Katharinen aus der niedrigen leimernen Hütte als Kaiserinn über das grösste Reich von der Welt. Diese arme einsame Reisende ist nun von Tausenden umringt, die sich ihr Lächeln zum Glük anrechnen. Sie, der es vormals an einer Mahlzeit gebrach, ist nun im Stande, Ueberfluß über ganze Völker auszubreiten. Einen Theil dieses Vorzugs verdankte sie ihrem Glükke, noch mehr aber ihren Tugenden.

Sie behauptete nachgehends stets jene grosse Eigenschaften, die sie zuerst auf den Thron erhoben hatten. Und indem jener ausserordentliche Regent, ihr Gemahl, an der Verbesserung seiner männlichen Unterthanen arbeitete, bewarb sie sich ihrer Seits um die Ausbildung ihres eigenen Geschlechts; Sie änderte ihre Kleidung, führte vermischte Zusammenkünfte ein, errichtete einen weiblichen Ritterorden, und zulezt, nachdem sie alle die grossen Posten einer Kaiserinn, Freundinn, Gemahlinn und Mutter vollkommen wohl bekleidet hatte, starb sie herzhaft, ohne ihr Ende zu beklagen; aber beklaget von allen.

# Eleonora.

Von einer Alcestis, die sich für das Leben ihres Gemahls freiwillig aufgeopfert, erzählet uns die Fabellehre. Ein eben so rührendes und glänzendes Beispiel der ehelichen Liebe und Treue hat uns auch die Geschichte aufbewahrt.

**Eleonora** war eine königliche Prinzeßinn, und Gemahlinn König **Edwards** des ersten von England, den sie in allen Gefahren und auch auf dem Kreuzzuge nach Ptolomais, welchen er noch vor seiner Gelangung zum Throne unternommen hatte, begleitete. **Edward** wurde daselbst in einem Gefechte wider die Saracenen von einem vergifteten Pfeile verwundet. Sein Tod war, nach der Aussage der Aerzte, unvermeidlich, wenn sich nicht iemand fände, der sein Leben daran wagte, und mit dem Munde das Gift aus der Wunde des Prinzen saugte. **Eleonora** war sogleich entschlossen, das Leben ihres **Edwards** mit dem Verlust ihres eigenen zu retten. Vergebens widersezte sich ihr Gemahl diesem Entschlusse; was seine Zärtlichkeit wachend nie hätte zugeben können, das mußte er geschehen lassen, da er schlief. Sie hatte die edle That gethan und **Edward** war gerettet. Die Vorsehung belohnte ihre Treue, ließ

ihr

ihr das Gift nicht schaden, ließ ihr noch lange die Früchte ihrer edlen Zärtlichkeit schmekken. Verdiente es je eine That, würdig von einem Dichter besungen zu werden, so ist es diese, und dies hat auch Thomson in seinem Trauerspiele Edward und Eleonora, von dem wir verschiedene gute Uebersezzungen besizzen, gethan.

## Helena Sybilla Mollerinn.

Dieses vortrefliche Frauenzimmer verdient unsre Achtung nicht sowohl wegen ihrer ausserordentlichen Gelehrsamkeit, als wegen ihrer Bescheidenheit, Gottesfurcht, und Geschiklichkeit in allen weiblichen Geschäften, die sie damit verband. Sie war eine Tochter des berühmten Professor Wagenseils zu Altorf, wo sie 1699. geboren ward, und Gemahlinn des gelehrten Mollers. Ohngeachtet sie in verschiedenen Wissenschaften eine nicht gemeine Kenntniß besaß; Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Italienisch und Französisch verstand; sehr zierliche lateinische Verse machte, und von den vornehmsten Gelehrten ihrer Zeit bewundert und gepriesen wurde; war sie doch so bescheiden, daß sie mit ihrer Gelehrsamkeit nicht

nur

nur nicht prahlte, sondern dieselbe auch sorgfältig zu verbergen suchte. In ihrer Religion war sie eifrig uud ehrerbietig, und nie verabsäumte sie die einem Frauenzimmer so nöthige und anständige häusliche Verrichtungen. Sie starb nach einem 23jährigen Wittwenstande, im Jahre 1735.

## Thesea.

Thesea, die Schwester des Dyonisius, war an den Polyxenus verheirathet. Als nun ihr Gemahl, aus Furcht vor den Nachstellungen des Tyrannen, entflohen war, so beschuldigte Dyonisius seine Schwester, daß sie um die Flucht ihres Gemahls gewußt hätte. Wie, sagte sie zu ihm, du hältst mich für ein so heilloses und niederträchtiges Frauenzimmer, daß, wenn mir seine Flucht bekannt wäre, ich nicht zugleich mit ihm geflohen wäre, und an seinem Schiksale Antheil genommen hätte?

## Die Mutter des Kleomenes.

Kleomenes, König von Sparta, hatte den egyptischen König Ptolomeus in sehr dringenden Umstän-

Umständen zu Hülfe gerufen. Er versprach ihm beizustehen, wenn er seine Mutter und seine Kinder ihm als Geissel überlassen wollte. Kleomenes unterstund sich nicht, seiner Mutter deswegen Vorstellung zu thun. Sie bemerkte aber die Unruhe, in welcher sich ihr Sohn deswegen befand, und schöpfte Argwohn. Sie ließ auch nicht eher ab, als bis ihr Kleomenes sein Anliegen entdekt hatte. Endlich wagte es der König, seiner Mutter die Foderung des Ptolomeus zu entdekken. Nachdem sie ihn angehört hatte, so lachte sie, und sagte zu ihm: Wozu dienet diese Verzögerung? Warum sezzest du dich nicht sogleich auf ein Schif und übersendest mich dem Könige, wenn ich mit meinem Körper dem Vaterlande einigen Nuzzen verschaffen kann? Nunmehr wurden alle Anstalten zur Reise gemacht. Als aber die Dame im Begriffe war, zu Schiffe zu gehen, so nahm sie vorher ihren Sohn auf die Seite, und führte ihn in den Tempel des Neptuns. Sie umarmte ihren Sohn mit vielen Thränen und empfahl ihm die Ehre und Freiheit seines Vaterlandes auf das nachdrüklichste. Als nun der König äuserst gerührt ward, und selbst Thränen vergiessen mußte, so beschloß sie ihre Vorstellung mit diesen Worten:

ten: Wohlan, o König von Lacedämon, wir wollen unsere Thränen abtroknen, damit niemand, wenn wir aus dem Tempel gehen, unanständige Thränen an uns bemerke. Nach diesen Worten nahm sie eine sehr herzhafte Miene an, und gieng mit ausserordentlicher Freude zu Schiffe.

## Sophia.

Es war diese Sophia des Marggrafs Prokopius in Mähren Tochter, und Bogislaus des achten Herzogs von Pommern Gemahlinn; ein Frauenzimmer von ausserordentlicher Klugheit und Tugend. Ohngeachtet ihres hohen Standes schämte sie sich nicht ein Muster der Arbeitsamkeit und verständigen Haushaltung abzugeben. Noch in ihrem höchsten Alter soll sie mit ihren eigenen Händen täglich gearbeitet und unter ihren Arbeiten öfters diese Reime wiederholet haben:

Nicht beten, gern spazieren gehn,
Vorm Fenster und dem Spiegel stehn,
Viel geredt und wenig gethan,
Mein Kind! da ist nichts gutes an.

# Windsbekinn.

Des zu Friederich des Rothbarts Zeiten berühmten Ritters und Ministers Windsbek gelehrte Gemahlinn, eine vortrefliche Dichterinn und Moralistinn. Die schönen Vermahnungen, die sie an ihre Tochter in deutschen Versen geschrieben, haben sich bis auf unsere Zeit erhalten, und einige derselben werden unsere Leserinnen in dieser Sammlung finden. Sie wurde wegen ihrer Klugheit und Tugend am Hofe des Kaisers zur kaiserlichen Hofmeisterinn erklärt, und hatte die Ehre, daß sie bei den angestellten Spielen, worinnen um den Preis in der Dichtkunst gestritten wurde, denen Siegern die Kränze austheilte.

# Martia.

Eine würdige Tochter des berühmten Kato. Als sie nach dem Tode ihres Mannes gefrogt wurde: Wenn sie sich denn wieder verheirathen würde? gab sie zur Antwort: **Wenn ich einen Mann antreffen werde, der mehr auf mich selbst, als auf meinen Reichthum und andere Glüksgüter sehen wird.**

Olym-

# Olympias.

Olympias war eine Tochter des Grafen Seleukus, und Enkelinn des Ablavus, Großmeisters des Reichs unter der Regierung des Konstantins. Sie vermählte sich in ihrer Jugend mit einem vornehmen jungen Herrn Nebrides, und es war bei Gelegenheit dieser Vermählung, daß ihr der heilige Gregor von Nazianz das Gedicht zuschikte, wovon unsere Leserinnen eine Uebersezzung in dieser Sammlung finden werden. Sie genoß das Glük, von einem zärtlichen Gatten geliebt zu sein, nicht länger, als zwanzig Monathe, und nach seinem Tode beschloß sie, Gott und dem Andenken ihres geliebten Gemahls ihr Leben allein zu widmen. Ein gewisser Elpides, Vetter des Kaisers Theodos, suchte, von ihrem grossen Vermögen angelokt, diesen Entschluß bald wankend zu machen, und gab sich alle ersinnliche Mühe, sich bei ihr beliebt zu machen; allein vergebens. Als er sahe, daß es ihm auf keine Weise glükken wollte, wandte er sich an den Kaiser selbst, und wußte ihn dahin zu vermögen, daß er selbst ihr den Antrag dieser Vermählung that. Olympias lehnte ihn mit vieler Bescheidenheit und Edelmuth von sich ab, und der Kaiser hatte zu viele Achtung für sie,

als

als daß er sie mit Gewalt hätte zwingen wollen. Demohngeachtet gab der listige Elpides seine Hofnung noch nicht auf. Er wußte ihre Anverwandten zu überreden, daß sie sich bei dem Kaiser beklagten: Olympias verschwendete ihr Vermögen auf Anrathen einiger eigennüzzigen Geistlichen, deren Führung sie sich ganz überließ, mit unbesonnenen Geschenken und Almosen, da sie doch noch nicht einmal das von den Gesezzen bestimmte Alter, ihr Vermögen selbst verwalten zu können, erreicht hatte. Auf diese Klage trug der Kaiser dem Gouverneur von Konstantinopel die Verwaltung ihres Vermögens auf, bis sie das dreißigste Jahr erreicht haben würde. Elpides ließ diesen Befehl mit äuserster Strenge zur Ausübung bringen. Man entzog diesem tugendhaften Frauenzimmer die Besorgung ihrer Einkünfte, und ließ ihr nicht einmal die Freiheit, in die Kirche zu gehen, damit sie, von Mangel und Knechtschaft gedrungen, sich desto eher zu der Vermählung entschlieſſen möchte, die sie so standhaft ausschlug. Aber ein solches unbilliges und gewaltsames Verfahren war gerade dasjenige, was sie am wenigsten in ihrem Entschlusse konnte wankend machen. Sie duldete alles nicht nur geduldig, sondern auch freudig,

dankte Gott dafür, und schrieb an den Kaiser in folgenden Ausdrükken: Ew. Majestät haben sich gegen Ihre unterthänigste Magd nicht nur als Kaiser, sondern auch als Bischof betragen, indem Sie mich von der Sorge für zeitliche Güter, und von der Furcht, keinen guten Gebrauch davon zu machen, befreit haben. Einer grossen Last bin ich nunmehr durch Sie entledigt. Ihre Gnade würde vollkommen sein, wenn Sie geruheten zu befehlen, daß mein ganzes Vermögen den Armen und der Kirche ausgetheilt würde. Schon lange fürchtete ich, ich möchte vielleicht durch die Eitelkeit die Frucht meiner Almosen verlieren, und die Unruhe der zeitlichen Güter möchte mich die ewigen vernachläßigen machen. — In diesem Zustande blieb sie, bis der Krieg gegen den Maximus glüklich geendigt war. Der Kaiser erkannte es nun, daß er überrascht worden war, bereuete die Uebel, die sie so standhaft erduldet hatte, sezte sie wieder in den Besiz ihrer Güter, und ließ sie in völliger Freiheit.

## Margaretha Klopstok.

Dieses vortrefliche Frauenzimmer war die wür-

dige Gattinn — ich kann nichts grössers zu ihrem Ruhme sagen — des Dichters, der durch seinen Wandel und erhabene Gesinnungen unserer Nation eben so viel Ehre macht, als durch seine unsterblichen Gedichte. Von der zärtlichsten Liebe gegen ihren Gatten und von ihren Talenten zeugen die Briefe an ihn, und ihre hinterlassenen Schriften, von denen Klopstok nach ihrem Tode eine kleine Sammlung besorgt und herausgegeben hat. Die rührende Erzählung ihres schmerzlichen Todes, den sie mit einem wahren christlichen Heldenmuthe erlitten, ist allein hinlänglich, uns den Charakter dieser erhabnen Seele kennen zu lernen. Niemand wird sie ohne die heissesten Thränen des Mitleids und Bewunderung gegen diese Heldinn zu lesen vermögen. Das herrlichste und unvergänglichste Denkmal, das ihr errichtet werden konnte, hat Klopstok ihr selbst in seinem Meßias errichtet, wo er im 15ten Gesang folgendermassen die traurige Geschichte ihres Todes erzählt:

Gedor von sanftem Herzen, und gleich empfind-
lich der Freude
Und der Traurigkeit, aber auch festen Entschlusses
dem Geber,

Ruhe gäb er ihm, oder Schmerz, sich zu unter-
werfen;
Gedor lebte verborgen, und glüklich mit der Ge-
fährtinn
Dieses Lebens nicht nur, auch jenes ewigen Le-
bens.
Wie sie sich liebten, wußten nur sie und wenige
Freunde.
Weggewandt von dem Leben am Staube, bespra-
chen sie oft sich
Von der künftigen Welt und von der näheren
Trennung,
Oder noch fernen, auf ihrer Reise zur Heimath im
Himmel.
Liebend wünschten sie sich; doch wagten sie das
nicht zu hoffen,
Was so wenigen ward, mit einander hinüber zu
wallen.
Herr! ihn hattst du ersehn, zu des dunklen Thales
Eingang
Sie zu geleiten. Sie lag zu sterben. Das glaubt
er zu sehen;
Aber er wußte, daß du aus grossen Gefahren er-
retten,

Tödten könntest in kleinen. Jezt kam, der eilende
Tod kam
Näher, und wurde gewiß. Sie richtet von Ge-
dor gen Himmel
Ernst ihr Auge, dann wieder auf ihn vom Him-
mel herunter,
Wieder gen Himmel von ihm. So erhub sie zwei-
mal ihr Auge.
Niemals sah er Blikke, wie diese, nie wurden ihm
Blikke,
Wie die ihrigen waren, beschrieben, voll feierlichen
Ernstes,
Und der innigsten Wehmuth, und mächtiger Ue-
berzeugung
Jenes ewigen Lebens. Ich sterbe! verlasse dich!
gehe
Zu der namlosen Ruh! wars, was, sie redeten!
wars nicht!
Stärkers wars, unaussprechlich! hier mußt' er der
Menschheit erliegen,
Oder ihn mußte mit mächtigem Arme der Helfer
erheben.
Und der Erbarmende thats. Der schwache Sterb-
liche fühlte

Sich der Erde gewaltig entrissen, und nahe dem
Eingang
Zu der Herrlichkeit, welche sich seiner Eidli schon
aufthat
Und er trat zu ihr hin mit mehr als Ruhe, mit
Freude;
Legt' auf ihre Stirne die Hand, und begann sie
zu segnen:
Wandl' hinüber im Namen des Herrn, der
Abrahams Gott war,
Isaks und Jakobs, im Namen des angebeteten
Helfers!
Ja, sein Wille geschehe, es geschehe sein gnädiger
Wille!
Und sie sprach mit der Stimme der Zuversicht
und der Freude:
Ja, Er mach es, wie er es beschloß! gut wird er
es machen!
Gedor hielt ihr die Hand: Wie ein Engel hast
du geduldet!
Gott ist mit dir gewesen! Mit dir wird Gott sein!
Gewesen
Ist mit dir der Allbarmherzige! Dank sei und
Preis sei
Seinem

Seinem herrlichen Namen! Er wird dir helfen!
Ach wär ich
Elend genug, ihm nicht zu dienen; so dient ich ihm
heute.
Sei mein Engel, läßt Gott es dir zu! — Du
wareſt der meine!
Sagte Tidli — Sei nun, du Himmelserbinn, mein
Engel,
Läßt der Herr dir es zu. Und liebend erwiederte
Tidli:

Gedor, wer wollt es nicht ſein? VollMitleid, mit
freudigem Tiefſinn,
Schwebte Rahel um ſie, die Gelicbte des Pilgers
aus Kanan,
Und die Mutter des Sohnes der Schmerzen. Noch
war ſie dir, Tidli,
Unſichtbar. Doch als nun dein Haupt zu dem To-
de dahin ſank,
Sahe dein lächelndbrechender Blik die Unſterbli-
che ſtehen;
Und du machteſt dich auf, zu deiner Geſpielinn zu
kommen.

Doch mir ſinket die Hand, die Geſchichte der Weh-
muth zu enden! —

Späte Thräne, die heute noch floß, zerrinn mit den andern
Tausenden, welch ich weinte. Du aber, Gesang von dem Mittler,
Bleib, und ströme die Klüfte vorbei, wo sich viele verlieren,
Sieger der Zeiten, Gesang, unsterblich durch deinen Inhalt,
Eile vorbei, und zeuch in deinem fliegenden Strome
Diesen Kranz, den ich dort am Grabmal von der Cypresse
Thränend wand, in die hellen Gefilde der künftigen Zeit fort!

## Anna Dorothea Lange, geb. Gnügen.

Lange, dessen Herz sich, ganz zu den feinsten Empfindungen der Freundschaft und Liebe geschaffen, in seinen Gedichten, besonders in seinen freundschaftlichen Liedern schildert, verdient es, so geliebt zu werden, und so glüklich in der Ehe zu sein, als er es war. Anna Dorothea Gnügen war die erste Gattinn dieses zärtlichen Dichters. Er selbst entwirft uns ihr Bild in folgenden Worten:

Wie

Wie erhaben dachte ihr Geist! Ihre poetischen Arbeiten waren wie sie ungekünstelter Natur. Ihr Lebenslauf war Tugend, ihr Umgang leutselige Dienstfertigkeit. Das schlechteste an ihr, ihr Leib, war Zierde, ihr Kopf voll Verstand, ihr Herz voll Güte, ihr Mund verschwiegen, ihr Geist Licht und Feuer, ihr Geschmak fein. Zum Stolz war sie zu hoch gesinnt. Des Nächsten Fehler übersah und entschuldigte sie; ihre eigene niemals. Ihre Ehe war sanfte, keusche und zärtliche Liebe. Das Wohl, die Ruhe, das Vergnügen ihres beglükten Ehegatten war ihr tägliches Bestreben, und ihre nächtliche Sorge. Ihre Religion war ein stilles, doch wahres Christenthum. Ein schnelles Ende hatte sie sich stets sehnlich erfleht: Gott würdigte sie der Erhörung. Ich darf kühnlich sagen, daß wenige Ehegattinnen ihr gleichen. Ich habe ihren Werth erkannt. Ich habe sie fast täglich als ein Geschenke des Himmels angesehen, und sie bis in den Tod nicht weniger geliebt, als in den Brauttagen. Sei glüklich, mein Leser, sei so geliebt, und so würdig es zu sein, Leserinn; solltest du auch dein Glük mit einem Schmerz, der dem meinigen gleichet, bezahlen müssen. — Sie starb im 48 Jahre ihres Alters nach einer 27 jährigen höchstglüklichen

Ehe, im Jahre 1764. Ihre Gedichte, die vorher, theils unter den Gedichten ihres Ehegatten, theils in einigen periodischen Schriften zerstreut waren, sind nunmehr in dem Denkmale ehelicher und väterlicher Liebe ꝛc. das zu Halle 1765. herausgekommen ist, gesammlet.

## Amalia Magdalena Wilhelmina Silberinn geb. Gnügen.

Eine Schwester der Dichterinn, von der wir so eben geredet haben, und selbst eine Dichterinn, die sowohl wegen ihres poetischen als moralischen Charakters, wie uns dünkt, wol verdiente bekannter zu sein, als sie es zu sein scheinet. Selten, sagt ihr Biographe, hat die Schönheit des Geistes sich in solcher Maasse mit der Schönheit des Körpers verbunden, als hier. Unschuld, Sittsamkeit, Reinigkeit des Herzens, Sanftmuth, Wiz und Feuer waren in ihren Augen zu lesen, und dies alles wurde belebt und erhoben durch eine nicht affektirte, sondern ungeheuchelte Verehrung Gottes. Sie war gegründeter in ihrer Religion, als Personen ihres Geschlechts ordentlicher Weise zu sein pflegen. Ihre Gottesfurcht war aufrichtig und

eifrig,

eifrig, ohne daß sie in Schwärmerei ausartete, oder mit abschrekkender Ernsthaftigkeit begleitet war. Sie diente ihrem Gotte in der Stille; aber sie zeigte es durch Werke frei und öffentlich. Bei dem öffentlichen Gottesdienste war sie ein Muster der sittsamsten Andacht, und schrieb die meisten Predigten nach, um sie entweder zu ihrer besondern häuslichen Andacht zu wiederholen, oder auch zu poetischen Aufsäzzen, die der Gottesfurcht und der Andacht gewidmet waren, anzuwenden. Ueber ihre Leute hatte sie eine Aufsicht, wie sie einer Matrone ansteht, und war immer bemüht, sie von Lastern abzuhalten, und bei mehr als einer Gelegenheit hat eine liebreich ernstliche Vermahnung dergleichen Bedienten von bösen Wegen abgezogen. Aus diesem Gott ergebenen Sinne kam ihre Geduld in mancherlei Leiden und Widerwärtigkeiten; die bei ihr besonders auch deswegen merkwürdig war, weil sie ein so empfindungsvolles Herz besaß, und die Ihrigen mit so ausserordentlicher Zärtlichkeit liebte. Sie sahe alles Gute und alle Verdienste eines ieden andern ein, nur die ihrigen kannte sie nicht. Ihre ganze Seele war von der wahresten Bescheidenheit durchdrungen. Weil sie aber ganz der Tugend ergeben war, so war es ihr nichts

neues,

neues, tugendhaft zu sein, wie es den in sich selbst verliebten Personen gehet, die sich über das geringste Gute, das sie bei sich oft nur gar zu leichte antreffen, gleichsam zu verwundern scheinen, und sich daher vieles damit wissen. Eben so war es mit den andern Kräften ihrer Seele beschaffen. Sie war deren zu gewohnt, als daß sie sich was darauf hätte einbilden sollen. Sie stand in der lebhaftesten Kenntniß ihrer selbst, zumal, was ihre Schwachheiten anbetraf. Dieser Geist, der so lebhaft; dieses Herz, das so empfindungsreich; dieser Verstand, der so angebauet war, machte sie zu einer Dichterinn, die Aufmerksamkeit verdient. Da sie durch ihr Herz zur Poesie getrieben ward, so war ihr dieselbe leicht und kostete ihr nicht viel Zeit. Ihre Wirthschaft, die nicht klein war, vermißte daher keine einzige von denjenigen Stunden, die sie auf die Uebung ihres Verstandes und Wizzes wendete. Alle ihre Gedichte tragen das Gepräge dieses Herzens und der Tugend, die dasselbe bewohnte. Betrachtet man die Zeit, in welcher sie eine Dichterinn ward, welches um das Jahr 1736. geschahe, so ist sie gewiß eine von den ersten guten deutschen Dichterinnen, und manche unter ihren Gedichten, besonders unter den geistlichen, dürften

sich

sich wol nicht schämen, auch in unsern kritischen Zeiten geschrieben zu sein. Sie hielt ihre Kunst heimlich, und ihre Freunde selbst konnten ihre Aufsäzze nicht anders, als mit List von ihr erhalten. Ihre Gedichte sind in dem ihr errichteten Ehrengedächtniß gesammlet. Sie starb im Jahre 1770.

# Pulcheria.

Nicht eben weil sie dem Himmel eine ewige Jungfrauschaft gelobte, und von der römischen Kirche deswegen kanonisirt ward, sondern wegen der übrigen vortreflichen Eigenschaften, die diese tugendhafte Prinzeßinn auszeichnen, machen wir sie unsern Leserinnen bekannt. Sie war eine Tochter des konstantinopolitanischen Kaisers Arkadius, und Schwester des jüngern Theodosius, den sie durch ihren eigenen Unterricht bildete, und zu einer nicht gemeinen Gelehrsamkeit brachte. In der Minderjährigkeit ihres Bruders verwaltete sie das Reich mit ausserordentlicher Klugheit, und sie war es auch, (wie sich unsere Leserinnen noch aus dem ersten Theile dieser Sammlung erinnern werden) die ihren Bruder dahin vermochte, daß er sich mit der gelehrten Athenais vermählte. Da Theodosius

keine

keine Erben hinterließ, so kam es doch dahin, daß sich Pulcheria mit dem Marcianus vermählte, doch unter dem Bedinge, daß ihre Gott gelobte Keuschheit unverlezt bliebe. Sie war dazumal schon über funfzig Jahr alt, und besaß noch eine geraume Zeit den kaiserlichen Thron mit dem allgemeinsten Beifall ihrer durch sie glüklichen Unterthanen.

## Charl. Amalia Wilhelmina, Herzoginn zu Sonderburg.

Wer Empfindung für Religion und gute Gesinnungen hat, wird gewiß die beiden Briefe dieser frommen Fürstinn, die wir in der Sammlung von Briefen unsern Leserinnen mitgetheilt haben, nicht ohne innigste Rührung lesen. Von dem ganzen christlichen Charakter, der schon aus denselben hinlänglich hervorleuchtet, machen die Verfasser der vortreflichen Wochenschrift: **Der Andächtige**, folgende Beschreibung.

Von Jugend auf hatte sie Gott gefürchtet, sein Wort lieb gehabt, und daraus grosse Kenntnisse erlangt. Allem finstern, gesuchten und tändelnden Wesen der Frömmigkeit war sie feind; aber mit allem Eifer trachtete sie das rechtschaffene und thätige

tige Christenthum in ihrem Thun und Lassen gegen iedermann zu beweisen. Schon in ihrer Jugend war es ihr Geschäfte, sich zu prüfen und ihr Herz kennen zu lernen; sie schrieb ihre Fehler auf, und übergab dies ihrem Lehrer. Sie war — auch im schmerzlichsten Leiden — sehr stark im Vertrauen zu Gott, und eine grosse Beterinn. Mitten unter dem Geräusche des Hofes unterhielt sie sich oft mit Gedanken des Todes und der Ewigkeit. Sie war die redlichste Gattinn, die ihren Gemahl mit sich zur Andacht und zum Vertrauen auf Gott erwekte; die aufrichtigste und dienstfertigste Freundinn ihrer Familie. Wohlthätig gegen iedermann, von dem sie es erfuhr, daß er ihrer Hülfe bedürfe; besonders im Stillen wohlthätig. Eine strenge Liebhaberinn der Wahrheit, und eine freimüthige Vertheidigerinn dessen, der unschuldig litt. An Verleumden und Ohrenblasen — dieser gewöhnlichen Sünde der Höfe — hatte sie ein empfindliches Mißfallen. Allen, die ihr Güte, Treue und Dienste erwiesen, war sie Zeitlebens erkenntlich, besonders war sie dankbar gegen alle, die zur Bildung und Besserung ihres Herzens etwas beigetragen. Ihren Bedienten und Unterthanen bewies sie immer Leutseligkeit und Diensteifer.

Im

Im 34ten Stükke dieser Wochenschrift wird sie noch besonders als ein Beispiel einer andächtigen Mutter angeführt. Sie war, heißt es, von ihren Kindern fast beständig umgeben, und mit ihrer ersten Erziehung ganz allein beschäftigt. Die Zeit, die so viele andere in ihren Jahren und in ihrem Stande mit Thorheit vertändeln, gebrauchte sie, den Verstand und das Herz derselben, von ihrer frühen Kindheit an, zu bilden. Ehrfurcht für Gott, Liebe zum Guten, Tugend und Religion tief in ihre zarten Seelen zu prägen, war ihr eifrigstes Bestreben. Täglich fiel sie mit ihnen vor dem Angesichte Gottes nieder, und betete mit ihnen. Hier empfand sie in dem Umgange mit Gott himmlisches Entzükken; hier trug sie ihm das ganze Anliegen ihres Herzens vor; hier betete sie Heil und Segen auf die Unmündigen herab, die um sie her lagen. Weit weniger war sie für das irdische Glük derselben, als für ihre unsterbliche Seele besorgt. Ihr tägliches Gebet war: daß der Herr sie in den Jahren ihrer Unschuld dahin nehmen möchte, wenn er vorher sähe, daß sie nicht zu seiner Ehre und zum Nuzzen ihres Nächsten leben würden.

V.

# V.

# Gedichte.

# Inhalt.


1. An die eingebildete * *
2. Frauenlob.
3. Auf Dorilis Bildniß.
4. Auf Mirenen.
5. Auf den Tod eines jungen Mädchens.
6. In des Herrn v. Ziegler asiatische Banise.
7. St. Gregor v. Nazianz an die Olympias.
8. An Aeglen.
9. An Doris.
10 Lesbia.
11. An Isis.
12. Die Blumen.
13. Mein Mädchen und der May.
14. Doris an ihren Gatten.
15. Doris.
16. Das Lied der Grazien an Belinden.
17. Erinnerungen an eine Freundinn.
18. Ein vernünftig Weib.
19. Der einzige Fehler.
20. Kaiser Heinrich IV. und Bertha. Eine Romanze.
21. Die keusche Gualdrada und Kaiser Otto IV. Eine Romanze.
22. An Daphne.
23. Klage des Hirten von Ida.
24. Der Frühling.
25. Mykon. Daphne.
26. Die Mädchensschule.
27. Belindens Geschmak.
28. Amymone.
29. Daphne.
30. An die Rose.
31. Das Mitleid.
32. An den Sylphen Ariel.
33. Aphrosine.
34. Argyre.
35. Apollo und Daphne.
36. Gebet.

# An die eingebildete **

Kaum bist du vierzehn Jahr, so rechnest du dir schon
Den Sekretär, den Junker, den Baron
Als deine Freier vor:
Wer wird dich nun als Braut von ihnen küssen?
Das weißt du nicht, wir aber könnens wissen:
Ganz ohne Streit, ein Thor.

# Frauenlob.

Traun, der Mann ist neidenswerth,
Welchem Gott ein Weib bescheert,
Schön und klug und tugendreich,
Sonder falsch, den Tauben gleich.

Seiner Wonne Maaß ist groß,
Seine Ruhe wechsellos;
Denn kein Kummer nagt den Mann,
Den solch Weiblein trösten kann.

Gleich des Mondes Silberblik,
Lächelt sie den Gram zurük,
Küßt des Mannes Thränen auf,
Dekt mit Blumen seinen Lauf.

Wenn ihn jäher Muth empört,
Er nicht mehr des Freundes hört,
Wenn vor Zorn die Brust ihm glüht,
Und sein Auge Feuer sprüht;

O dann schleicht sie weinend nach,
Sänftigt ihn mit einem Ach!
Also kühlt der Abendthau
Die versengte Blumenau.

Keine Mühe wird ihm schwer,
Keine Stunde freudenleer,
Denn nach ieder Arbeit Last
Harret sein die süsse Rast.

Engel födern ihre Ruh,
Drükken beider Augen zu,
Ihrer keuschen Ehe Band
Knüpfte Gottes Vaterhand.

Gott giebt ihren Söhnen Muth,
Für die Tugend reges Blut,
Stärket ihren jungen Arm,
Macht ihr Herz für Freiheit warm.

Mit verschämten Reizen blühn
Ihres Bettes Töchter, glühn
Mit der Mutter Unschuld, rein,
Wie ein Quell im Sonnenschein.

Drob erfreut der Vater sich,
Drob die Mutter inniglich,
Ihr erfreutes Dankgebet
Preißt den Geber früh und spät.

Gold hat keinen noch beglükt,
Falscher Ehre Lorbeer drükt,
Wer nach Würden hascht, greift Sand,
Wissenschaft ist oft ein Tand.

Aber Weiber giebt uns Gott!
Ohne sie ist Leben Tod!
Weiber leichten iedes Joch,
Lieben uns im Himmel noch.

---

## Auf Dorilis Bildniß.

Der Mahler, weil sie es gewollt,
Gab ihr ein Kleid von lauter Gold,
Denn Dame Dorilis liebt auch den Puz im Bilde.
O hätt' es doch der neue Gastwirth Haus,
Er nähm' es vor sein Haus zum Schilde,
Und nennt es dann: Zur goldnen Gans.

## Auf Mirenen.

Mirene klagt oft mit Gewimmer,
Die Zähne thun ihr weh, doch immer
Pflegt das alsdann nur zu geschehn,
Wenn sie mit einem Fremden redet,
Der ihre schönen Zähne nie gesehn;
Und bis ers merkt, so lang wirds schlimmer.

## Auf den Tod eines jungen Mädchens.

Ach! dort führet man sie zu der verschloßnen Gruft
Ihrer stillen Behausung hin.
Die noch kürzlich im Kreis ihrer Gespielinnen,
Gleich der lächelnden Rose, geblüht!

Doch wie diese verwelkt, wenn sich vergifteter
Tau in purpurnen Busen senkt:
So verlöscht auch ihr Reiz, als der grimmlächelnde
Tod ihr Auge mit Nacht umzog.

O du, der du iezt hin zu der Entseelten tritst,
Und dem traurigen Pompe folgst,
Lehrreich sei dir der Tod, der Friederiken jüngst
Aus den Armen der Mutter riß.

Labys

Labyrinthisch schwamm sie jüngst noch in Tänzen
hin,
Hüpfte, von Jugend beflügelt, durch
Die geschlungenen Reihn, und des Jünglinges
Blik
Flog dem fröhlichen Mädchen nach.
Aber in welcher Gestalt sieht sie der Frühling iezt!
Blaß und seelenlos liegt sie da;
Jedes hohen Gefühls, ieder Empfindung leer,
Und zu sanften Accenten verstummt.
Horch! Mit dumpfen Getös rollet im Schaur
der Nacht
Dort der eiserne Wagen hin,
Und das öde Gewölb nimmt den jungfräulichen
Gast ins heilige Dunkel auf.
In ihr schlafendes Ohr wird kein Getös der Welt
Rauschen, über ihr stilles Grab
Wird der heulende Sturm und der geschlängte Bliz
Flattern; aber ihr Staub wird ruhn!
Bis ihr jauchzender Geist mächtig die Siegel bricht,
Und zum himmlischen Ursprung sich schwingt.
Bis auf Trümmern der Welt und der Verwü-
stung hin,
Er auf Wolken des Himmels schwebt.

# In des Herrn von Ziegler asiatische Banise.

Mit kühnen, treuen, frommen Rittern,
Verdarb sich der Geschmak von unsern guten
Müttern,
Mit feinern Wiz, empfindungsvollen Scherzen,
Verderbt man unsrer Töchter Herzen.

Käſtner.

# St. Gregorius von Nazianz der Olympias an ihrem Hochzeittage.

Nicht durch den Prunk von Gold und Seide,
Nicht durch ein schimmerndes Geschmeide,
Nicht durch den feinsten Puz, der ie der Kunst ge-
glükt,
Glaubt sich ein edles Weib geschmükt.

Die eitle Thörinn nur, die allen
Gefallen will, und zu gefallen
Durch innerlichen Werth, durch Tugend nie ver-
stand,
Wähnt, sie gefiel durch solchen Tand.

Du liebe Zucht und Tugend! Wähle
Nur dies! dies ist der Schmuk der Seele! —
Schmükt dieser dich, so ist nichts in der Schö-
pfung Reich,
O Tochter, deiner Schönheit gleich.

Dies sei dein Stolz! Nicht, daß von grossen
Berühmten Ahnen du entsprossen!
Nicht deines Gatten Rang und schimmerndes Ge-
schik,
Sein Herz nur sei dein grösztes Glük.

All' Eitelkeit mußt du verachten!
Auch nicht durch Weisheit mußt du trachten
Zu schimmern: deine Weisheit, Tochter, sei allein,
Gefällig deinem Mann zu sein.

Wenn Unmuth seine Stirn verdunkelt,
Und Zorn aus seinem Auge funkelt,
So dämpfe du den Sturm, der ihn empört, durch
Huld,
Durch Sanftmuth, Klugheit und Ge-
duld.

Nicht Widerstand bezwingt den Leuen,
Nicht Macht, wenn seine Klauen dräuen,
Sich seine Mähne sträubt, und seine Blikke glühn:
Nur Güt' und Klugheit sänftigt ihn.

Wenn ausserm Hause seine Pflichten
Dein Gatte strebet auszurichten:
So sei auch du bemüht, in stiller Häuslichkeit
Zu thun, was deine Pflicht gebeut.

In deines Hauses Gränzen wohnet
Die Freude, welche Tugend lohnet.
Da suche sie allein: nicht im Geräusch der Welt,
Wo Reue sie so oft vergällt.

Durch Eigensinn und Troz entehre
Dein Herz, o Tochter, nie! — Zerstöre
Die Nezze, die um dich Geschik und Laster ziehn,
Durch Edelmuth und gleichen Sinn.

Ein Meer voll Klippen und Sirenen
Ist diese Welt: leih ihren Tönen
Dein Ohr, o Tochter, nie: nur in der Einsamkeit
Blüht Ruhm für dich und Sicherheit.

## An Aeglen.

Du giebst dir, Aegle, Müh, die Sommersprossen
zu vertreiben?
Du bist vergeblich klug!
Zwar wirst du minder häßlich bleiben,
Allein noch häßlich gnug.

Ewald.

An

# An Doris.

Was helfen, Doris, dir die heiterblühnden Wangen,
Der Lippen stiller Reiz, die schöngewölbte Brust,
Das Haar, wo Zephir sich in blonden Lokken fangen?
Du scheuchst die Grazien und Amorn und die Lust.

Umsonst hat die Natur dir Schönheit beigeleget,
Wenn sie dir nicht Gefühl im Lenz der Jahre giebt;
Wenn nicht die Zärtlichkeit den jungen Busen reget,
Blühst du den Blumen gleich, die nur das Auge liebt.

Ewald.

# Lesbia.

Man sagt: Emil soll sich mit Lesbien vermählen;
Die junge Braut sei reich, und schön ihr Angesicht,
Sie sei von gutem Haus, und Wiz soll ihr nicht fehlen,
Von Tugend hört man nicht.

Ewald.

# An Isis.

Fern, Isis, von der Stadt, fern von des Hofs Getümmel,
Ist Unschuld hier dein Reiz und Liebe nur dein Himmel,
Du bist zu groß zum Stolz, zu Larven, zu Figur,
Die Schaam ist deine Schminke und Flora ziert dich nur.
Hier ist dein Wink Gesez, die Freude folgt dir immer,
Dir, Isis, blüht die Flur, du bist ihr Ruhm, ihr Schimmer.
Vertrauen ohne Furcht, Vergnügen ohne Reu,
Schaft dir ein Eden hier, und spricht von Zwang dich frei;
Zur Freiheit und zum Glük sind, Isis, wir geschaffen,
Und Liebe gilt uns mehr, als Ansehn, Gold und Waffen,
Hier wohne, dir sei Ruh, mit mir im kühlen Thal,
Für lästernden Besuch und Hof und Karneval.

Ewald.

Die

# Die Blumen.

## An Themiren.

Sich gelehrt bei Büchern schwizzen
Mag ein Damis: ihn erhizzen
Eitelkeit und Ruhmsucht nur.
Suchst du Weisheit, o Themire?
Besser lehrt sie, als Papiere,
Jedes Blümchen auf der Flur.

Deine Rose, sieh! entdränget
Stolz der Knospe sich: da senget
Sie der Sonne Mittagsglut.
So, Bewundrung zu erwerben,
Nahn sich Eitle dem Verderben;
Mädchen seid auf eurer Hut!

Wie die Tulipane prahlet
Schön gekleidet, bunt bemahlet,
Nur zur Schau allein gemacht!
Sind die leeren, schimmerreichen
Thoren ihr nicht zu vergleichen,
Deren ganzer Werth ist — Pracht?

Wie so furchtsam und erschrokken
Seine schönen Silberglokken
Nicht des Frühlings Erstling zeigt!

Heller

Heller, — merk es dir, o Jugend! —
Glänzet die bescheidne Tugend,
Die von eignem Werthe schweigt.

Nur durch Müh und Fleiß entwikkeln
Sich so reizend die Aurikkeln
Von Natur gering und schlecht.
So veredelt die Bemühung
Einer sorgsamen Erziehung
Auch das menschliche Geschlecht.

In sich selber fährt behende
Jenes Kraut, wenn deine Hände
Noch so sanft es auch berührt.
So wird vom geringsten Schmerze
Anderer ein edles Herze
Und von Tugend schnell gerührt.

Unter den gemeinsten Hekken
Sieh das Veilchen sich verstekken:
Nur mit Mühe kannst du's sehn.
In den schlechtsten Hütten schmachtet
Das Verdienst oft, nicht geachtet;
Lern' es überall zu spähn.

Wenn die Tuberosen streben,
Hoch empor sich zu erheben,
Ihrer Höhe viel zu schwach,

Können sie dir, Freundinn, zeigen,
Niedern sei empor zu steigen,
Oefters Unglük nur und Schmach.
Blaß, gemacht nicht, zu gefallen,
Ist die Lilge: dennoch wallen
Süsse Düfte um ihr Haupt:
So gewährt — nach ihnen geize! —
Tugend iedem Antliz Reize,
Die nicht Zeit, nicht Zufall raubt.
Schönheit hat Natur verliehen
Allen Blumen, die da blühen;
Jegliche gefällt durch sie.
Giebt auch euch, ihr Nymphen, allen
Irgend etwas, zu gefallen:
Nur entfernt von ihr euch nie! —

# Mein Mädchen und der May.

Geschmükt mit Blumen mancherlei
Gar herrlich angethan
Erschien vor mir der junge May. —
Auf einem grünen Plan
Bei meines Herzens Königinn
Saß ich, gerichtet Herz und Sinn

Auf

Auf sie allein; der schöne May
Gieng unbemerkt vor mir vorbei.

Dem schönen May verdroß das Ding,
Daß Acht auf ihn ich hätte nicht,
Deß glüht vor Zorn er im Gesicht:
Ich glaube gar, dir scheinen gering
Alle meine Blumen mannigfalt
Gegen deines Erdenmädchens Gestalt.

Sprach er, und ich: Kann sein, Herr May;
Alle deine Blumen mancherlei
Machet der Winter gar zeitig alt
Wie meines Erdenmädchens Gestalt:
Aber aus ihrem Auge spricht
Geist und Tugend; das altert nicht,
Verändert niemals die Gestalt,
Wie deine Blumen mannigfalt.

## Doris an ihren Gatten.

Kein Lob befriediget mein Herze,
Mich sättigen kann nur die Tugend:
Sie giebt dem ihr geweihten Herzen
Die Lust der Götter.

Nicht Wollust, die der Pöbel suchet,
Nicht Rang, um andre zu verachten,
Nicht Tadelsucht, des Nächsten Fehler
Lieblos zu höhnen;

Nicht Pracht der theuersten Geschmeide,
Kein Gold, um glüklicher zu leben:
Belachend seh ich nur die Thoren
Um Reichthum schwizzen.

Ich wünsche keine Last von Trachten,
Vergnügter nähren mich geringre;
Und darf sich gleich mein Tisch nicht biegen,
Leb ich zufrieden.

Ich achte weder Glük noch Schikfal,
Mein Glük allein beruht auf Tugend;
Drum ruh ich ganz in dir, mein Damon!
Sie ist dir eigen.

Dein Herz gleicht den kristalnen Fluten
Die ieden Stein am Grunde zeigen.
Es fliehet mit erschroknen Mienen
Vor dir die Falschheit.

Der Tugend Feinde sehn, sich kränkend,
Der Tod, der Plutos Reich bevölkert,
Der andrer Band zu spät zertrennet,
Lästs ganz und knirschet.

Komm, Damon, dessen Kuß nicht altert,
Ich drükke dich an Brust und Herze,
Es klopft für dich aus heisser Liebe,
Bis es erkaltet.

Anna Dorothea Langen, geb. Grügen.

## An Doris.

Komm, Doris, mit vergnügten Schritten:
Ich eile nach den Schäferhütten,
In welchen sichs am besten wohnt.
Dort wirst du nicht die Stadt vermissen,
Wo dir mein Mund mit vollen Küssen
Den neuerwählten Stand belohnt.

Was kann uns hier noch wol ergözzen?
Die Jugend flieht bei den Gesezzen,
Durch die man unsre Liebe quält.
Hier ist die Hofnung, Last und Plage;
Sie zählt die martervollen Tage,
Wer weiß, wenn sie den lezten zählt.

Ja, Doris, mir hat unter allen
Kein Stand zur Liebe mehr gefallen,
Als der sich von dem Zwang entfernt.

Wo,

Wo, Schönste! liebt sichs wol so süsse,
Als wo man Sprache, Blik und Küsse
Allein von seinem Herzen lernt.

Wer zwingt die Schäfer auf den Feldern?
Und sucht die Mißgunst nicht in Wäldern,
Dort ist die Lust nicht lasterhaft.
Ein ieder fühlt, was wir empfinden,
Gnug, wenn wir uns durch uns verbinden,
Kein Handschlag giebt der Treue Kraft.

Kein Geiz verführt der Hirten Triebe:
Der Schäfer schmekt in seiner Liebe
Die ruhigste Vergnüglichkeit.
Er und sein Nachbar finden beide
Für ihre Heerde fette Weide;
Sind Freunde, fürchten keinen Neid.

Man baut kein Haus mit stolzen Mauern:
Die Hütte soll nicht länger dauern,
Als uns die Gegend Futter giebt.
Man schläft bei unverschloßnen Thüren,
Hat keine Schäzze zu verlieren,
Und hält in Armen, was man liebt.

Des Morgens sollst du zu den Heerden
Durch meinen Kuß gerufen werden,
Wenn Hylax bellt, das Vieh sich regt.

Der Abend bringt dir keinen Kummer,
Du weißt, daß dir zu deinem Schlummer
Mein Arm das Laub zusammen trägt.

Dort überfällt uns ohne Schmerzen
Das Alter nur mit Lust und Scherzen:
Die andre Wollust ist die Ruh.
Da sehn wir mit gesetztem Triebe
Noch öfters unsrer ersten Liebe
Im Bilde junger Hirten zu.

Einst wirst du in den alten Linden
Noch Spuren deines Namens finden.
Ich weiß, du kömmst und nimmst mich mit.
Du zeigtest ihn dem treuen Greisse,
Der ihn einst mit verliebtem Fleisse
Zum Denkmal in die Bäume schnitt.

Komm, Doris, mit vergnügten Schritten:
Ich eile nach den Schäferhütten,
In welchen sichs am besten wohnt.
Dort wirst du nicht den Stand vermissen,
Wo dir mein Mund mit treuen Küssen
Den neuerwählten Stand belohnt.

Rost.

Das

# Das Lied der Grazien.

## An Belinden.

Wenn, vom Hauch der Freuden angefächelt,
Eine Schöne sanft dem Tag entgegen lächelt,
Und den ersten Kuß der süssen Mutter fühlt,
Werth der Erde Wonne, werth des Wohlgefallen
Himmlischer zu werden vor den Mädchen allen,
Deren Chor um ihre Wiege spielt;
Dann erwählt der Huldgöttinnen eine
Sich die schöne, süsse, liebenswerthe Kleine,
Ihrer Jugend erste Lehrerinn zu sein:
Ihrer Kinderjahre kleine Spiele
Leitet sie, und senket dauernde Gefühle
Sanfter Tugend ihrem zarten Busen ein;
Singt ihr süsse Lieder, die den Gram versöhnen,
Und das holde Kind der Freude weihn,
Und voll Wohllaut, gleich der Göttinn Tönen,
Wird des Mädchens Leben sein.
Als zu deiner Wiege vom Olymp hernieder
Jeder Amor, iede Grazie sich drang,
Hört ein Dichter ihre frohen Lieder —
Und, Belinde, dir erzählt er wieder,
Was Aglaia reizender dir sang.

Grüßt, o grüßt, ihr Amoretten,
Eure neue Königinn:
Und ihr jungen Zephiretten
Wiegt die kleine Schäferinn.

Ihren Schlummer zu versüssen,
Schaffe, goldne Phantasie,
Ihren Traum, und unter Küssen —
O ihr Schwestern, wekket sie!

Und sie höre beim Erwachen
Einer Muse göttlich Lied!
Sehe Heiterkeit und Lachen
Um sich her, wohin sie sieht.

O, dann soll vor ihrem Herzen
Jeder Gram vorüber fliehn,
Und den Freuden und den Scherzen
Jeder Reiz entgegen blühn.

In den Rosen ihrer Jugend
Lächle dann die Zärtlichkeit!
Lächle iede frohe Tugend!
Die der Unschuld Anmuth leiht.

Lächle wärmendes Entzükken
In der Schwermuth kaltes Herz!
Himmel sei in ihren Blikken,
Seligkeit in ihrem Scherz!

Immer müsse Sieg sie krönen,
Wenn sie einen Reihen führt,
Oder wenn zu süssen Tönen
Ihre Hand die Saiten rührt.

Oder wenn im schönsten Bilde
Ihrer Finger Zauberkraft
Jezt ein blühendes Gefilde,
Jezt ein holdes Mädchen schaft.

Aber, wenn einst ihre Wange
Gleich der Morgenröthe brennt,
Und nun fern von stolzem Zwange,
Liebe, deine Macht erkennt.

Heil ihm! den sie sich erkohren,
Dem sie sich mit Myrthen schmükt;
Amor, als er ward geboren,
Hat ihn freundlich angeblikt.

Mit der Ueberredung Gaben
Hat er seinen Mund geziert,
Und die süssen Musen haben
Ihn in ihren Hain geführt.

Sehet, auf der Liebe Flügeln
Kommt der schönste Tag im May,
Winket von besaamten Hügeln
Den bekränzten Gott herbei;

Und, von Hymens Hand geführet,
Eilt sie durch die Fluren hin,
Die sie einst geliebt; gerühret
Sieht die Freundschaft sie entfliehn.

Seid gesegnet, stillen Gründe,
Die dereinst Belinde ziert,
Und ihr Blümchen, die Belinde
Sich zu Kränzen pflanzen wird.

Denn sie liebet junge Rosen,
Liebet zarte Lilien,
Und es stehen junge Rosen
Ihren braunen Lokken schön.

Und sie will euch selber warten,
Blümchen! will euch selbst erziehn.
Schmükket dankbar ihren Garten,
Denn Belinde sieht euch blühn.

Amor, deine schönsten Sorgen
Fodert nun ihr Glük von dir.
Einst an ihrem Hochzeitmorgen
Lohnt auch dir ihr Dank dafür.

# Erinnerungen an eine Freundinn.

Von jeher war der Weisheit Amt, die Schön-
heit
Mit Geist zu schmükken, und ihr ein Gefolg
Von Grazien zu geben, die die Tugend
Gebahr, und nicht mit den Wangen welken.
Sie macht die Seele schön, und mahlet sie
Mit ieder sichtbarn Tugend in die Mienen;
Sie strahlt den Geist mit Wahrheit an, und lehrt
Sich und den Schauplaz unsers Lebens kennen.
Sie füllt die sanfte Brust mit frommen Trieben;
Erstaunt sieht sich durch sie die Seele schöner,
Und göttlicher, als sie zu glauben wagte;
Olympier, die mit dem Sonnenblik
Durch diese Farben, die uns hemmen, dringen,
Sehn in der Seele heilgen Schoos die Erbinn
Der Ewigkeit, den Engel sich enthüllen.

Mir gab der Himmel unter seinen Gaben,
Die Unschuld in der Anmuth sanften Schmukke
Nie ohne Zärtlichkeit zu sehn.
Mich rührt sonst nicht, was die Bewundrer rührt.
Von Wünschen frei, hab ich den goldnen Pomp,
Der um die Grossen rauscht, gesehn;
Mich rühret nicht der kleine Stolz der Hofnung,

Als Sklav der Sklaven andern zu gebieten;
Nicht ihre marmornen Palläste,
Und die zur Schmach der Kunst bezwungene
Natur.
Allein mich rührt in anmuthsvollen Augen
Die unverstellte, sich bewußte Unschuld,
Ein menschenfreundliches, stets heitres Lächeln,
Und auf die reizendern Gespielen
Ein Blik, den nicht der Neid vergiftet.
Nur solchen möge mein Gesang gefallen,
Nur ihnen soll aus dem gerührten Auge
Serenens Unglük eine Thrän' entlokken!
Und unter ihnen dir, o holde Freundinn,
Gespielinn meiner Muse, die sich jezt
Vertraut, wie eine Schwester mit der andern,
Mit dir bespricht. O! neige sanft dein Ohr
Zu den Erinnrungen der treuen Freundschaft,
Der Freundschaft, die zum festen Augenmerk
Die Ewigkeit und hier dein Glük sich macht,
Und drükke sie in deine weiche Seele.
Und wenn mein Schiksal deiner Gegenwart
Mich einst entzieht, so sei dies Blatt dir oft
Ein nicht unwerthes Denkmal unsrer Freund-
schaft.

Vor allen schwebe dir, o Freundinn, stets
Der Seele hohe Würde vor den Augen!
Beschau ihn oft, den heiligen Gedanken,
Du trägst der Gottheit Bildniß, die Vernunft,
Die hohe Kraft, die Wahrheit zu erkennen,
Und deine Neigungen nach ihr zu bilden.
Der Schmeichler lügt, der deine Rosenwangen,
Und was an dir einst welket, göttlich nennet,
Nur durch den Geist, nur durch dein ewig Theil
Bist du dem Seraphim verwandt, und künftig
Die selige Gespielinn ihrer Freuden.
Das Göttliche, das in uns denkt und liebt,
Strebt stets nach Gott, und ruhet nur im Schatten
Der Flügel seiner Huld, die Welten dekken.
Oft sei in einsamen, geweihten Stunden
Das dein Geschäft, das Wesen zu betrachten,
Durch welches du des Tages goldnes Licht
Mit Freuden trinkst, und unter den Geschöpfen
Dein liebenswürdig Angesicht erhebst.
Betracht' und lieb' ihn in dem Wiederscheine,
Den seine Schöpfung in die Geister strahlt!
Und wenn du, von der göttlichen Betrachtung
Entzükt, dich im geheimnißvollen Abgrund
Der Majestät und Grösse des Erschaffers,
Und in der Engeln unergründlichen,

Erhabnen Menschenliebe des Erlösers,
Dich ganz verlierst; wenn du vorm Licht der
Gottheit
Wie in dein Nichts zerflieſſest: dann, o Freundinn,
Erhebe dich, und fühl in ihrem Umfang
Des Geistes Hoheit, welcher, Gott zu denken,
Zu schauen fähig ist, und nur in Gott
Den lezten Endzwek seines Daseins findet.
Und wenn du den Gedanken, der den Engeln
Ein ganzer Himmel ist, bei dir gedenkest,
Daß Gott dich sieht, daß deine ganze Seele
Vor ihm enthüllt mit ihren Thaten liegt;
So möge stets dein unbeflektes Herz
In stiller, heiliger Entzükkung wallen!
O! niemals laß dir diese Seligkeit
Der Seel' entwenden, die das Dasein Gottes
Zu ieder Zeit mit Ruh gedenken darf!
Sie überwieget ein Gebürg von Leiden;
Wer diese kennt, o den versucht die Welt
Umsonst mit ihren übertünchten Freuden.
Wenn Tugend durch den Flor der Schönheit
scheint,
Was kann so stark, wie sie, zur Liebe reizen?
Ein denkend Auge, das mit ernster Anmuth,
Und mit der Majestät der sich bewußten Unschuld

Still=

Stillschweigend tadelt oder billiget,
Wie mächtig strahlet es in edle Seelen?
Oft lehrt ein Blik von einer Panthea
Gewaltiger, als eines Platons Reden.
Hingegen sieh, den strengesten Kontrast
Von Schönheit und von Häßlichkeit zu sehen,
Narcissen an, die einer Venus gleichet.
Sag, was verhüllen diese stolzen Farben?
Was dekt dies zierliche Gewand? Wer wohnt
In diesem prächtig ausgeschmükten Hause? —
Ein Tempel von Porphir dekt einen Affen!
In ihren Augen laurt der Durst nach Siegen,
Und iede Miene giebt sich selber Beifall.
Die Mißgunst schielt hervor aus ihren Lächeln,
Und schlaue Sittsamkeit färbt ihre Wangen;
Die Grazien entfliehn, sobald sie spricht.
Wie würd' ein Blik in ihre Seel' uns schrekken,
Wenn sie entkleidet von den Frühlingsfarben
Des schönen Leibes unserm Aug' erschiene?
O! welch ein Chaos streitender Affekten
Und Neigungen, die vor dem Tag sich scheuen,
Und Träume, die das weisheitleere Hirn
Für Götterssprüche hält! Ihr stolzer Busen
Schwellt nur von Liebe zu sich selber auf.

Hier ist kein Raum für Tugend oder Freundschaft,
Sie ist sich selber Welt und Gott und alles!

Nicht so verachtenswerth ist eine Agnes,
Schön ohne Seele, blühend, wie die Rose
An ihrer Brust, beredt, wie eine Puppe.
Sie lächelt allen zu, ihr blaues Auge
Sagt allen nichts, und niemals widerspricht
Ihr Rosenmund dem seelenlosen Auge.
So steht auf einem marmornen Gestelle
Ein Venusbild fürs Anschaun nur gemacht;
Es lüget Leben, zeigt die gleiche Miene
Von Jahr zu Jahr, und lachet alle an.

Das Weib, mit iedem Reiz das Herz zu schmelzen,
Ward nicht zum Endzwek eines Steins erschaffen,
Noch zu dem Tändeln geistberaubter Küsse.
Die Schönen sind gemacht, der Menschen Kummer
Hinwegzulächeln oder zu erleichtern,
Und ihre Freuden zärtlicher zu machen.
Die Unschuld soll in liebenswerther Einfalt,
In ihrem Blik, in ihren Thaten leuchten.
Oft hat die männliche zu feuervolle Tugend
Es nöthig, durch die kluge Zärtlichkeit
Der weiblichen besänftiget zu werden.

Erinnre stets dein Herz daran, o Freundinn,
Daß es die Seele ist, die dich den Klugen
Gefällig macht. Die äußre Schönheit ist
Allein der Wiederschein der innern Güte,
Ein um die Seele dünngewebter Flor.

Sei immer schön genug, gesehn zu werden;
Denn, wahrlich, eines Weisen Auge sieht
Dein Herz nur halbverhüllt in deinen Mienen,
Und lieset, was du denkst, in deinen Augen.

Auch sorge nicht, wie du gefallen mögest!
Die Unschuld und die heitre Sittsamkeit,
Ein offnes Antliz, wo die Güte lächelt,
Muß stets gefallen. Aber niemals zeige
Dein Blik ein triumphirendes Bewußtsein,
Daß du gefällst! Nie werf' auf deine Anmuth
Die Eitelkeit unangenehme Schatten!

Selinde, die durch Kunst gefallen will,
Find't das Geheimniß, lächerlich zu werden.
Mit grosser Müh' vernichtet die Betrogne
Das Schönste von ihr selbst, und will durch Zwang
Das werden, was sie durch Natur schon war.
Sie richtet vor dem schmeichlerischen Spiegel
Zugleich den Puz und ihre Mienen ein;

Ein ieder Blik, Bewegung oder Stellung
Ist nach den Regeln, und verräth uns Absicht.
Selbst ihre Munterkeit ist steif, und eh' sie lächelt,
Wird wohl bedacht, wie weit es sich gezieme,
Die spröden Lippen zu verlängern.
Vor eitler Sehnsucht, immer zu gefallen,
Gefällt sie andern nie, und kaum sich selbst.

Wie angenehm ist Stella gegen sie?
Wohin sie geht, folgt ihr die sanfte Freude;
Ihr Blik voll unbewußter Anmuth macht
Den Frühling reizender, und Wolken heiter.
Mit Sittsamkeit und allgemeiner Güte,
Und tausend unerworbnen Lieblichkeiten
Gewinnt sie iedes Herz, und weiß es nicht.
Nie suchte sie den Schein des feinen Wizzes,
Und was sie spricht, gefällt, und rührt das Herz;
Doch hört sie lieber. Niemals hat ein Spiegel,
Der ihr vorüber stand, ihr freundlich Auge
Zur Selbstbewunderung den Freundinnen entzogen.
Nie hat vom stolzen Aug' ein höhnisch Lächeln
Auf eine übertroffene Gespielinn
Ihr Angesicht voll sanfter Huld entheiligt.

Der Wiz, o Freundinn, ist für unsre Seele
Was dem Gesicht der Farben Glanz, ein Gut,
Das die Natur gewährt, und das die Kunst
So wenig geben kann, als eine Picte,
Kunstmäßig ausgemahlt, dir gleichen wird.
Wiz, ohne Geist, ist ein vergoldter Narr,
Ein Mensch der Bildung nach, sonst ganz ein Affe.
Nur die Vernunft, die Richterinn der Dinge,
Weiß Wiz und Schönheit weislich zu gebrauchen,
Zum äussern Schmuk der Wahrheit und der Güte.
Der falsche Wiz begnügt sich, wenn wir lachen;
Wir lachen auch, doch über ihn allein.
Er will bewundert sein, nicht nüzzen,
Und bei noch grössern Thoren, als er selbst,
Gelingt es ihm. Denn Kluge sehn noch lieber
Die seelenlose, schöne Agnes an,
Die immer lacht, und weisse Zähne blökt,
Als einen leeren, aufgeblähten Wizling,
Der stets entscheidend spricht, und niemals denket.
Heil dir, Vernunft! du ewig blühnde Schönheit,
Gesundheit unsrer Seele, ohne welche
Der muntre Wiz ein tönend Nichts,
Geschmak, ein lekres, ungewisses Küzzeln,
Die Phantasie Bachanten ähnlich ist.
Du zierest und verbesserst iedes Alter,

Du lehrst die Jugend, Meisterinn der Sitten,
Du giessest Licht in die erwärmte Seele.
Von deinem Einfluß glüht das edle Herz
Von frommen Wünschen, sieht mit unverwandten
Verliebtem Auge auf das Engelsbild
Der reinen Tugend und bestrebt sich emsig,
Ihm gleich zu werden. Göttliche Vernunft,
Wenn dich die Gnade reinigt und erhöhet,
Dann stimmest du die folgsamen Begierden
Zu sanften Gleichlaut; dann macht Frömmigkeit
Und Menschenliebe und die weise Keuschheit,
Die muthige Geduld und sanfte Demuth
Viel schönre Harmonien in der Brust,
Als die Musik der himmelnahen Sphären.

Und wenn der Wiz und die erhabne Muse
Der Wahrheit ihren seidnen Schleier leihn,
Damit die blöden, ungeübten Augen,
Den Himmelsglanz der Göttlichen ertragen,
Dann nimmt sie iedes Herz gefangen.
Es sei nun, daß dich die erhabne **Rowe**
Zu heiliger Entzükkung in die Auen
Des Friedens jenseits dieser Schattensonne
Erhebet; oder daß die weise **Lambert**
Die Sitten adelt, und Serenen bildet;
Und **Grafigny**, die Unschuld ihrer Schwester

In nakter, unbeflekter Schönheit, reizend
Und wild, wie die Natur, und Freiheit athmend,
Mit ieder süssen Weiblichkeit geschmükt,
Im Bilde zeigt und Zilia benennet.

Auch soll dir oft in Stunden der Betrachtung
Die reizende Gestalt der sanften Thamar,
Und Rahels keusche Zärtlichkeit erscheinen.
Erhabne Muster, die der Sokrates
Der Dichter, dir und deinen schönen Schwestern
Zum Beispiel gab, damit einst eure Töchter
In eurem Schoos von euch zu gleicher Unschuld
Gebildet werden. Lerne von Debora
Mit frommer Stille dich den Fügungen
Der unerforschten Vorsicht unterwerfen;
Sieh, wie in Sunith sich die schöne Unschuld,
Nicht lang vom Schein der Tugend hintergangen,
In ihrer Majestät, wie göttlich zeiget;
In ernster Andacht schlug den niedern Sünder,
Die Melodie der anmuthreichen Stimme,
Die ihn bestrafte, war in seinen Ohren
Ein Donner Gottes. — So erzitterte
Ein Sünder, wenn ihn mitten in der That
Ein Engel überfiele. —
Von diesen reizerfüllten Schildereien
Der Tugend und der Weisheit eingenommen,

Wirf deinen Blik umher und suche
Sie bei den Menschen, und an wem sie glänzen,
Den ehre. Wer die Tugend thätig preiset,
Der sei dein Freund. Zwar Muster, wie die Muse
In dichtrischen der Nachwelt heilgen Nächten
Sie Weisen zeiget, suchest du vielleicht
Umsonst bei deinen Zeitgenossen.
Allein zerstreut wirst du die Züge finden,
Die wir in vollenkommnes Bild versammlen,
Und auch zerstreut verdienen sie dein Herz
Zu öfnen, und durch anmuthsvolle Güte
Der andern Herz zu dir zu neigen.
Doch wähle dir nur diese zu Vertrauten,
Die Aehnlichkeit, und einerlei Geschmak
An dem, was schön und edel ist, mit dir
Als wie mit angeborner Sympathie verbindet.
Entzükend ist für eine schöne Seele
Das Glük, dem holden Busen einer Freundinn
Sich zu vertrauen; deines reinen Herzens
Geheimste Neigungen ihr aufzudekken,
Und Schmerz und Freuden stets mit ihr zu theilen.
Sie lehret dich mit Thaten mehr als Reden;
Sie ist ein treuer Spiegel deiner Seele,
Und schmeichelt nicht, wie sonst die Spiegel pflegen.
Sie liebt an dir das Schön und Gute nur,

Und will viel lieber deine Fehler bessern,
Als gütig übersehn; denn Fehler würden
Doch niemals schön, und wenn wir sie auch liebten.
Sie wachet, wie ein Schuzgeist, für dein Herz,
Und für ihr eignes, daß es stets verdiene
Von dir geliebt und nachgeahmt zu werden.
So war einst Howe's und Klarissa's Freundschaft
Ein ewig Beispiel der erstaunten Nachwelt.

Verachte stets den Schmeichler in der Larve
Der Freundschaft oder Liebe. Seine Reden
Sind ein bezaubernd Gift, den Ohren süß,
Der Unschuld tödtlich. Wenn er dich
In seiner oft geheuchelten Entzükkung
Zum Engel macht; wenn, was du Gutes hast,
In seinen Augen himmlisch, göttlich wird;
So glaube nur, er kennet deine Schwäche,
Und nennt, dich um die Menschheit zu betrügen,
Wie Satan Even that, dich eine Göttinn.

Dich, Freundinn, hat in einer göldnen Stunde
Des Himmels Güte segnend angelächelt.
Kein Reiz soll dich der tugendhaften Einfalt
Entziehn. Vergeblich macht die blöde Eitelkeit
Auf ein so schönes Herz, wie deines, Anspruch.
Du blüheſt in der sanften Influenz

Der frommen Tugend auf, ein künftig Beispiel!
In deinem Arm wird einst ein kluger Mann
Sein wohlgebrauchtes Leben süsser fühlen;
Nach dir wird sich dereinst an deinem Busen
Der schönen Tochter weiche Seele bilden.
Sei immer glüklich, immer liebenswürdig!
Stets sei dein Herz mit einer Engelswache
Von Tugenden beschüzt! Die freie Wahrheit,
Die Keuschheit mit dem sittsamheitern Auge,
Das Herz voll Zärtlichkeit; die ernste Klugheit,
Die Adlerblikke in die Zukunft wirft,
Das Mitleid, und in Licht gekleidt, die Unschuld,
Und Frömmigkeit, die himmlische Gestalt,
Die dich an deinen Ursprung oft erinnert:
Die sollen ewig einen lichten Kreis
Um deine Seele machen; sanfte Ruhe
Soll dich in ihre Rosenflügel hüllen;
Und Seraphim, die ungesehnen Zeugen
Von unsern Thaten, sollen himmlischlächelnd
Bei deines Lebens Anblik sich verweilen!

Wieland.

# Ein vernünftig Weib.

Wer nach einem Engel freit, trift oft einen Teufel an,
Alles trift, wer nur Vernunft an der Stelle haben kann,-
Denn Vernunft schmükt treflich schön, denn Vernunft macht alles gut;
Und ein Engel wird das Weib, wenn sie wie ein Engel thut.

# Der einzige Fehler.

Wie reizend blüht Selinde nicht!
Kein Mädchen ist ihr gleich;
Ja, ieder Mädchenkenner spricht,
Sie sei so schön als reich.
Ihr schwarzes Auge droht Gefahr
Gebietrisch und doch hold,
Schön wallt ihr dunkelbraunes Haar
In Lokken sanft gerollt:
Sie reizt im leichten Sommerkleid,
Des Sommers Ebenbild!
Sie reizt auch, troz des Winters Neid,
In Zobel eingehüllt.

Rein, wie der Strahl des Morgenlichts,
Glänzt Busen, Stirn und Hand,
Gewiß, es fehlt Selinden nichts,
Als Tugend und Verstand.

# Kaiser Heinrich der vierte und seine Gemahlinn Bertha.

## Eine Romanze.

Ihr guten Weibchen, wollt ihr euch
An bösen Männern rächen,
So bitt ich, was ich bitten kann,
Thuts nur durch kein Verbrechen!
Glaubt nicht Fontainen und Boccaz,
Die euch so sehr gehasset.
Die Tugend rächt euch allezeit,
Wenn ihr sie nicht verlasset.

Sie flicht, wenn mans am wenigsten
Von ihr wagt zu vermuthen,
Oft Kronen ihren Lieblingen
Und ihren Hässern Ruthen.
Das Beispiel einer Kaiserinn
Kann euch davon belehren:
Ich will es für ein gutes Wort
Euch singen; Wollt ihrs hören?

Von Fräulein Laune abgesandt
Schlich einst sich eine Grille
In Kaiser Heinz des vierten Kopf,
Die gab ihm eine Brille,
Dadurch sah er ganz eigentlich,
Was er sonst nie gesehen,
Sich durch die kaiserliche Stirn
Ein hübsch paar Hörnchen drehen.

Was das? rief er, wie Berthchen, wie?
Fürchtst du dich nicht der Sünden? —
Doch so geduldig, als du denkst,
Sollst du mich traun nicht finden.
Erst will ich deiner Frevelthat
Dich selber überführen.
Und dann soll mein gerechter Zorn
Dir zahlen die Gebühren.

So sprach er, und das Ding recht klug
Und listig anzufangen,
Vertraut ers seinem Liebling Kunz,
Der soll sie helfen fangen.
Herr Kunz war gar ein lieber Mann,
Schlau, hübsch und fein von Sitten,
Und wegen seiner Späßchen längst
Bei Berthen wohl gelitten.

Kunz geht demnach zur Kaiserinn,
Fängt an, wie sonst, zu scherzen,
Wird freier nach und nach, und spricht
Zulezt von Liebesschmerzen.
Frau Bertha schien die Sache zwar
Sehr übel erst zu nehmen,
Doch schien sie auch, ehs Kunz gedacht,
Sich endlich zu bequemen.

Bestimmet ward schon Ort und Zeit,
Früh morgens, eh es taget,
Wenn Kaiser Heinrichs Majestät
Verreiset oder jaget.
So weit war das nun richtig. Kunz
Geht Rechnung abzulegen.
Wie da der gute Heinz getobt,
Hätt ich nicht sehen mögen!

Der Morgen kömmt, und auf der Jagd,
So heißt es, ist der Kaiser.
Allein der bleibt zu Hauf' und brennt
Vor Zorn, wie dürre Reiser.
Zu Berthen eilt er nun, wie Kunz
Vermummt, als hätt er Flügel.
Und ihn empfängt — was meint ihr wohl?
Ein Hagel derber Prügel.

Nun schreit er, was er kann und weiß,
Allein man wird nicht müde.
Am End erkennet Bertha ihn,
Und schnell gebeut sie Friede;
Erschrikket sehr, ihn hier zu sehn,
Erzählt, weß Kunz erfrechen
Sich durft, und wie sie in der Still
An ihm dieß wollen rächen.

In dieser Absicht ihre Fraun,
Die Kunz an dieser Stätte
Allein erwartet, allesammt
Bewehrt mit Prügeln hätte.
Wie dies ihr Liebden nun betrift,
Das kann sie nicht verstehen. —
Frau, sprach er, ich war nicht recht klug,
Das wars! laß mich nur gehen.

## Die keusche Gualdrada und Kaiser Otto der vierte.

### Eine Romanze.

Mädchen, schlägt dich dein Gewissen?
Wirst du doch wie Blut so roth!
Ganz gewiß ließt du dich küssen,
Ob ichs gleich so sehr verbot! —

Küssen

Küssen wäre keine Sünde? —
Was? Ist's schon mit dir so weit? —
Sollt' mans denken von dem Kinde! —
O der bösen, bösen Zeit!

Ach! wo seid ihr hin, ihr Zeiten,
Da noch Zucht und Tugend galt.
Sagt man so was jungen Leuten
Jezt, so heißt es, man wird alt!

Mädchen einen Kuß zu rauben,
Waren Kaiser sonst zu schwach.
Lies, wenn du mir nicht willst glauben,
Selbst nur die Geschichte nach.

Sie steht in dem schönen Buche
Voller Bilder — Zeigt ichs dir
Doch noch gestern! — Gehe! suche! —
Hast du's? — Nun, so gieb es mir!

Da sieh her! — Dieß schöne Mädchen —
Sieht ihr doch die Frömmigkeit
Aus den Augen! — Gualdrad, Kätchen!
Heißt dies Muster aller Zeit.

Der sich hier so schelmisch bükket,
Ist ihr böser Vater; der
Hier so sehnlich nach ihr blikket,
Ist — wer meinst du, Mädchen, wer? —

Kaiser

Kaiser Otto selbst, der Helden
Und der guten Kaiser Zier!
Ausser sich ruft er: Sankt Velten!
Welch ein Engel ist dies hier!

Meine Krone gäb ich, wäre
Mir von ihr vergönnt ein Kuß! —
Meiner Tochter ists viel Ehre,
Spricht ihr Vater Bertius.

Nun was wird sie thun? — Gewähren?
Ihrem Vater folgsam sein? —
Kind, o laß sie dich belehren!
Weißt du, was sie sagte? — „Nein!„ —

Mehr als Eltern gilt Gewissen,
Weiß das fromme Mädchen: Nein!
Rief sie: Niemand soll mich küssen,
Der mein Gatte nicht kann sein.

Und des besten bist du würdig,
Sprach der Kaiser, und verband
Sie mit einem, adelbürtig,
Reich und schön, mit eigner Hand.

Welches Mädchen, welcher Kaiser
Thäte dies zu unsrer Zeit,
Heut zu Tag' verlacht man weiser
Alle Zucht und Ehrbarkeit.

An

# An Daphnen.

Laß Freundinn, laß uns ihn erheben,
Den Gott der Huld, den Gott der Macht,
Der einst das Dasein uns gegeben,
Der über unsre Tage wacht,
Den Gütigen, der ganz Erbarmen,
Vom Throne seiner Himmel kam,
Und uns mit väterlichen Armen,
Der Nacht, die uns umfieng, entnahm.

Dein zartes Herz zerfließt in Thränen,
Wenn es die Leiden überdenkt,
In die, den Richter zu versöhnen,
Die ew'ge Liebe sich versenkt.
Du brennst für den von Dankbegierde,
Der seinen Bund mit dir erneut,
Dein Geist fühlt seine ganze Würde,
Die Würde der Unsterblichkeit.

Dein Beispiel flammt mich an; ich winde
Mich los vom Staube, der mich hält.
Ganz werd ich Andacht, und empfinde
Mit dir die Kräfte jener Welt.
Was ist der Erde größte Freude,
Was ist sie gegen dieses Glük?
Gott schaut vom Himmel auf uns beide
Und Wohlgefallen ist sein Blik.

Ihn soll mein Saitenspiel erheben,
Sein Lob sei deines Mundes Lied;
Doch mehr bezeug ihm unser Leben,
Wie unser Busen für ihn glüht.
Es sei dein Amt mir frei zu sagen,
Wo mich dein Blik verirrt gesehn;
Und ohne Furcht werd ich es wagen,
Dir deine Schwächen zu gestehn.

Ach! oft erwacht in meiner Seele
Unheilger Triebe Schmeichelei,
Und nennt die göttlichen Befehle
Der strengen Tugend, Tirannei!
Ich will den kühnen Trieb bezwingen,
Der sich in meiner Brust empört,
Will demuthvoll mit dir vollbringen,
Was die erhabne Tugend lehrt.

Wenn dann der Kummer andrer Schönen
Dem bosheitsvollen Jüngling flucht,
Der nicht umsonst mit weichen Tönen
Ihr leicht betrognes Herz verflucht,
Dann wird nie Daphne mein gedenken,
Daß sie nicht milde Thränen weint,
Wird meiner Asche Seufzer schenken,
Und sprechen: Schlummre sanft, mein Freund!

Schiebeler.

# Klage des Hirten von Ida.

## Eine Idylle.

Höret, ihr Mädchen, die Klage des Hirten von Ida! Er klagte so um sein Mädchen, da es in sich selbst verliebt, sich oft aus seinen Armen riß und hin zu dem Fluß' eilte, der am Fusse des Berges sich hinwand, und sich im Flusse bewundernd besahe. Er klagte so über das eitle Mädchen: Reizend bist du, Chloe! alle Hirten preisen dich, und alle Mädchen am Ida beneiden dich, und fürchten, daß du ihre Hirten ihnen untreu macheſt. — Aber du solltest es nicht wissen, wie reizend du bist: Dann, Chloe, wärest du noch reizender für mich; die Heerden würden dann noch mehr dich erheben, die Mädchen von Ida noch mehr dich beneiden. —

Hier siz ich einsam und klage; indessen sie unten am Bache sich zu besehen nicht satt wird. Versieget, ihr Fluten des Simois, damit sie in euch sich nicht besehe, um sich zu besehen, mich nicht verlasse! Mich, der ich das eitle Mädchen noch liebe — Was siehst du, o Mädchen, im Bache? Was gefällt dir so sehr an dir selbst? — Die Farbe der Wangen? Der Schmeichler ver-

glich

glich sie der Rose — Sieh, hier ist die Rose, die ich dir gepflükt! Zürne nicht, o Chloe! ihr Roth beschämt deine Wangen. Der Blik deiner Augen ist mächtig; ich hab es gefühlt: doch mächtiger nicht, als der Blik des Lichtes, das den Tag uns wiederbringt, an dem ich zur Pein nur dich sehe: du aber, du siehst nichts, als dich. — Gefällt dir dein lokkigtes Haar? Die Wolle der Lämmer ist krauser, und zärter ist noch das Gespinst des Wurms, den dort der Städtler ernährt, daraus sich prächtige Hüllen zu wirken, und darinnen stolzer zu sein. — Dein Fuß ist fein, doch feiner ist noch der Fuß des flüchtigen Rehes. Dein Wuchs ist schlank; doch sieh! dort steht sie vor dir, die Erle am Bache ist schlanker als du.

Worauf denn, o Chloe, worauf bist du stolz? Was an dir immer der Schmeichler erhub, womit er dich immer verglich, das — zürne nicht über die Wahrheit, — das übertrift dich so weit, als du die Mädchen von Ida. —

Nur eins haben sie nicht, die Rose, der Tag, die Wolle der Lämmer, die Seide des Gespinstes, das flüchtige Reh und die Erle: Ein fühlbares Herz! Treue für mich! — O Chloe, habe du es für mich! Entwend' es mir nicht, das fühlbare Herz, und

liebe nicht mehr dich selbst, als mich! — Kehre an meine Seite zurükk' und mache mich froh; und siehe, willst du ja dich besehn, in mein Auge; dort auch erblikst du dein Bild.

v. Sonnenfels.

---

# Der Frühling.

## Von Mademoiselle W. H. K.

Dort steigt im purpurnen Glanz, von Florens Kindern begleitet,
Der Lenz die moosichten Hügel herab;
Ein süsser ambrosischer Duft erfüllet die ruhigen Lüfte,
Die Fluren bekleidet ein munteres Grün.
Von mildem Regen getränkt, verhüllen Hekken und Wälder
Die nakkenden Arme in zitterndes Laub:
Der Fruchtbaum entfaltet nun stolz die junge schimmernde Blüthe,
Die uns die Schäzze Pomonens verspricht.
Der stachlichte Hagedorn prangt in blendend weissem Gewande
Von sanftem schmeichelnden Zephir geküßt;
In Wogen der Fruchtbarkeit fließt die Saat über breite Gefilde,
Vom Hauch erwärmender Winde bewegt.

Nun

Nun rauschen die Flüsse nicht mehr vom knarren-
den Eise geschwollen,
Langsamer gehn sie die Ufer vorbei,
An deren Rande ein Wald von hohlem Schilfe sich
thürmet,
Und manches einsame Büschchen sich kraußt.

Nicht mehr mit Reife bestreut, lokt Thal und
Hügel und Wiese
Die tanzenden Chöre der Nymphen herbei;
Kühn folget die Grazie nach sammt ihren lächeln-
den Schwestern,
Und alle begrüssen die schöne Natur.

Durchs Beispiel der Nymphen gereizt verläßt der
Landmann die Hütten.
Schon tönet der Hirten harmonisches Rohr;
Sie jauchzen freudig dem Pan, der die arkadischen
Hügel
Und ihre wollichten Heerden beschüzt.

Mit dir Euterpe will ich die Labyrinthe durch-
irren,
Die Labyrinthe des schattigten Hains:
Entzükt behorch ich alsdann die reizenden Sän-
ger des Waldes,
Und Philomelens bezauberndes Lied.

Einsam im bebenden Laub, vor Titans Blikken
verborgen,
Singt der orpheische Vogel sein Lied.
Indeß, daß ferne von ihm, die unglükselige
Schwester
Um Dächer schwebend den Itys beklagt.
Insekten mancherlei Art verkünden summend den
Frühling,
Der ihre kleinen Körper verjüngt.
Den dürren leblosen Stein beleben unzählbare
Würmer,
Die Sonn' und Lenz aus dem Schlummer er-
wekt.
Der Bienen weises Geschlecht, begierig nach süs-
sem Gewinste,
Von sonnenreichen Tage gelokt,
Eilt in das blumichte Thal, und schwärmt mit
ämsigen Murmeln
Um blaue düftende Veilchen umher.
Ihr ländlichen Scenen voll Pracht, ihr stärket
aufs neue die Sinnen,
Begeistert der Menschen empfindende Brust:
Wohin der schweifende Blik des forschenden Au-
ges sich wendet,
Da lachet die Freude, da winket der Scherz.

Ein

Ein süsses Vergnügen durchströmt die ganz sich
fühlende Seele;
Doch süsses Vergnügen wie flüchtig bist du!
Wie oft noch, holde Natur, wirst du im Schmukke
der Jugend
Mit unnachahmlichen Reizen mir blühn!

Der stolze Sterbliche, ach! wie ist er, gleich diesen
Blumen,
So schnell verwelket, ein Schatten, ein
Staub! —
Unsterbliche Seele genieß noch jezt der Freuden
des Lebens,
Jezt, da dich die irrdische Hülle umgiebt!

So lange mein denkender Geist noch auf dem Erd-
ball verweilet,
So sollen noch öfters im schattigten Hain,
Von dir, Euterpe, gestimmt, die sanften Saiten
erklingen;
Dann höre du, lauschende Dryas, mein Lied.

## Daphne. Mikon.

Daphne. Sage mir, mein Geliebter, was soll dieser kleine Altar hier? Welcher Gottheit ist er wol heilig?

**Mikon.** Dem Amor, meine Geliebte, dem Amor ist er heilig. Ach, wie süß ists mir, an dieser Quelle zu ruhn, wo wir, du weissest es, kleine Kinder waren wir noch, nicht höher, als diese Aglaye, manche Stunden in süssen unschuldigen Spielen verkürzten. Ich selbst, ich habe dem Amor diesen Altar geweiht: denn da, süsses Andenken! da keimte die Liebe schon in meinem Busen.

**Daphne.** Weissest du was? Ich will Myrthen und Rosen um diesen Altar pflanzen; dann soll sichs, schüzzet sie Pan, wie ein kleiner Tempel wölben; denn auch mir, auch mir, mein Geliebter, ist jenes Andenken süß.

**Mikon.** Weissest du noch? Wir machten Schaalen von Kürbis, legten Kirschen und Brombeeren drein, und liessen im Bache, wie Schiffe, sie fortschwimmen.

**Daphne.** Weissest du noch? Kleine Schälgen von Haselnüssen, und Schälgen von Eicheln, und der gehölte Saamenkopf der Feuerblume waren unser Hausgeräth; wir tranken Tröpfchen Milch daraus, oder wir assen Brosamen und kleine Rosinen daraus. Du warest da spielweise mein Mann und ich dein Weib.

**Mikon.**

**Mikon.** So ist es. Siehst du dieses Gesträuche? Noch wölbt sichs, aber nun ist es verwildert, das war unsre Wohnung; wir wölbtens, so hoch wir reichen konnten. So klein wars, eine junge Ziege würde mit den Hörnern das oberste des Gewölbes zerrissen haben. Von Aestgen und Weidenruthen flochten wir die Wände umher, und vorne schloß ein Gitterchen unser Haus. Ach, wie süß, wie süß war iede Stunde, die wir rauben konnten, um als Mann und Weib hier zu wohnen!

**Daphne.** Ein Gärtchen pflanzt ich vor dem Hause; weissest du noch? Von Schilf pflanzten wir einen Zaun umher. In einem Augenblik würd's ein Schaaf ganz abgemähet haben, so groß war's.

**Mikon.** Noch weiß ichs; die kleinsten Blümchen der Wiese und der Flur pflanztest du drein.

**Daphne.** Erfindsam warest du immer, mein Lieber. Aus der Quelle leitetest einen Brunnen du, inner unsern Zaun, durch holen Schilf führtest du das Wasser. In ein Beth fiels, das du von Holz hölltest; ganz angefüllt wärs dem Durstigen ein guter Trank gewesen. Doch sieh, da liegt es noch am Bach.

Mikon. Ungesegnet ist das Haus, wo keine Kinder sind. Ein zerstümmelt Bildchen des Amor hattest du gefunden. Du pflegtest ihn und zogest ihn als eine treue Mutter. Eine Nußschaale war sein Beth; da schlief er bei deinem Gesang auf Rosenblättern und Blümchen.

Daphne. Ja, nun wird er uns die gute Pflege belohnen.

Mikon. Einst macht ich von Binsen ein kleines Käficht; ein Heupferdchen that ich drein, und gab dir das Geschenke. Du nahmst es heraus, mit ihm zu spielen. Du hieltest es; aber gewaltsam wollt es entfliehen, und ließ ein Beinchen in deinen Fingern zurük. Vor Schmerzen zitternd saß es da auf einem Gräschen. Sieh, o sieh das arme Thierchen! Sieh, wie es zittert! Es schmerzt dich; ach ich hab, ich habe dir wehe gethan. So sagtest du, und weintest voll Mitleid. Ach wie entzükkend war es mir, so gütig dich zu sehen!

Daphne. Noch gütiger warst du, mein Geliebter, da, als mein Bruder zwei junge Vögelchen aus dem Neste stahl! Gieb mir die Vögelchen, so sagtest du; aber er gab sie nicht. Diesen Stab will ich dir für die Vögelchen geben. Sieh, mit Müh' und Fleiß hab ich die braune Rinde

geschnit-

geschnitten, daß Aestchen mit Laub um den sonst weissen Stab sich winden. Der Tausch war gemacht, die Vögelchen dein. In deine Hirtentasche thatest du sie, klommst schnell den Baum hinauf, und sezteſt sie in ihr Nest. Freudenthränen, mein Lieber, nezten da meine Wangen. Hätt ich dich vorher nicht geliebt, so hätt ich doch von da dich geliebt.

Mikon. So waren die Tage unserer Kindheit honig süsse, da zum Spiel ich dein Mann war, und du mein Weib.

Daphne. Auch mein graues Alter wird sie nicht vergessen.

Mikon. Wie glüklich, meine Geliebte, werden unsere Tage sein, wenn den kommenden Mond, so hat es deine Mutter geordnet, Hymen zum Ernst macht, was bisher nur süsses Kinderspiel war.

Daphne. Segnen die gütigen Götter uns, dann, mein Gelichter, war Mann und Weib nie glüklicher als wir.

# Die Mädchenschule.

Ihr Mädchen, wenn ihr lernen wollt,
Wie ihr der Lieb entgehen sollt,
So kommt, ich will euch unterrichten!
Ich lehre lauter leichte Pflichten,
Sie werden euch so schwer nicht sein;
Lernt nur ein Wort, nur: Nein.

Wenn sich der Herr im ehrbarn Staat
Mit weissen Kinn und Lokken naht.
Wenn seine Wörtchen saufte fliessen:
Mein Licht! Mein Engel! laß dich küssen:
Da hört ihn nicht, da müßt ihr schrein:
Nein, nein, mein Herr, nein, nein!

Wenn er gleich traurig nach euch sieht,
Gesezt, er bringt ein seufzend Lied,
Er will mit Band sich an euch wagen,
Mit Stof, den Frankreichs Mädchen tragen,
O Mädchen, da, da müßt ihr schrein:
Nein, nein, mein Herr, nein, nein.

Wenn sich sein Wein beim Namensfest
Auf eurem Tische sehen läßt,
Wenn Muth und Feuer aus ihm blinken,
Und eurer Lust und Liebe winken,
Da ist es klar, daß ihr müßt schrein:
Nein, nein, mein Herr, nein, nein.

Will man den Frühling zu besehn
Mit euch durch Flur und Gärten gehn,
Durch weichen Klee, durch sichre Schatten,
Da, wo sich Reiz und Freiheit gatten,
Was müßt ihr thun? Gleich müßt ihr schrein:
Nein, nein, mein Herr, nein, nein.

Singt man sirenisch eurem Ohr
Ein süsses Lied vom Lieben vor,
Und will sich immer unterm Hören
Ein fühlend Herz in euch empören,
Da hälts wol schwer; doch müßt ihr schrein:
Nein, nein, mein Herr, nein, nein!

Und drükt euch voller Zärtlichkeit
Ein Jüngling der Vollkommenheit,
Ein liebster Jüngling, schlau beim Scherze,
Mit starken Armen an sein Herze,
Ists möglich, nun so könnt ihr schrein:
Nein, nein, mein Herr, nein, nein. *

* Meinen Sie?

# Belindens Geschmak.

Daß Damon nie Belinden rühret,
Den doch Verstand und Tugend zieret,
Das wundert euch?
Verstand kann ihm gar wenig nüzzen,
Ihm fehlt zuviel sie zu besizzen;
Er ist nicht reich.

Daß Staxen ihre Gunst beglükket,
Der doch nie durch Verstand entzükket,
Das wundert euch?
Stax ist zwar dumm, doch wär er dümmer,
So hätt er dieses Glük noch immer,
Denn Stax ist reich.

Daß nicht Belinde besser wählet,
Und Thaler statt Verdienste zählet,
Das wundert euch?
Jezt herrschet der Geschmak bei allen,
Drum merkt das Mittel zu gefallen:
Seid dumm und reich.

# Amymone.

## Eine Kantate.

Wo sich der dürre Sand und stolze Fluren
scheiden,
Blieb, um den Schuz der Götter anzuflehn,
Die jüngste von den Danaiden,
Amymone am Argos Ufer stehn.
Ein Faun verfolgte sie, dem sie mit Furcht entflohn.
Sie hebt die Händ empor und blikt zum Siz der
Götter.
Sie ruft: Neptun, sei doch mein Retter,
Da zügellose Wuth und freche Liebe drohn!

O grosser Gott der Meere!
Kannst du die Bosheit glüklich sehn?
Komm doch, dem Feinde meiner Ehre
Und seiner Wuth zu widerstehn!

Ach! sollen dann die leichten Winde
Mein nichtiges Gebet zerstreun,
Und nur des Meeres tiefe Gründe
Der Keuschheit lezte Zuflucht sein?

O grosser Gott der Meere!
Kannst du die Bosheit glüklich sehn?
Komm doch, dem Feinde meiner Ehre
Und seiner Wuth zu widerstehn.

So klagt sie und gesellt noch Thränen zu den Klagen!
Der Gott des Meeres kommt, ihr Schrekken zu verjagen.
Ein stolzer Hof umringet ihn.
So ließ er sich vordem der Amphitrite sehen,
Als mit dem Liebesgott der stille Gott der Ehen
Im prächtigen Gewand erschien.
Sein Blik gebeut dem Faun und er entflieht vom Strande.
Neptun verzieht, bezaubert und entzükt;
Mit Augen voller Glut und Geist,
In denen sich iezt ganz der Liebe Stärke weißt,
Sagt er zum fesselnden geliebten Gegenstande:

O Schönste, dein gesezter Muth
Verschmäh den Frevel frecher Triebe!
Ergieb dich nur bescheidner Liebe,
Wo man den Angrif seufzend thut.

Glüklich ist, wen du entzündet,
Wenn du fühlst, was er empfindet,
Selber unter Venus Küssen
Wird ihn Mars beneiden müssen.

O Schönste, dein gesezter Muth
Verschmäh den Frevel niedrer Triebe!
Ergieb dich nur bescheidner Liebe,
Wo man den Angrif seufzend thut.

Wie leichtlich führt ein Gott ein junges Herz in Banden!
Wie glüklich liebt Neptun, für welchen alles spricht!
Der Götterkrone blendend Licht,
Und der noch neue Dank, daß er ihr beigestanden.
Dieß war der Liebe Nez! O Beistand voll Gefahr,
Der mehr zu fürchten ist, als je ein Satir war!
Der Nymphe Freundlichkeit zeigt ihres Retters Glükke.
Die Thetis kehrt von ihr erröthend ihre Blikke,
Die spröde Doris flieht zur nassen Flut zurükke,
Und heißt die Nymphen draus die weise Lehre ziehn,
So schmeichelnde Gefahr zu fliehn.

Liebhaber können sich verstekken,
O Nymphen fürchtet ihre List!
Euch sollte das am meisten schrekken,
Was euch am mindsten schreklich ist.

Der wilden Frechheit der Verwegnen
Ists leicht verächtlich zu begegnen;
Doch, wer sich euch gefällig macht,
Vor dem nehmt euch in Acht.

Liebhaber können sich verstekken,
Ihr Nymphen fürchtet ihre List!
Euch sollte das am meisten schrekken,
Was euch am mindsten schreklich ist.

J. E. Schlegel.

# Daphne.

Daphne war schön und arm, fromm erzogen von einer Mutter, die ihr zu frühe starb. Jezt war sie die Dienstmagd des Mykon: Er baute das Landgut eines reichen Bürgers aus Mytilene, und Daphne weidete seine Heerde. Einst gieng sie mit Thränen in ihren Augen zum stillen Grabe der Mutter, goß eine Schale voll Wasser aus, und hieng Kränze an die Ranken der Stauden, die sie darüber hergepflanzt hatte. Da sezte sie neben dem Grabe sich hin, weinte und sprach: O theures Andenken deiner Tugend, deiner Frömmigkeit, o meine geliebteste Mutter! Du, du hast meine Unschuld gerettet. Sollt ich je deine Ermahnungen vergessen, die du mit ruhigem Lächeln mir gabst, und da an meinen Busen hinsankest und starbest; sollt ich je vergessen, wie tugendhaft du warest, dann, o dann mögen die gütigen Göt-

ter

ter mich vergessen; dann mög' ich im Elend ster-
ben, und dein heiliger Schatte möge mich fliehen!
Alles, alles will ich deinem Schatten erzählen:
Hab ich doch, ich Verlassene, hab ich doch sonst
niemand, dem ich mit frommen Vertraun mein
Herz öfnen dürfte. Nicias, der Herr des My-
kon, dessen Heerde ich weide, kam auf sein Gut, des
Herbstes Freuden zu sehn. Er sah mich, that
freundlich mit mir; er lobte meine Heerde, daß
ich sie so gut pflege, und gab mir Geschenke. Göt-
ter! Ich einfältiges Mädchen, was wissen wir
doch auf dem Lande! Gütig, dacht ich, ist unser
Herr; ihn mögen die Götter dafür segnen; zu
ihnen will ich für ihn beten, das ist alles, was ich
kann. Glüklich sind die Reichen und; doch sie
verdienens ja wohl, sind sie gütig wie er. So
dacht ich, und ich litt es, wenn er meine Hand in
die seine schloß, und durfte nicht aufblikken, da er
einen Ring von Gold an meinen Finger stekte!
Sieh, auf diesem Steinchen dies Kind mit Flü-
geln, das soll dich glüklich machen, so sprach er,
und küßte meine erröthenden Wangen. Ist er
doch wie ein Vater gütig mit dir! Wie verdienst
du so viel Gnade von einem so reichen und mäch-
tigen Herrn. So dacht ich einfältiges Kind. Aber

ach, wie war ich betrogen! Heute früh fand er im Garten mich; da faßt er mich freundlich unterm Kinne! Bringe, sprach er, mir frische Blumen, ich möchte an ihrem Geruch mich erquikken, dort in der Laube von Myrthen. Geschäftig und freudig sucht ich die schönsten aus, und lief mit froher Eile nach der Laube. Leicht bist du, wie ein Zephir, und schöner, als die Göttinn der Blumen; so sagt er, und — Götter, Götter! Noch beb ich durch alle Gebeine, er riß mich auf seinen Schoos hin, drükt' an seinen Busen mich, und alle Verheissungen, die verführen, und alles, was Liebe reizendes sagen kann, das floß von seinen Lippen. Ich weinte, ich bebte, und wäre, der Verführung zu schwach, ach jezt unglüklich, jezt nicht mehr dein unschuldiges Kind. Hätte, so dacht ich, deine fromme Mutter dich je unkeusche Umarmungen niederträchtig dulden gesehn! Ich dachts, und bebte zurük, und entfloh. Jezt komm ich, Geliebte! Ich komme auf deinem Grabe zu weinen. Ach, daß ich junges armes Kind so früh dich verlor. Eine zu zarte Pflanze bin ich, die den Stab verlor, an dem sie sich schmiegte. Diese Schaale voll Wasser gieß ich deinem frommen Schatten aus; nimm diese Kränze, nimm meine

Thrä-

Thränen! Möchten, o möchten sie bis zu deinen Gebeinen dringen! Und höre, höre geliebte Mutter! Ach, deiner Asche, die hier unter den bethränten Blümchen ruht, deinem heiligen Schatten wiederhole ich dies Gelübde. Tugend und Unschuld und die Furcht der Götter sollen das Glük meines Lebens sein. Sei ich nur arm und froh und zufrieden, und thue nichts, das du nicht mit freundlichem Lächeln gebilliget hättest; dann werd ich, wie du es warst, von Göttern und Menschen geliebt, weil ich fromm, redlich und dienstfertig bin; und dann sterb ich einst lächelnd und mit Freudenthränen, wie du starbst.

Und jezt gieng sie. Frohe Empfindung der Tugend strömte ganz durch sie hin, und glänzte in ihren Thränenbenezten Augen. Schön war sie, wie ein Frühlingstag, wenn ein sanfter Regen fällt, und durch die Sonne scheint. Froh wollte sie zu ihren Geschäften; aber Nicias kam auf dem Wege ihr entgegen. Mädchen, sprach er, und Thränen rollten seine Wangen herunter; ich hab auf dem Grabe deiner Mutter dich behorcht: Fürchte dich nicht, tugendhaftes Mädchen! Dank sei den Göttern, Dank deiner Tugend, du hast mich von dem Verbrechen gerettet, deine Unschuld

führt zu haben! Verzeihe, keusches Mädchen, verzeihe, und fürchte von mir kein neues Verbrechen: Auch meine Tugend siegt. Sei fromm, sei tugendhaft; aber sei auch glüklich. Jene baumreiche Wiese bei deiner Mutter Grab, und die Hälfte der Heerde, die du gehütet hast, sei dein. Möge ein würdiger Gatte, tugendhaft, wie du, das Glük deines Lebens sein! Nimm das Geschenke, das mein redliches Herz dir giebt, und laß mich ferner für dein Glük sorgen; sonst wird's, daß ich deine Tugend beleidigte, mein ganzes Leben mich quälen. Vergiß, vergiß mein Verbrechen! Du hast, wie eine gütige Gottheit, mich vom Verderben errettet.

S. Geßner.

## An die Rose.

Geh hin zur Phillis, geh hin, du Fürstinn der
Blumen, o Rose,
Mit voller Anmuth vom Frühling beschenkt,
Damit sie wisse, wie schön Natur und Jugend sie
schmükken,
Wenn ich ihr sage, sie blühe, wie du.

Sag

Sag ihr, es lächle der Reiz auf ihren dir ähnli=
chen Wangen,
Von uns gesehn und bewundert zu sein,
Du würdest, hättest du dich auf öde Gefilde ver=
borgen,
Auf keinem wallenden Busen verblühn.

Die Schönheit nüzze nur dann, wenn sie in füh=
lenden Herzen
Der Liebe süsse Bewundrung erzeugt,
Und es sei von der Natur ihr nicht die Lehre ge=
geben,
Verächtlich ihre Verehrer zu fliehn.

Dies sag ihr, Rose, dann stirb, daß sie das Schik=
sal befürchte,
Das ihren Reizungen einstens auch droht,
Und daß sie jezzo, da noch ihr Lenz zur Liebe sie
einlädt,
Sich nicht mehr weigere zärtlich zu sein.

Müller.

# Das Mitleid.

Wer hat ein reizender Gesicht
Als Jungfer Marionette?
Allein, wer hört wol, daß sie spricht,
Wie man vermuthet hätte?
Sie neigt sich artig und steht da,
Und sagt aufs höchste: Was? und Ja!
Doch sie ist noch Monade;
Wahrhaftig, das ist Schade.

Finettens Puppenangesicht
Kann nur von fern entzükken.
Sie hat viel Narren, wie sie spricht,
In ihren Liebesstrikken.
Der Kluge geht vorbei und lacht.
Sie macht mit ihrer Flittertracht
Der Gasse nur Parade.
Wahrhaftig, das ist Schade.

Mein Fräulein Hey ist frei im Scherz,
Und sanft in ihrer Gnade,
Sie liebt mein bürgerliches Herz
In ziemlich hohen Grade.
Allein ich weiß nicht, wie das ist,
Daß sie den Adelstand vergißt —
Die Lieb ist wol nur Gnade.
Wahrhaftig, das ist Schade.

Zacharia.

# An den Sylphen Ariel.

Beschüzzer meiner Schöne,
Wachsamer Ariel,
Erschein auf diese Töne,
Und nimm von mir Befehl.
Selinden zu bewachen
Sei künftig dein Beruf!
Nichts muß dich grösser machen
Seit Gabalis dich schuf.

Dich finde nicht der Morgen
Bei meines Mädchen Puz,
In weit erhabnern Sorgen
Beweise sich dein Schuz.
Belindens braune Lokken
Gab Pope dir zur Wacht,
Jezt nimm so unerschrokken
Belindens Herz in Acht.

Wenn überdekt mit Tressen
Der Stuzzer um sie schwebt,
Und seinen Blik vermessen
Der Narr nach ihr erhebt;
So scheuche dein Gefieder
Den leeren Stuzzer fort,
Und donnre Narren nieder
Durch ein gescheutes Wort.

Erhalt in ihrem Herzen
Den Spott, der siegreich ist,
Wenn in gezwungnen Scherzen
Der Landwiz sich ergießt.
Ein niederschlagend Lachen
Bewafn' ihr Angesicht,
Den Junker klein zu machen,
Der aus Banisen spricht.

Bedekt nun die Gefilde
Von Abend Thau und Ruh;
So sezze meinem Bilde
Der Liebe Reizung zu.
Gieb, daß ich so sie rühre,
Wie da sie mich gerührt,
Als sie an dem Klaviere
Mein zärtlich Herz entführt.

Zacharia.

## Aphrosine.

In einer königlichen Stadt,
Die grossen Prunk und grosse Sünder
Und Häuser hatte, wie Berlinathen sie hat,
Zog Aphrosine zwei zugleich geborne Kinder

Nun-

Nunmehr ins zehnte Jahr, und sparte keinen Fleis
Und keine Sorgfalt, sie zur Tugend aufzuziehen.
Denn Mädchen, die so roth und weiß
Wie Lilien und Rosen blühen,
Sind ohne Furcht und ohne Sitten nichts.
Schön waren diese Töchter beide:
Die Feinheit ihres Angesichts
Gab ihrer Mutter Trost in schwerem Wittwen-
kleide,
Doch ihres Busens Liebling war
Die lieblichlächelnde Dorine;
Ihr zarter Wuchs, ihr dunkles Haar
Und ihre geistbelebte Miene
Und feuerreiches Augenpaar,
Zwang ieden Menschen, der sie sahe,
Zur staunenden Bewunderung;
Und da dies schon anjezt geschahe,
Da noch ihr Auge viel zu jung
Zum Herzbestrikken war; was wäre nicht geschehen,
Wenn sie mit reifgewordner Macht
Den Jüngling siegend angesehen,
Und ihrer äussern Reize Pracht
Mit innern Reizungen vermehret?
Die Mutter sahe schon voraus
Von einem Eidam sich verehret,

Der ihre Tochter in ein goldgeschmüktes Haus,
Palläſten ähnlich, führen würde.
Die zwote Tochter, Aphroſis,
War etwas minder ſchön, doch fromm war ſie gewiß.

Sie machte ſtets die groſſe Bürde
Der ſchmerzlichſten Bekümmerniß
In ihrer Mutter Herzen leichter;
Wenn ihre beiden Wangen feuchter
Von Thränen waren, als vom Fall
Des Abendthaus die Sonnenblume,
Dann ſang die Tochter ſüß, gleich einer Nachtigall,
Ein heilig Lied zum Götterlob und Ruhme,
Und küſſete der Mutter Thränen vom Geſicht.
Das gute Kind, ſie wußt es nicht,
Ihr Vater gieng vor ſieben Jahren
An einen ſchilfbewachſnen Fluß,
Und tödtete mit einem Bogenſchuß
Zween Waſſervögel, die dem Flußgott heilig waren;
Und ſtieg jezt in ein kleines Boot,
Um ſeine Beute ſich zu holen,
Und fand im Waſſer ſeinen Tod,
Nachdem er Weib und Kind den Göttern anbefohlen,
Als ihn die ſchnelle Flut umfieng;

Die

Die Fischer kamen ihm, ach! allzuspät zu Hülfe,
Starr brachten sie ihn aus dem Schilfe
Der armen Gattinn, und seit diesen Tagen gieng
Dies bange Weib mit ieder Abendsonne
Zum Ufer, wo sein Grabmal war.
Hier, sprach sie: hier liegt meine Wonne,
Und gab ihr aufgelöstes Haar
Den Lüften preis, und füllete die Lüfte
Mit ihrem lauten Klaggeschrei,
Sie brachte frische Blumendüfte
Zum Todtenopfer, wenn der May
Die Fluren und den Garten krönte,
Goß Milch und Wein aufs Grab und söhnte
Den Flußgott jährlich aus mit eines Böckchens
Blut.
Einst blieb sie ungewöhnlich lange;
Der Sturmwind heulete; da ward den Kindern
bange!
Sie sahen mit verzagten Muth
Durchs Fenster, legten sich heraus mit halbem
Leibe
Und stürzeten zugleich herab:
O wehe dem betrübten Weibe!
Sie kam, und dieser Anblik gab
Ihr Stiche, die das Herze treffen müssen;

Denn,

Denn, ach! Dorine lag zerschmettert und entstellt,
Gleich einem Apfel, der vom Wipfel abgerissen,
Von Ast zu Ast stark auf den Boden fällt;
Sie warf sich über ihre Leiche mit Verlangen
Zu sterben, und sie frug nach Aphrosinen nicht.
Ein Wunderwerk war mit dem Kinde vorgegangen,
Im Fallen hatte sie der Sturmwind aufgefangen,
Und unbeschädiget mit heiterm Angesicht,
Drei Häuser weit davon, so sanft herabgelassen,
So leicht, als wär ein Myrthenblat.
Sie kam, die Mutter zu umfassen,
Die leichenblaß und sterbensmatt
Auf harten Pflaster lag und in Dorinens Blute.
Und seht, den Augenblik erschien im Flügelhute
Der Götterbote, der Merkur,
Und sagte zur Verzweiflungsvollen:
Sei ruhig, klage nicht. Die Götter wollen
Der Menschen Bestes nur.
Er sprach es, und verschwand, und Aphrosine sahe
Im späten Alter sich gelabt
Von Aphrosis, an der das Wunderwerk geschahe.

Die

Die Götter hatten sie mit Tugenden begabt,
Und überdies mit glänzendem Verstande.
Dadurch ward sie berühmt in ihrem Vaterlande:
Und iedermann rief ihrer Mutter zu:
Heil dir, du frohe Mutter, du.

Karschinn.

## Argyre.

Argyre zieht den Handschuh ab:

Ihr sollts der schönen Hand vergelten.
Sie zeigt den Schuh. O, seht herab!
So nette Füßchen sieht man selten.

Sie lacht. Warum? Ihr sollt nunmehr
Zwo Reihen weisser Zähne preisen.
Sie hört; doch hört sie etwas schwer:
Um euch ihr zartes Ohr zu weisen.

Bei keinem Tanze seht ihr sie:
Sie ist zu dik, sich leicht zu schwenken,
Nur einen Fehler merkt sie nie;
Sie spricht so viel, und kann nicht denken.

Unzerinn.

Apollo

# Apollo und Daphne.

Ich bin, rief einst Apoll der schönen Daphne nach,
Die eiligst vor ihm floh, die er im Fliehn nur sprach,
Ich bin der Dichter Gott! Ein schöner Geist! — doch Lieder
Vermochten nichts bei ihr, und riefen sie nicht wieder.

Ich spiele, schrie der Gott, auf meiner Laute dir,
Wenn du mich lieben willst, ein himmlisch Lied. Bleib hier!
Harmonisch, wie die Welt, sanft, wie dein Blik — doch Töne
Besänftigten noch nicht das Herz der spröden Schöne.

Die Tugend schäz' ich hoch! Die Tugend üb ich treu!
Ich bin durch meine Kunst der Gott der Arzenei,
Mehr als Hippokrates! bewegt sie dieß? Nichts minder!
Kaum hörte sie: Arznei! so lief sie schon geschwinder.

Hätt

Hätt aber nur Apoll der Daphne nachgeschrien:

Ich bin ein junger Gott; im Unternehmen kühn,
Stets schön, stets aufgewekt, stets reich an seltnen Gaben!

Sie sollte bald den Kopf herumgedrehet haben.

Unzerinn.

## Gebet.

Ewiger Vater, der du schon für mein Glükke geforget,
Eh ich noch ward, der mich in seine Hände gezeichnet,
Der stets über mich wacht, auch in dem Leben der Prüfung
Mir unzählige Freuden verleihst, o ewiger Vater;
Mehr als Engeln, mein Vater! (Denn nicht ein Bruder der Engel
Ward dein göttlicher Sohn!) o Gott der Liebe, wie kann ich
Dir genugsam danken? Es kann es kein Seraph: doch danken,

Loben,

Loben, preisen und ehren soll stets mein Herz und
mein Mund dich.
Nie durch undankbares Murren, mein Herz, sollst
du dich entehren! —
Aber thatst du's nicht doch, undankbares Herz,
und entehrtest
Oft durch niedrige Klagen dich? Und seufztest
voll Thorheit,
Daß die purpurne Rose verwundende Dornen be-
schüzzen?
Daß nicht Hand in Hand der jugendlichlächelnde
Frühling
Und der segenreiche Herbst die Fluren durchtan-
zen?
Daß furchtbare Gewitter des Himmels Antliz
verfinstern? —
Gott der Liebe! barmherzig und treu und gedul-
dig und gnädig,
Ach verzeih es dem thörichten Herzen, wenn es
sich zu murren
Jemals erkühnet! heilige, reinige, weih es zu
einem
Dir gefälligen Tempel du selbst! Bekehr, o
bekehre

Du

Du mich, Herr, so bin ich bekehret; den Geist der Gnaden
Und des Trostes, verleih ihn, o Gott, mir! Kein Leiden (wie viel auch
Du desselben nach deiner ewigen Weisheit mir zuwiegst)
Lasse von dir mich entfernen, den Mund zum Dank mir verschliessen!
Daß alles Leiden auf Erden, wär auch das Leben des Menschen
Ganz ein Gewebe von Leiden, der Wonne nicht werth sei, o Vater,
Die du bereitet hast denen, die dich und die Brüder lieben.
Dieser des ewigen Lebens erquikkende grosse Gedanke
Sei mir stets gegenwärtig! Mit heisser, brünstiger Liebe
Gegen dich und den Nächsten entflamm' er stets mein Busen!
Leite mich in die Fußstapfen deß, der sein Leben aus Liebe
Für die Menschen gelassen, der Heilige für die Sünder!
Der, da er gestraft und gemartert ward, seinen Mund nicht

Aufthat, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführet wird; wie ein Schaaf, das vor seinem Scheerer verstummt, den Mund nicht aufthut.

Auf diesem Wege zu wandeln sei stets mein eifrigst Bestreben!

Leite du meine Füsse, und wenn ich strauchle, vergieb mir!

Wenn ich verirr', Erbarmer, so führe bald deine Güte

Auf den schmalen Pfad mich zurük, der zur Pforte des Lebens

Führet, und laß mich auf ihm die Pforte des Lebens erreichen!

Nur allein auf dich hoff ich, vertrau ich: nie wirst du verlassen

Die, die auf dich hoft und vertraut. Du erhörst ja das Flehen

Derer gerne, die zu dir sich nahen, verwirfst deineKinder

Nicht von deinem Antliz! O laß dir, Herr, auch mein Stammlen

Nicht mißfallen! dich sollen stets meine Lippen erheben!

Klarissa S" geb. S"

# Der Jüngling und ein Fremder.

Fr. Wohin, kranker Jüngling so spät noch, deine blassen Wangen mit Thränen benezt? Wohin so alleine noch? Was fehlt dir?

J. Ich bin nicht krank — mir fehlt nichts. Ich weine fast stets so — halte mich nicht auf — doch höre, weißt du nicht, wohin sie meinen Vater begruben? Alceſt war mein Vater; ich suche sein Grab iezt.

Fr. Nein, armer Jüngling, ich weiß nichts, doch rath ich dir, gehe so allein nicht zur schreklichen Wohnung der Todten. Sieh nur die hereinbrechende Nacht; fürchteſt du nichts?

J. Sie haben mich von den kalten Lippen meines Vaters gerissen, haben mit Troſt, der mir zur Laſt ward, haben mit grausamer Liebe mich in ihrer Versammlung gehalten, bis sie meinen Alceſt, meinen Vater, meinen zärtlichsten Freund von der Erde hinweggethan hatten. Entflohn bin ich nun ihrer marternden Liebe, ich suche sein Grab iezt. Da soll des Allsehenden Auge mich finden! Unter meinen Füssen die Saat des Herrn, die der Auferstehung reift, und über

meinem Haupt der stillwandelnde Mond. Da will ich den Eid der Tugend und der Frömmigkeit schwören. Vielleicht, daß dann sein geheiligter Schatten mit Lächeln auf mich hernieder blikt, und bald mich hinüber winkt zu sich in die ewigen Wohnungen des Friedens.

— Fr. Armer Jüngling!

Charlotte **

# VI.

# Einzelne Stellen
## und Gedanken
## aus
## verschiedenen Schriftstellern.

Haushaltungswissenschaft! das ist die nüzlichste und rühmlichste Wissenschaft, die anständigste Beschäftigung für ein Frauenzimmer. Eine Geizige sieht man noch hier und da, eine gute Wirthinn sehr selten, und das ist doch die Haupteigenschaft, worauf vor allen andern gesehen werden sollte. Das ist das einzige und wahre Heirathsgut, das ein Haus retten kann, und ohne welches alles zu Grunde gehen muß. Was die Mode ist, darauf kömmts nicht an: ich verlange von einem Frauenzimmer durchaus vor allen andern Tugenden, die Tugend der guten Wirthschaft. Wer kann es ohne Unwillen ansehen, wenn in manchen Haushalten der Herr müd und schwizzend von seinen beschwerlichen Geschäften des Mittags nach Hause kömmt, und Madame noch beim Puztische in ihrem Kabinette antrift. Das ist eine Sache für Königinnen, und für die kaum. Ists nicht lächerlich und unbillig, daß wir die Trägheit unserer Frauen mit unserm Schweiß und unserer Arbeit unterhalten sollen?

Montagne.

# Vorzug der englischen Frauenzimmer vor den Italienerinnen.

Sie möchten vielleicht fragen, ob das englische oder das italienische Frauenzimmer schöner ist, und ich will Ihnen statt der Antwort eine Unterredung erzählen, die ich mit einem italienischen Mahler, der sich einige Jahre in England aufgehalten, gehabt. Ich that ihm eben diese Frage, und er erwiederte, daß er in Italien mehr Frauenzimmer gesehen, die man mit der Juno, hingegen in England mehr, die man mit der Venus vergleichen könnte. Daraus folgt aber nicht, daß die Italienerinnen durchgängig grosse Züge, und die Engländerinnen mehr Reizungen haben. Es giebt in England einige von der ersten Art, und in Italien hingegen auch viel gefällige Schönheiten. In England sieht man überhaupt mehr schöne Farbe, und eine feinere Haut; hingegen in Italien bestimmtere edlere Züge, fatezze risolute, wie er sich ausdrükte. Wer die vielen blühenden Gesichter, und schöngewachsenen Frauenspersonen zu Romelagh siehet, wird einräumen, daß man in Italien keinen so reizenden Anblik findet. Hingegen geben die Nasen der Römerinnen,

der Mund der Neapolitanerinnen, die Bildungen der Venetianerinnen, einem Raphael und Michael Angelo, die schönsten Muster zur Nachahmung. In einigen Stükken haben die Italienerinnen grosse Vorzüge. Nirgends findet man z. E. so viele schöne Augen, als in Italien. Ich mache mir viel aus schönen Augen, Nasen, Haut und Bildung, versezt ich. Verstand, Wiz und ein gutes Herz sind die wahren Reizungen, wodurch das schöne Geschlecht uns an sich ziehen muß. Darauf muß man sehen, und nicht, ob sie der Venus oder Juno gleichen. Und glauben sie wohl, daß die Italienerinnen sich in diesen Stükken den Engländerinnen an die Seite sezzen können?

Baretti's Reisen.

Jezzo nahn sich die Pferde der Sonne den Kreisen des Mittags,
Und der Höfling erwacht und die Dame. Von gestrigen Festen
Ganz noch berauscht, erheben sie sich, und taumeln ermattet,
Unbekümmert, wie lange bereits der Morgen gestrahlet,

An die Tafel, wo sie der Levante Getränke beseelet.
Unmuth folget ihr nach und fiebrische Todtenblässe
Dekket die Wangen, von denen zu bald der Früh-
ling geflohen.
— — — Am zierlichen Nachttisch
Sizt, beschäftigt im Puz, die halb noch träu-
mende Schöne.
Ernstlich ist sie bemüht, auf ihren verblühenden
Wangen
Künstliche Rosen zu schaffen; wohlriechende Was-
ser verdüften
Rund um sie her. Sie senket sich ganz in den
silbernen Spiegel
Und Stillschweigen herrschet um sie, wofern sie
nicht etwan
Ihrer Gehülfinn Lehren ertheilt, hier Muschen zu
legen,
Oder dort höher empor die schimmernde Blume
zu pflanzen.
Noch ist ihr Angesicht leer von allen erobernden
Mienen,
Die ein finsterer Ernst, und Tiefsinn im Puzze
verschlungen.
Aber wie heitert es plözlich sich auf! Ein prächti-
ger Stuzzer
Flattert

Flattert herein ins Gemach, und küßt mit wildem Entzükken
Ihre verzärtelte Hand, kaum von der Salbe getroknet,
Die im Handschuh des Nachts die Farbe noch weisser gekünstelt,
Jezzo sezt er sich kühn an ihre Seite. Sie blikket
Ihm Ermunterung zu, und eilt mit siegenden Mienen
Ihn zu bezaubern. Wie künstlich weiß sie die Reizungen alle
Zu verrathen, die sie in seinen Augen verschönern!
Bald zeigt sie den blendenden Arm; bald wirft sie im Sprechen
Ihren Mantel zurük, und alle Schönheit des Busens
Schwillt vor seinem Verlangen empor; sein Auge wird wilder,
Feuriger wallet sein Blut; die sonst geschwäzzige Zunge
Stokt. Sie sieht es, und lacht; der Gott der flüchtigen Liebe
Jauchzet; die Keuschheit entflieht, und sie führt ihren Verehrer,
An den Siegeswagen geschlossen, zum stolzen Triumph fort.

Und

Und am Nachttisch nicht nur empfängt die ent=
artete Schöne
Den wildliebenden Jüngling: von Frankreichs
Sitten verdorben,
Nimmt sie oft seinen Besuch noch halb in den Ar=
men des Schlafs an.
Und dies nennet man Welt? dies heißt Erzie=
hung? O Name,
Lügender Name! Wie scheitert durch dich die Tu=
gend und Keuschheit
Bei so vieler Gefahr, die unter der Sicherheit lau=
schet!
O wie bist du, Germanien, nicht verdorben, ver=
giftet
Von der gallischen Pest! die glüklichen goldenen
Zeiten,
Da du mit deinen männlichen Sitten der Wollust
den Eingang
Wehrtest, und Trug nicht und List die Herzen der
Fürsten entweihte,
Diese Zeiten sind leider nicht mehr! Denn damals
war Tugend
Noch kein nichtsbedeutender Name. Die himm=
lische Keuschheit
Gieng im hohen Gefolg von reinen eigenen Sitten,
Unter

Unter deinen Töchtern einher. Die Chöre der
Jungfraun,
Und der Jünglinge Schaar erhub sie in Hymnen.
Kein Laster
Hatte sich damals, wie jezt, in lachende Namen
verkleidet;
Keine Galanterie schlich um das Ehbett. Die
wahre
Treueste Redlichkeit nannte man damals die deut-
sche; nie ward sie
Von der betrügenden Staatskunst entweiht. In
ehrbarer Freiheit
Wurden von Müttern allein die blühenden Töch-
ter erzogen,
Nicht vom gallischen Mädchen, das mit den gal-
lischen Liedern
Alle Fehler sie lehrt, die ihre Herzen vergiften.
Weder die Kunst mit der schildernden Nadel auf
muntre Tapeten
Lachendes Feld und lebende Bilder in Seide zu
pflanzen;
Noch die bessere Kunst, die Wirthschaft glüklich
zu führen;
Oder den reinlichen Tisch mit deutschen Gerichten
zu füllen;

Auch

Auch nicht die Kunst des Puzzes sogar, jezt theuer
erkaufet,
Fehlte Germaniens Töchtern. Am ungekünstelten
Nachttisch
Gieng nicht der Morgen vorbei so mancherlei
Schminken zu ordnen.
Nein, sie schminkte der spiegelnde Quell; und ei-
gene Schönheit
Nicht erzwungen mit Lilienweiß, und falschem
Karmine
Strahlte von offener Stirn und vollen rosichten
Wangen.
Freche Jünglinge konnten noch nicht mit gleissen-
den Worten
Oder durch blendenden Wiz unsinniger, schaaler
Romane,
Den gesunden Verstand der deutschen Schöne ver-
führen.
Keine neue Mode von Stof, kein Anzug von Spizzen
Brachte der Tugend Gefahr und hieß die Keusch-
heit entfliehn.
Diese Zeiten sind leider nicht mehr! Wir tragen
das Merkmal
Von dem gallischen Joch auf unsern gezeichneten
Stirnen,

Frank-

Frankreich krieget mit uns durch seine Waffen und Sitten;
Seine Waffen weichen noch oft germanischen Fahnen.
Aber mit seinen Sitten erobert es schneller und sichrer.

Zachariä.

Fluch über die Maximen der Welt, und über jene uneigentliche Sprache, die so gerne die niedrigsten Laster unter den Namen von Zeitvertreib und Gallanterie verbergen möchte! — Mag man mich doch für sonderbar, für unpolirt, für unmodisch gut halten; wenn ich nur meine Ruhe erhalten, und mich gegen mein eigenes Gewissen rechtfertigen kann! Es gelinge mir nur die Regeln der Wahrheit und Gerechtigkeit unverlezt zu beobachten, und ohne Furcht mein Herz dem allsehenden Auge der Gottheit öfnen zu können: und ewiger Schimpf ruhe auf allen den modischen Verfeinerungen, die so gerne das Entsezliche einer niederträchtigen Handlung mildern möchten.

Elisabeth Rowe.

* * *

Der Eigensinn ist bei den Frauenzimmern ganz nahe bei der Schönheit, damit diese den Mannspersonen weniger schade, die ohne Mittel von ihr nicht genesen könnten.

la Bruyere.

* * *

Ein schönes Frauenzimmer, das die Eigenschaften eines rechtschafnen Mannes besizt — nichts entzükkenders ist auf der Welt. Sie vereinigt in sich alles Verdienst der beiden Geschlechte.

Derselbe.

* * *

Manche junge Personen kennen nicht genug die Vortheile eines glüklichen Naturels, und wie gut es für sie sein würde, sich demselben zu überlassen. Sie schwächen diese seltnen Gaben des Himmels, durch gezwungene Manieren und durch eine schlechte Nachahmung. Stimme, Gang, alles ist an ihnen entlehnt. Sie zieren sich, und künsteln an sich; sehen in Spiegel, ob sie sich auch weit genug von der Natur entfernen;

es

es kostet ihnen keine geringe Mühe — weniger zu gefallen.

Derselbe.

* * *

— — — Germaniens Schönen, entziehet am Nachttisch
Einige Stunden dem Puz, und widmet sie leh-
renden Schriften.
In die Bildung voll Reiz, womit die Natur euch
beschenket,
Bringt auch wahres, edles Gefühl vom Schönen
und Grossen.
Aber verachtet den Wiz, der mit der schlüpfrigen
Feder
Eure Gemüther verderbt, und lachende Laster
euch lehret.
Grabt die Gesänge des lehrenden Dichters, die Lie-
der des Weisen,
Welcher, wie Young, zur Tugend entflammt, in
zärtliche Herzen.
Laßt den leeren Roman die strafbare Liebe ver-
breiten,
Euer gereinigter Geist sei viel zu edel zum Las-
ter.

Aber solltet ihr auch Geschmak im Bücherſaal finden,
Oder der feinere Wiz sich seiner Stärke bewußt sein,
O so schrekt nicht sogleich mit niederm pedantischen Stolze
Euer Geschlecht, das neidisch auf euch, von Erziehung verdorben,
Wissenschaften noch mehr im prahlenden Hochmuth verachtet.
Die gelehrteste Schöne wird gröſſerer Beifall belohnen,
Wenn sie Natur und Zärtlichkeit spricht, und zur Liebe geschaffen
Nicht mit Beleſenheit prangt, und unter Hauben nicht Mann ist.
Folget auch ja nicht zu leicht, von Beispiel und Schmeichlern verleitet,
Einer verwegenen Dichterinn nach, zur Fahne der Reimer,
Oder wol gar in das Feld der Kritik. Die satirische Geiſſel
Schonet des Reifroks nicht, und trift mit schmerzenden Schlägen

Einer

Einer Schöne durchwässertes Lied, so sehr auch
ihr Bildniß
Vor der mislungenen Schrift vom Leser Ver-
schonung erbittet.

Aber wie werdet ihr nicht das Herz des Mannes
beglükken,
Den die Vorsicht euch schenkt, wenn eure Wangen
voll Rosen,
Euer siegender Blik und eure Kastanienlok-
ken
Ihn nicht allein euch fesseln; nein, wenn noch hö-
here Reize,
Anmuth des Geistes, und Hoheit der Seele mit
lachendem Wizze
Immer gleich stark ihn bezaubern; wenn euer ge-
fälliger Umgang
Oft von den Büchern ihn lokt, und selbst die Ge-
sellschaft des Freundes
Ihm nicht immer die Freuden ersezt, die ihr ihm
nur schenket.
O verdient nicht dieß Glük, um für den Morgen
des Lebens
Zeitig zu sorgen, ihn nicht zu verpuzzen; und
wenigstens mehr noch

Eure Seele zu schmükken? So wird sie im spä-
testen Alter
Ueber den Abend des Manns mit Strahlen des
Morgenroths lächeln.

Zacharia.

Mache öfters Gebrauch von der Einsamkeit. Nichts ist nüzlicher, nichts nothwendiger, den Eindruk zu schwächen, den die sinnlichen Gegenstände auf unser Herz machen. Man muß sich also von Zeit zu Zeit von der Welt entfernen, und sich sammlen. Sezze dir gewisse Stunden des Tages aus, zu lesen, und Gebrauch von deinen Betrachtungen zu machen. Die Betrachtung, sagt ein Kirchenvater, ist das Auge der Seele, durch welches Licht und Wahrheit in dieselbe kömmt. Ich will ihn in die Einsamkeit führen, sagt die Weisheit, und daselbst mit seinem Herzen reden; daselbst ist es, wo die Wahrheit ihre Lehren giebt, wo die Vorurtheile verschwinden, vorgefaßte Meinungen sich schwächen, und der Wahn, der alles beherrscht, anfängt seine Rechte zu verlieren.

Marquise v. Lambert.

Man

Man muß weder seine Annehmlichkeiten, noch seine Talente vernachläßigen, denn Frauenzimmer sind bestimmt zu gefallen: aber man muß mehr darauf bedacht sein, sich ein gründliches Verdienst zu erwerben, als sich mit nichtsbedeutenden Dingen zu beschäftigen. Nichts ist kürzer, als die Herrschaft der Schönheit, und nichts ist trauriger, als die Fortdauer des Lebens derjenigen Frauenzimmer, die nichts gewußt haben, als schön zu sein. Wenn ihr eine Eroberung durch eure Reize gemacht habt, so bringt alles auf die Freundschaft zurük, und suchet sie durch euer Verdienst zu erhalten.

Dieselbe.

* * *

Die Vergnügungen der Welt sind Betrüger. Sie versprechen mehr, als sie geben: sie machen uns unruhig, indem wir ihnen nachstreben, befriedigen uns nicht, wenn wir sie besizzen, und bringen uns zur Verzweiflung, wenn wir sie verlieren.

Dieselbe.

Unterhalte dich nicht zu sehr mit deiner Einbildungskraft: sie wird dir die Liebe mit allen ihren Reizungen mahlen. Alles ist täuschend und verführend, wenn es durch sie geht: wenn man sie verläßt und zur Wirklichkeit übergeht; dann sieht man erst, wie viel man verloren.

Dieselbe.

Unzufriedener wälzet sich jezt auf seidenen Küssen
Da die Sonne tiefer nun sinkt, die weichliche Schöne.
Mit bereitetem Haar, und künstlich blühenden Wangen,
Und in reizender Mattigkeit gähnend erwartet sie seufzend
Einen schmeichelnden Schlaf, die langen Stunden zu tödten.
Lange schon liegt sie und spielt mit rosenfarbenen Schleifen,
Die den wallenden Busen verschönern; auch blättert sie öfters

In Romanen herum, und wird zur seufzenden
Heldinn,
Bis ihr Blut sich erhizt und Luftgeschöpfe sich
bildet
Von arkadischen Schäfern, von süssen platonischen
Nymphen;
Und sie Wollust mit Tugend vereint und Stuzzer
mit Treue.
Alsdann überläßt sie sich ganz den freien Ge-
danken,
Welche nun wild durch alle Gebiete der Einbildung
schwärmen.
In dem öden Gemach, vom grünen sichernden Vor-
hang
Melancholisch verhüllt, herrscht eine vertrauliche
Stille.
O! wenn dann ihr kühner Amant den Eintritt
gefunden,
Und sie zu viel im erdichteten Schlaf dem Jüngling
getrauet:
Dann ist oft mit eilendem Flügel und weinenden
Augen
Die beleidigte Keuschheit von ihr auf ewig ge-
wichen.

Zacharia.

Gewöhnet euch, gegen euer Gesinde euch gütig und menschlich zu erzeigen. Dienstboten, sagt ein Alter, muß man als unglükliche Freunde ansehen. Denket, daß ihr den äuserstен Unterschied, der sich zwischen euch und ihnen findet, bloß einem Ohngefähr zu verdanken habt. Laßt ihnen ihren Zustand nicht empfinden, und erschweret ihre Beschwerlichkeiten nicht noch mehr. Nichts ist so niedrig, als stolz gegen diejenigen zu thun, die euch unterworfen sind.

Bedienet euch keiner harten Ausdrükke gegen sie. Es giebt deren, die einer Person von Erziehung und feiner Empfindung gänzlich unbekannt sein sollten. Die Dienstbarkeit ist gegen die natürliche Gleichheit der Menschen; man muß sie also auf alle Weise zu erleichtern suchen. Haben wir wol ein Recht zu verlangen, daß unsere Bedienten ohne Fehler sein sollen, wir, die wir ihnen täglich selbst so viele Fehler sehen lassen? Man muß Geduld mit ihren Fehlern haben. Welch ein Schauspiel, denkt ihr wol, das ihr den Augen eurer Dienstboten gebt, wenn ihr euch ihnen immer in euren Launen und Unwillen

willen zeigt? (Und nur allzuoft geschieht es, daß man die Masque vor seinen Bedienten abnimmt) benehmt ihr euch alsdann nicht alles Recht, sie zu tadeln? — Ihr müßt euch mit ihnen nie in eine niedrige Vertraulichkeit einlassen: aber ihr seid schuldig, ihnen beizustehen, ihnen zu rathen, und ihnen Wohlthaten zu erzeigen, die eurem Zustande und ihren Bedürfnissen angemessen sind. Euer Ansehen freilich müßt ihr über eure Bediente zu behaupten wissen, aber es muß ein sanftes und gelindes Ansehen sein. Ihr müßt auch nicht immer drohen, ohne zu strafen, damit eure Drohungen nicht verächtlich werden: aber ihr müßt auch euer Ansehen nicht brauchen, als wenn keine gütlichen Vorstellungen mehr helfen wollen. Denket, daß die Menschlichkeit und Christenthum alles gleich machet. Ungeduld und Hizze der Jugend, nebst den falschen Begriffen, die man euch von euch selbst beibringt, machen, daß ihr die Dienstboten, als Leute von einer andern Natur, als der eurigen, ansehet: aber wie sehr ist dergleichen Wahn der Bescheidenheit, die ihr euch selbst, und der Menschlichkeit, die ihr andern schuldig seid, entgegen! — An den Schmeicheleien der Dienst-

boten müßt ihr nie Geschmak finden; und, damit ihr den Eindruk, den ihre schmeichelnden und oft wiederholten Reden auf euch machen könnten, verhindert, so denket, daß es Leute sind, die dafür bezahlt werden, euren Schwachheiten und eurem Stolze zu dienen.

Marquise von Lambert.

Heißt das ein Leben, und kann man, ohne daß der Geist dagegen murret, sich einzig und allein der Sorge für den Puz überlassen? Ist es möglich, daß man sich dem fürchterlichen Augenblik, der die Tage endigt, die uns das Schikfal geliehen, nähern kann, ohne daß man jemals um etwas anders sich bekümmert, als darüber, was uns gut oder nicht gut kleidet? — Aus seiner Schönheit seine wichtigste und einzige Beschäftigung zu machen, das ist doch gewiß die unwürdigste Beschäftigung, die man sich machen kann, und sicher gefällt man nie weniger, als wenn man beständig die Absicht hat, zu gefallen.

Madame des Houlieres.

Alles Vergnügen wird bitter, sobald man es misbraucht. — Bisweilen zu spielen, ist nicht zu tadeln, aber das Spiel muß auch ein bloßer Zeitvertreib sein. Wer ein Handwerk aus dem Spielen machen kann, der hat von dem Menschen nichts als das Ansehn. Es ist auch so leicht nicht, als man denkt, starke Spiele zu machen, und sehr ehrlich zu sein. Die Begierde zu gewinnen, ist ein gefährlicher Stachel. Oft fängt man, auch mit dem richtigsten Verstande und mit dem besten Herzen, damit an, daß man betrogen wird, und hört damit auf, daß man selbst betrügt.

Dieselbe.

Phöbe verließ die Schranken, in die ihr Geschlecht sie einschloß,
Feurig, Gutes zu thun, und Seelen Gott zu gewinnen,
Weiht sie sich einer ganzen Gemeine: zu lindern des Armen
Elend!

Elend! zu helfen dem Kranken! den Sterbenden aufzurichten!
Liebevoll that sies, von wenigen Frommen gekannt und von Engeln.

Klopstok.

* * *

Die Schönheit ist wie ein angenehmer Geruch, dessen Wirkung von kurzer Dauer ist. Aber Sitten, ein richtiger und feiner Verstand, ein redliches und empfindliches Herz, das sind entzükkende Schönheiten, die immer neu bleiben.

Marquise von Lambert.

* * *

Selinde macht mit ihren Scherzen
Uns zu Ovidien und Properzen,
Und hat schon iedes Lob für sich.
Kaum wird sie von der Welt erhoben,
So fängt sie an, sich selbst zu loben,
Und sie wird lächerlich.

Die Weisheit wird reden, und dich unterrichten: hör' o Tochter der Schönheit! und grabe ihre Lehren tief in dein Herz, so wird dein Verstand die Züge deines Gesichts verschönern; so wirst du, gleich der Rose, der du ähnlich bist, einen süssen Duft auch nach deiner Blüthe zurüklassen.

Am Morgen deiner Tage, dem Anfange deiner Jugend, wenn Mannspersonen mit Vergnügen ihre Blikke auf dich schiessen lassen, deren Geheimniß dir stilllispelnd die Natur entwikkelt, umringen dich die Gefahren! Verschlieſſe dein Ohr vor den Bezauberungen ihrer Worte; höre nicht die sanften Schmeicheleien der Verführung.

Bedenke, welche Absichten Gott mit deinem Wesen verband; er machte dich zur Gefährtinn des Mannes, und nicht zur Sklavinn seiner Wollust.

Betrachte diejenige, die sich zur Beherrscherinn des Mannes macht, ihn bezwingt, und in seinem Herzen regieret.

Die Unschuld leitet ihren Geist, und die Schamhaftigkeit ist auf ihren Wangen.

Sie bleibt gern in ihrem Hause und ist daselbst nie ohne Beschäftigung.

Ihre Kleidung ist reinlich, aber ohne Pracht; die Mäßigkeit ordnet ihren Tisch, die demüthige Sanftmuth ist gleich einer Ehrenkrone, die ihre Stirne bekränzet.

Wenn die Schmähsucht ihre freche Hand, welche die Ehre verwelket, ausstrekt, und die sanfte Menschenliebe ihr nicht erlaubt, die Lippen zu öfnen, jene zu vertheidigen, so verschließt doch wenigstens der Finger des Stillschweigens ihren Mund.

Weil sie gut gesinnet ist, so glaubt sie nicht, daß man boshaft sein könne.

Glükselig ist der Mann, dem sie zum Gatten bestimmt ist! Glüklich das Kind, welches sie Mutter heissen wird!

Mit Vergnügen besorgt sie ihr Hausgeschäfte; ihre einzige Bemühung ist die Zierlichkeit mit der Sparsamkeit zu verbinden.

Das Glük blähet sie nicht auf, und ihre Geduld heilet die Schläge des Schiksals.

Sie giebt ihrem Gatten Rath, und er empfindet dessen Hülfe; sie liebkoset ihm, und sein Unglük versüsset sich, er schüttet in ihren Schoos sein Herz und ist getröstet.

Glükselig ist der Mann, der sie zur Gattinn hat! Glükselig das Kind, welches sie Mutter nennet.

Die sittsame Jungfrau, das kluge Weib oder die sorgfältige Matrone, sind weit nüzlicher in den Geschäften des Lebens, als Philosophinnen im langen Rokke, hochtrabende Heldinnen oder amazonische Königinnen. Diejenige, die ihren Ehmann und ihre Kinder glüklich macht, den einen vom Laster zurükruft, die andern zur Tugend auferzieht, ist ein weit grösserer Charakter, als solche Frauenzimmer, wie uns die Romane beschreiben, die es zu ihrem ganzen Geschäfte machen, das menschliche Geschlecht durch Wurfpfeile aus ihrem Köcher oder aus ihren Augen zu ermorden.

* * *

Die Höflichkeit ist eine liebenswürdige Eigenschaft, die am meisten dazu beiträgt, uns von andern geschäzt zu machen. Sie schonet der Eigenliebe anderer, erhält Ruhe und Friede unter den Menschen, und verbannt aus den Gesellschaften jenes stolze Ich, das für andere so beleidigend ist. Eine Person von guter Erziehung findet niemals Zeit, von sich zu reden. Sie vergißt, und ist nur darauf bedacht, den Werth ihres Nächsten vollkommen zu machen.

Marquise v. Lambert.

Man hat angemerket, daß die Weiber nicht dazu geschaffen sind, grosse Sorgen selbst zu übernehmen, sondern die unsrigen zu versüssen. Ihre Zärtlichkeit ist die gehörige Belohnung der Gefahr, die wir zu ihrem Unterhalte auf uns nehmen. Das Gefällige und Heitere ihres Umgangs ist uns eine erwünschte Erholung von den Ermädungen eines scharfangestrengten Fleisses. Sie sind in die enge Sphäre häuslicher Beschäftigungen eingeschränkt; und wenn

sie

sie darüber hinausgehen, so überschreiten sie ihren Bezirk und verlieren folglich ihre Anmuth.

Man findet verschiedene Abschilderungen vollkommner Frauenspersonen, allein unter allen keine, die derjenigen gleich käme, die in den Sprichwörtern Salomo's gefunden wird. Auch nur als einen menschlichen Aufsaz betrachtet, ist wol kein Charakter im Theophrast zu finden, der so viele besondere Schönheiten an sich hätte, und der mit einer so besondern Zierlichkeit in Gedanken und Ausdruk entworfen wäre.

Wem ein tugendsam Weib bescheret ist, die ist viel edler, denn die köstlichsten Perlen.

Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen, und es wird ihm nie an Nahrung mangeln.

Sie thut ihm Liebes und kein Leides ihr Lebenlang.

Sie geht mit Wolle und Flachs um, und arbeitet gerne mit ihren Händen.

Sie ist wie ein Kaufmannsschif, das seine Nahrung von ferne bringet.

Sie steht des Nachts auf, und giebt Futter ihrem Hause, und ihren Dienern Essen.

Sie denkt nach einem Akker und kaufet ihn, und pflanzet einen Weinberg von den Früchten ihrer Hände.

Sie gürtet ihre Lenden fest, und stärket ihre Arme.

Sie merket, wie ihr Handel Frommen bringt; ihre Leuchte verlöschet des Nachts nicht.

Sie strekket ihre Hand nach dem Rokken, und ihre Finger fassen die Spindel.

Sie breitet ihre Hände aus zu dem Armen, und reicht ihre Hand dem Dürftigen.

Sie fürchtet ihres Hauses nicht vor dem Schnee, denn ihr ganzes Haus hat zwiefache Kleider.

Sie machet ihr selbst Dekken: weisse Seiden und Purpur ist ihr Kleid.

Ihr Mann ist berühmt in den Thoren, wenn er bei den Aeltesten des Landes sizt.

Sie

Sie macht einen Rok und verkauft ihn, einen Gürtel giebt sie dem Krämer.

Ihr Schmuk ist, daß sie reinlich und fleißig ist, und wird hernach lachen.

Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zungen ist holdselige Lehre.

Sie schauet, wie es in ihrem Hause zugehet, und isset ihr Brodt nicht mit Faulheit.

Ihre Söhne kommen auf, und preisen sie selig, ihr Mann lobt sie.

Viele Töchter bringen Reichthum, du aber übertrifft sie alle.

Lieblich und schön sein ist nichts; ein Weib, das den Herrn fürchtet, die soll man loben.

Sie wird gerühmt werden von den Früchten ihrer Hände, und ihre Werke werden sie loben in den Thoren.

* * *

Die Bescheidenheit sezt das Verdienst und die Achtung, die uns andere erzeigen, in Sicherheit: sie macht den Neid schweigen, und macht, daß man die Lobeserhebungen nicht bereut, die man uns gegeben.

Marquise v. Lambert.

* * *

Diejenige Tugend, die beständig bewacht werden muß, ist kaum der Schildwache werth.

Goldsmith.

Das gefälligste Mädchen ist verschwenderisch genug, wenn sie ihre keusche Schönheit dem Monde entschleiert. Die Tugend selbst ist vor den Bissen der Verläumdung nicht sicher; nur allzuoft frißt ein verborgener Wurm die Kinder des Frühlings, bevor ihre Knospen sich entwikkelt haben, und sengender Mehlthau ist nie mehr zu besorgen, als im thauvollen Morgen der Jugend. Seid also vorsichtig; hier giebt Furcht die beste Sicherheit; die Jugend hat einen Feind in sich selbst, wenn sie auch keinen von aussen hat.

Shakespear.

* * *

Ein Frauenzimmer muß sich hüten, sich mit einem Menschen einzulassen, der eine Neigung zur Unbeständigkeit hat. Man sezt mit solchen

Leuten

Leuten sein Glük in Gefahr: Alles was neu ist, hat ein Recht ihm zu gefallen, selbst auf Kosten des Verdienstes.

Man muß die Eroberung derjenigen nicht achten, die nicht im Stande sind, unsern Werth zu beurtheilen. Die meisten Frauenzimmer wünschen sich Glük, wenn sie Mannspersonen von einem ansehnlichen Range gefallen; sie bedenken nicht, daß dergleichen nicht immer mehr Unterscheidungskraft besizzen als andere. Das, was sie auf Seiten der Eitelkeit gewinnen, verlieren sie dann bisweilen auf Seiten der Selbstliebe. Alles wohl erwogen, wollte ich lieber einem Manne, von ganz gewöhnlicher Art, der meinen Werth zu schäzzen wüßte, gefallen, als die Eroberung des vornehmsten Menschen von der Welt machen, der nicht die Hälfte meiner Eigenschaften einzusehen im Stande wäre, und der mich liebte, ohne sich davon einen andern Grund angeben zu können, als weil ich artig bin.

Für die Opfer, die man der Tugend macht, wird man immer schadlos gehalten; man genießt eines reinen und ruhigen Lebens. Die zärtlichste Rührung ist nicht mit der Ruhe der Seele zu vergleichen. Alle Vergnügungen, die uns unsere befriedigten Leidenschaften verschaffen, sind nie so viel werth gewesen, als die Ruhe einer Person, die nur ihren Pflichten ergeben ist.

Die Frauenzimmer haben nur eine sehr kurze Zeit durch ihre Reize zu gefallen. Wenn wir einmal vierzig Jahre alt sind, was hilft es uns schön gewesen zu sein, und noch zu sein? Die Grazien entfliehen mit der Jugend, und die Liebe mit ihnen. Man bemerkt mit Verdruß, daß man nicht mehr den nemlichen Eindruk des Vergnügens auf Mannspersonen macht, den man sonst machte, sobald man sich nur zeigte, und man verfällt in eine gänzliche Trostlosigkeit, wenn man nicht so klug gewesen ist, sich einen grossen Vorrath des Verstandes und

der

der Talente zu sammlen, der uns wegen der Verwüstungen der Zeit trösten kann. Es giebt Frauenzimmer, die thöricht oder glüklich genug sind, diese Verwüstungen nicht zu bemerken.

Um weise zu sein, ist es nicht genug, daß man gut denke; um weise zu sein, ists nicht genug, daß man gut handle. Was heißt denn also weise sein? Gut denken und gut handeln.

---

Hütet eure Zungen!
Das ziemt wohl den Jungen.
Stoßt den Riegel vor die Thür,
Laßt kein böses Wort herfür.
Laßt kein böses Wort herfür,
Stoßt den Riegel vor die Thür;
Das ziemt wohl den Jungen.
Hütet eure Zungen!

Hütet eure Augen,
Offenbar und insgeheim!
Laßt sie gute Sitten spähen,
Und die bösen übersehen!

Laßt sie gute Sitten spähen
Und die bösen übersehen,
Offenbar und insgeheim!
Hütet eure Augen!

Hütet eure Ohren,
Oder ihr seid Thoren!
Laßt ihr böse Worte in,
Das verderbet euch den Sinn.
Das verderbet euch den Sinn,
Laßt ihr böse Worte in.
Seid ihr keine Thoren,
Hütet eure Ohren.

Hütet wohl die dreie!
Leider allzufreie
Zungen, Augen, Ohren sind,
Schalkisch oft, zu Ehren blind.
Schalkisch oft, zu Ehren blind,
Zungen, Augen, Ohren sind
Leider allzufreie;
Hütet wohl die dreie!

Walther von der Vogelweide.

Fräu-

Fräulein laßt euch nicht verdriessen
Meine Rede, ob sie Gefüge sei:
Wisset, daß ihr schöne seid!
Habt ihr, so wie ich wähne,
Güte bei eurer Schöne!
Gott, was dann für Ehre an euch liegt!

Ich will euch zu reden gönnen,
Sprechet, was ihr wähnet,
Das an mir zu tadeln sei.
Redet frei!
Ich weiß, ob ich schöne bin:
Gerne hätt ich Weibes Güte,
Lehrt mich, wie ich die behüte;
Schöner Leib der taugt nicht ohne Sinn.

Fräulein, das will ich euch lehren,
Wie ein Weib in der Welt leben soll.
Gute Leute sollt ihr ehren,
Minniglich ansehn und grüssen wohl.
Aber nur einem sollt ihr euren Leib
Geben für eigen um den seinen.

Walther von der Vogelweide.

Viel oft in schönem Bilde sieht man leider falsche Liebe.

Erst sollt ihr spähen: Warum?
Wie, wenn, und wo, und wem
Ihr euer minniglichs Ja
So mittheilet, daß es sichs gezieme.
Sieh, Minne! sieh! Wer also spähet, der sei dein Kind,
Er sei Mann oder Weib,
Die andern du vertreib!

Derselbe.

Weil das Frauenzimmer alle Personen, die entweder schöner gebildet, oder kostbarer, als es selber, gekleidet sind, beneidet, und ihnen aus einer boshaften Rache Fehler andichtet, so muß man ihm sagen, daß die Schönheit, das Vermögen, und andere äusere Vorzüge von dem Schöpfer nach einem freien Belieben ausgetheilet würden; daß sie aber gleichwol nicht so wichtig wären, daß man über den Mangel derselben sich betrüben dürfte: und daß hingegen

Gott

Gott gegen alle Menschen unpartheiisch handle, und einem Menschen diese, andern aber andere Gaben gebe, die man durch Fleiß ausbessern, durch Tugend und Unschuld aber schmükken und zum Besten der Gesellschaft brauchen müsse.

Schaam und Maas sind zwo Tugenden,
Die geben uns Frauen hohen Preis.
Läßt sie Gott leben in deiner Jugend,
So grünet deiner Glükseligkeit Reiß,
Du magst in Ehren dann werden greiß.
„Nun saget mir liebe Mutter auch, ich bin dazu nicht zu weiß,
„Wie wilde Blikke sind gestalt't,
„Wie und wo ich sie meiden soll, daß sie mich machen nicht zu bald.

Es heissen wilde Blikke wohl
Wie ich zu Hofe gelehret bin,
Wenn ein Weib vor sich sehen soll,
Läßt sie die Augen fliegen hin,
Als wenn sie habe unsteten Sinn,
Und ohne Maas das geschieht; das ist ihrem Lobe ein schlechter Gewinn.

Die

Die Melder merken unsere Sitte.
Du zwinge die Augen desto besser, das rath ich dir,
Tochter, und bitte.

Welch Weib beständig auf und ab
Ihre Augen wirfet gleich einem Ball,
Und auch darunter lachet allzuviel,
Die preiset man für züchtig nie.
Mich dünket, daß der Jungfraun Muth,
Die ohne Furcht wird erzogen, nach ihren Geber-
den nur allzuoft thut.

Die Winsbekkinn.

* * *

Zwinget euch nicht wizzig zu scheinen, wohl aber bemühet euch um den Ruhm eines vernünftigen, artigen und tugendhaften Frauenzimmers.

* * *

Seid in eurer Aufführung über eure geringsten Geberden, Reden und Handlungen wachsam. So bleibt ihr vor schlimmen Nachreden sicher, und gewöhnt euch nichts unanständiges an.

Nehmet

* * *

Nehmet ein gefälliges, geschmeidiges Wesen an, damit euch iedermann vom Geringsten bis zum Größten lieben möge.

* * *

Verbannet von euch alles unverschämte, freie, stolze, trozzige und rauhe Wesen. Dadurch würdet ihr euch bei allen übrigen guten Eigenschaften unerträglich machen.

* * *

Vermeidet die Waschhaftigkeit. Redet von iedermann gut, oder entschuldiget wenigstens anderer Fehler. Könnt ihr sie aber nicht allemal ohne Nachtheil der Wahrheit und Tugend entschuldigen, so schweiget doch lieber davon stille, und machet euch wenigstens nie auf Kosten anderer eine Lust. Krankheiten verdienen Mitleiden, und keine Streiche sind empfindlicher, als welche die Ehre eines Frauenzimmers treffen. Dadurch werdet ihr vielem Verdrusse ausweichen, und andere gegen eure Schwachheiten nachsehend machen.

* * *

Vielleicht wär dies Geschlecht, das wir so gern belachen,
Der Zärtlichkeit der Edlen werth,
Bemühten wir uns mehr, das was die Geister ehrt,
Den ächten Schmuk der schönen Jugend,
Verstand und Wiz, Geschmak und Tugend
Mit ihm vertraulicher zu machen.
Sorgfältig sollte man in ihrer jungen Brust,
Noch eh sie sich recht fühlt, noch eh sich Seufzer heben,
Dem angebornen Zug zur Lust
Zum ächten Zug die Richtung geben.
Von Jugend auf mit Gellert wohl bekannt,
Durch die Empfindungen, die Klopstoks Lied belebt,
Von Kindheit ausgebildt mit denkendem Verstand
Den Fontenell' und Cramer unterhalten,
Wie reizend wäret ihr? Ihr würdet nie veralten.
Den Augen, die so wizzig sprechen,
Die so verräthrisch sind, wenn sich das Herz vergißt,

Würd'

Würd' ihren Glanz kein Alter schwächen;
Den Mund, den man so gern, so lang er blü-
het, küßt,
Wird man verblüht noch gerne küssen,
Wenn Scherz und Weisheit von ihm fliessen,
Vergeblich werden dann die Stuzzer euch bekrie-
gen,
Ihr lauft nicht mehr bei Federn in Gefahr,
Und Westen werden da nicht siegen,
Wo Seufzer, Brief, Sonnet, vergeblich war.

Wieland.

Was man einem jungen Frauenzimmer über den zärtlichen Punkt der Keuschheit ohne Nachtheil sagen kann, bestehet fast ganz allein darinn, daß man demselben die Reinigkeit eines Herzens, das gewürdigt werden soll, dermaleinst ewig in einer unzertrennlichen Gemeinschaft mit Gott zu stehen, über alles anpreise: daß man es zu einer lebendigen Erkenntniß der Allgegenwart Gottes bringe, daß man ihm den heiligen Lebenswandel unsers Erlösers vor die Augen mahle, daß man es mit einem grossen Abscheu

scheu gegen alle unanständige, zuchtlose und freche Handlungen und ausschweifende Reden des Pöbels erfülle, und ihm den Anblik unehrbarer Bilder, das Lesen schlimmer Bücher ꝛc. recht verabscheuungswürdig mache, doch aber auch dieses wieder mehr durch ein vorsichtiges Bezeigen, als durch verfängliche Beschreibung solcher Laster, die am sichersten diesen, dem Geiste Gottes geweihten, Herzen selbst dem Namen nach unbekannt bleiben. Ich entsezze mich, wenn ich eine Mutter neben den jungen Töchtern bei dem Lesen solcher Bücher antreffe, oder sie in einer Frauenzimmerstube neben dem Strikzeuge liegen sehe, darinnen schon der Anblik gewisser Wörter für unschuldige Herzen vergiftend ist. Aber eine Hochachtung von ganz besonderer Art bemächtiget sich meiner ganzen Seele, wenn ich in das Zimmer einer Mutter trete, um welche heilig bewahrte Töchter herumsizzen. Ich bin in einem Tempel; denn so ungezwungen und artig auch hier der Umgang ist, so wird doch nichts gehöret, nichts gesehen, was nicht selbst die Engel, diese reinesten Geister, hören und sehen dürften. Und dieser ehrwürdige Anblik einer reinen und unbefleften Tugend, wenn sie mit einem angenehmen

nehmen äusserlichen Wesen verbunden ist, breitet über alle Manieren einer jungen Schönen so was anmuthsvolles und himmlisches aus, daß die Tugend selber in der blühendsten und reizendsten Gestalt nicht holder oder verehrungswürdiger gedacht werden kann.

Ihr Schönen, ehrt den Werth, den die Natur
euch schenkte,
Erkennt den Reiz, den sie in eure Seelen senkte!
Wie daß des Vorurtheils und der Gewohnheit
Macht
Euch um den schönsten Theil von eurem Schmuk
gebracht?
Der Seelen schönste Kraft (die Hofnung solcher
Früchte!)
Erstikt im frühen Keim; die Sorge fürs Gesichte
Verdient sie eure Zeit? Seid ihr vielleicht allein
Um unsrer Augen Lust, so lang ihr blüht, zu
sein?
Ein Stuzzer oder Mops, kaum gut genug zum
Scherzen,

Sind die ein würdig Ziel der Wünsche schöner Herzen?
Dem leuchte nie der Tag, sein Ruhm sei stets entehrt,
Der euch, ihr Schönen, einst des Fächers Kunst gelehrt;
Der euch dem jungen Herrn, der ohne Seele lachet,
Dem stolzen Federhut und Westen hold gemachet,
Und euer fühlend Herz auf ein vergoldtes Band,
Auf krausgezwungnes Haar die Augen hingewandt,
Die Augen, welche sich so seelenvoll verklären,
Wenn sie Zayrens Kampf mit edlen Thränen ehren.
Wie dauert mich der Mund, Lucindens schöner Mund,
Der uns so reizend schien, eh er noch offen stund,
Der Mund, der, wenn ihn Geist und muntrer Wiz bewegt,
Entzükte Weisen selbst zu euren Füssen legt!
Wenn ieder seufzt, der kaum ihn hat bewundern müssen,
Sobald er Miene macht, sich redend aufzuschliessen.

Wieland.

Ich

Ich bin kein Freudenhasser, der alle sinnliche Freuden, die uns der gute Gott auf dem Lebenspfad hingestreuet hat, für Gelegenheit zur Sünde — oder wol gar — für Sünde selbst hält; ich gesteh es, daß ich vor Zeiten sehr gerne getanzt habe, und noch immer gerne tanzen würde, wenn ich es nicht vergessen hätte; gesteh es, daß mir jener Bauer auf dem Berge Taurira sehr wohl gefallen habe, der es sich sein Lebenlang zu einer Regel gemacht, sobald sie des Abends gegessen, alle die Seinigen zum Tanz und zur Freude zusammen zu rufen; weil er glaubte — daß ein fröhliches und dankbares Gemüthe der beste Dank wäre, womit ein ungelehrter Bauer Gott danken könne — oder auch ein gelehrter Prälat, sezt Yorik hinzu — und ich — aber bald vergeß ich über diese captationem beneuolentiae die Sache selbst. — Was soll man sich von unsern deutschen Sitten, von unsern Gesezzen und von unserer Religion für einen Begrif machen, wenn man in manchen Gegenden von Deutschland an öffentlichen Orten Tänze duldet, die — nicht ein Ausdruk der Freu-

de — sondern der sinnlichsten Frechheit sind? — Wenn Jünglinge und Mädchen sich öffentlich vor den Augen der Welt in solchen Stellungen zeigen, die selbst den wollüstigsten Ausländer in Verwunderung sezzen? Wenn wir in die anmuthigsten Tänze der Ausländer solche unzüchtige Mienen hineinkünsteln, um der deutschen Jugend ein Vergnügen zu machen?

Ich würde mich nicht so verwundern, wenn bloß der niedrigste Pöbel daran einen Geschmak *fände*: aber mein Herz möchte mir brechen, wenn ich den bessern und gesittetern Theil der Nation sich dadurch verunehren sehe — du Jüngling — und du, Mädchen, die ihr auf öffentlichen Tanzsälen der sinnlichsten Wollust auf eine solche Art opfert — lasset die Musik schweigen, gehet auf den öffentlichen Markt hin, und zeiget euch den Augen der Vorübergehenden in solchen frechen Stellungen, ich wette — man wird euch für die nichtswürdigsten Kreaturen halten, und die Gassenjungen werden euch mit Kothe werfen.

Sattler in der Husarenbeute.

O süsse, reizende Unschuld! welch ein Kleinod bist du in der Brust eines jungen Frauenzimmers! Was ist göttlicher, als ein edles, zärtliches und unschuldiges Herz! Was hat der Himmel unter allen seligen Geistern vorzüglichers, als ein zartes Gefühl von dem, was edel und gut ist, als eine unbeflekte Zuneigung und reine Begriffe? Engel werden weiß gekleidet, weil sie unschuldig sind, und ein unschuldiges Frauenzimmer ist die Lilie unter den Schönen.

v. Gerstenberg.

## Gemählde der häuslichen Glükseligkeit am Vorgebürge der guten Hofnung.

Man hält keine Spielgesellschaften am Kap, und giebt keine Besuche. Die Weiber wachen über ihr Gesinde, und ihre Wohnungen, wo das Geräthe immer in der grösten Sauberkeit gehalten wird. Der Mann besorgt die Geschäfte ausser dem Hause. Des Abends ist die ganze Familie beisammen, und geht, wenn der Landwind sich gelegt hat, spazie-

ren, um die frische Luft zu genieſſen. Geſchäfte und Vergnügungen ſind ieden Tag die nehmlichen.

Die zärtlichſte Einigkeit herrſcht hier unter den Verwandten. Der Bruder meiner Wirthinn war ein Bauer am Kap, der ſiebzig Meilen weit, ſie zu beſuchen, gekommen war. Der Mann ſprach kein Wort, und ſaß faſt beſtändig und rauchte ſeine Pfeife. Er hatte einen zehnjährigen Sohn mitgebracht, der ihm faſt gar nicht von der Seite wich. Der Vater ſtreichelte ihm die Wangen, und liebkoſete ihn, ohne mit ihm zu ſprechen. Das Kind, ſo ſtokſtille wie der Vater, drükte die ſtarken Hände des Alten zwiſchen die ſeinigen, indem es ihn mit Augen voll kindlicher Zärtlichkeit anblikte. Dieſer Knabe war dorfmäßig angezogen. Ein Anverwandter von ihm und von gleichem Alter, zierlich gekleidet, wohnte in demſelben Hauſe. Dieſe beiden Kinder giengen in gröſter Vertraulichkeit mit einander ſpazieren. Der Bürger verachtete den Bauern nicht, er war ſein Vetter.

Ich habe die Demoiſelle Berg, in einem Alter von ſechzehn Jahren, allein einem anſehnlichen Hauswesen vorſtehen ſehen. Sie empfieng die Fremden, wachte über die Dienſtboten, unterhielt die Ordnung in einer zahlreichen Familie, und das

mit einem immer zufriednen Wesen. Ihre Jugend, ihre Schönheit, die Annehmlichkeit ihrer Person, die Eigenschaften ihres Charakters, vereinigten alle Stimmen zu ihrem Lobe; aber ich habe nie wahrgenommen, daß sie auf diesen einhelligen Beifall gemerkt hätte. Als ich einmal zu ihr sagte, sie habe viele Freunde, antwortete sie, ja, ich habe einen grossen, meinen Vater.

Das Vergnügen dieses Rathsgliedes bestand darinne, wenn er des Abends von seinen Geschäften nach Hause kam, sich mitten unter seine Kinder zu sezzen. Diese sprangen an seinen Hals, die jüngsten umfaßten seine Knie; sie nahmen ihn zum Richter in ihren kleinen Streitigkeiten oder Ergözzungen, indeß die älteste Tochter, die einen entschuldigte, die andern lobte, allen lächelte, und so die Freuden dieses väterlichen Herzens verdoppelte. Ich glaubte die Antiope des Idomeneus zu sehen.

Dieses Volk, zufrieden mit der häuslichen Glükseligkeit, die die Tugend verschaft, hat sie noch nicht aufs Theater und in Romane gebracht. Es giebt keine Schauspiele am Kap, und man begehrt sie nicht. Treue Gattinnen, wohlerzogene Kinder, glükliche Dienstboten, stellen einem iedeu in

seinem Hause die rührendsten Auftritte dar. Dies sind Freuden, die keine Erdichtung verschaffen kann. Solche Gegenstände geben nicht viel Stof zum Gespräche, auch spricht man hier wenig. Es sind Leute von einem melancholischen Wesen, die lieber empfinden, als vernünfteln. Vielleicht haben sie auch, weil nichts vorfällt, nichts, wovon sie reden könnten. Immerhin sei der Geist leer, wenn nur das Herz voll ist, und die süssen Aufwallungen der Natur es in Bewegung bringen, ohne erst dazu durch die Kunst, oder den Zwang eines falschen Wohlstandes aufgefodert zu werden.

Wenn die Mädchen am Kap ihr Herz gerührt fühlen, so gestehen sie es offenherzig. Sie sagen, daß sie die Liebe als eine natürliche Leidenschaft ansehen, die die Wollust ihres Lebens ausmachen, und sie für die Gefahr entschädigen soll, die sie als Mutter auszustehen haben. Aber sie wollen sich den Gegenstand aussuchen, den sie auf immer lieben sollen. Wir werden, sagen sie, als Frauen die Banden ehren, die wir uns als Mädchen knüpften.

Sie machen kein Geheimniß aus der Liebe, sie drükken sie aus, wie sie sie empfinden. Sind sie geliebt, so werden sie auch öffentlich allen andern vor-

vorgezogen. Für sie sind die holdesten Blikke, die zärtlichsten Begegnungen, alle die schmeichelhaftesten Zeugnisse einer entschiedenen Gunst. Ich habe die Demoiselle Stedling die Abreise ihres Geliebten beweinen sehen; ich habe gesehen, wie sie unter vielen Seufzern ihre Geschenke zurecht machte, die ihm als Pfänder ihrer Zärtlichkeit bestimmt waren. Sie suchte keine Zeugen dazu, aber sie floh sie auch nicht.

Diese ehrliche Weise krönet gemeiniglich eine glükliche Heirath. Die Jünglinge gehen mit ähnlicher Freimüthigkeit zu Werke. Sie kommen, ihre Versprechungen zu erfüllen, aus Europa zurükke, mit dem neuen Verdienst einer überstandnen Gefahr, und einer durch Abwesenheit geprüften Zärtlichkeit. Hochachtung gesellt sich zu der Liebe, und nährt das ganze Leben hindurch in diesen standhaften Seelen die Begierde zu gefallen, die man anderswo nur für Fremde in Ausübung gebracht siehet.

## Reise eines königl. franz. Officiers nach den Inseln Frankreich und Bourbon.

* * *

Enkelinnen, euch reize Thryphänens Beispiel!
Auch ihr lebt
Unter Heiden. Mit jener gereinigtern edleren
Liebe,
Welche Tugend ist, liebte Tryphäna. Was schön
ist und schäzbar,
Hatte der Jüngling; allein ein Heide war er, ent-
schlossen,
Es zu bleiben! Tryphäna befürchtet viel von des
Jünglings
Leichtgewandten Beredsamkeit; mehr noch von
seiner Liebe;
Alles von ihrer! die überwindet sie! heitere
Freude
Wird, schon hier, die Belohnerinn ihres frommen
Entschlusses:
Sich, die unsterblich einst ist, in diese Gefahr nicht
zu wagen.

Klopstok.

* * *

Persis war der Zärtern eine, die durch geheime
Ungesagte Leiden ihr Gott zur ewigen Ruh
führt.

Aber

Aber in ihrer Bekümmerniß Thränen mischten des
Himmels
Heilende Thränen sich, wenn sie im stillen Gebete
zu Gott rief.
Derselbe.

Sanft von Natur, noch sanfter aus Pflicht, die
beste der Mütter
War Thryphosa. Von Kindern umringt, erzog
sie die Kinder
In der Religion des Gottversöhnenden Todes.
Nicht zu ermüden, und unerschöpflich an Künsten
der Klugheit,
That sie ihr Werk und ward der Gemeine Jesu
zur Stüzze,
Ohne Vermuthung, sie seis! Sie hatte den lezten
der Söhne
Kaum geboren, da starb sie mit Thränen: Ach
könnte sie diesen
Auch erziehn! — Sie weinte und starb! Des
Ewigen Segen
War auf ihre Kinder gekommen. Die Aeltsten
erzogen
Diesen Jüngsten. Er ward ein Märtirer. Sera-
phim führten
Ihn

Ihn aus den Armen des Todes ihr zu. Da weinte die Mutter;

Aber andere Thränen, als die am geöfneten Grabe!

Derselbe.

# Charakter der Antiope, Tochter des Idomeneus.

Antiope ist sanft, voll edler Einfalt, weise. Ihre Hände verachten niemals die Arbeit; sie sieht weit voraus, und sorgt für alles: sie weiß zu schweigen und ohne Uebereilung zu handeln. Zu ieder Zeit ist sie beschäftigt, und geräth nie in Verwirrung, weil sie alles zu rechter Zeit thut. Die gute Ordnung in dem Hause ihres Vaters ist ihr Ruhm; sie ist mehr dadurch als durch ihre Schönheit geschmükt. Ob sie gleich die Sorge über alles, und den Auftrag hat, zu bessern, zu verweigern, zu sparen, (Dinge, durch die fast alle Frauenzimmer sich ordentlicher Weise verhaßt zu machen pflegen) hat sie sich doch iedermann im Hause liebenswürdig zu machen gewußt. Und dies kömmt daher, weil man bei ihr weder Leidenschaft, noch Eigensinn, noch Laune, wie bei andern Frauenzimmern, findet. Mit einem Blikke weiß sie sich

zu verstehen zu geben, und man fürchtet sich, ihr zu mißfallen. Ihre Befehle sind genau und bestimmt. Sie befiehlt nichts, was sich nicht ausführen läßt. Sie tadelt mit Güte, und weiß durch ihren Tadel selbst aufzumuntern. Das Herz ihres Vaters ruht auf ihr, wie ein von den Strahlen der Sonne gedrükter Wanderer auf dem weichen Rasen im Schatten ruht. — So wie ihr Körper, schmükt sich ihr Geist nie mit eitler Zierrath. Sie weiß ihre Einbildungskraft, so lebhaft auch dieselbe ist, im Zaum zu halten; sie redet nie, wenn es nicht die Nothwendigkeit erfodert, und wenn sie den Mund eröfnet, so fliessen die süssen Ueberredungen und die ungekünstelten Grazien von ihren Lippen. Sobald sie redet, schweigt iedermann, und sie erröthet darüber. Wenig fehlt, daß sie nicht unterdrükt, was sie hat sagen wollen, wenn sie wahrnimmt, daß man ihr so aufmerksam zuhöret.

Fenelon im Telemach.

In den Moden muß man sich nach den meisten richten, und sich immer hüten, Aufsehen zu machen. Auf beiden Seiten ist das äusserste zu vermeiden; denn beides ist auffallend. Jeder kluger

Mensch

Mensch wird es bei den Moden machen, als wie bei der Sprache; niemals affectiren, und ohne allzugroßen Eifer die Veränderungen mitmachen, die die Gewohnheit einführt. Meine Meinung ist nicht, daß man es denen nachmache, die immer in der Mode etwas zu verbessern haben, und denen es leid sein würde, wenn andere in dieser Ausschweifung, in die sie verliebt sind, weiter sein würden, als sie: aber mich dünkt doch, es ist einmal nicht gut, man mag auch sagen, was man will, wenn man das hartnäkkig flieht, was alle andere Leute nachmachen. Moliere.

* * *

Wenn ich iemand Uebels von einem andern reden höre, so ist mirs, als ob mein eignes Herz mit einem Dolche durchbohrt würde. Hör ich aber iemanden Gutes reden: so macht mir seine Rede so viel Vergnügen, als der Wohlgeruch, den die süßdüftendsten Blumen aushauchen.

* * *

Wie schön und liebenswürdig ist nicht der Pfirsichbaum im Frühling! Welch eine angenehme Vermischung von Laub und Blüthen! — So ist die Neuvermählte, die man zur Wohnung ihres

Gatten

Gatten führet, wo sie ihrem Gesinde seine Arbeiten vertheilet, und durch ihr eignes Beispiel es zum Fleiß und zur Tugend ermuntert.

## Fragmente der chinesischen Dichtkunst.

* * *

Wenn du gerne lachen willst, (aber auf deine eignen Unkosten) so erkühne ich mich, dir diesen seltsamen Rath zu ertheilen: — „Suche die stille Einsamkeit, und lies deine Bibel, um fröhlich zu werden.„ — Dort findest du eine Menge Wahrheiten von bewährter Kraft, die Ruhe wieder herzustellen. Ach! schäzze sie doch darum nicht geringer, weil sie vom Himmel eingegeben worden, wie du und deine Genossen zu thun geneigt und stolz sind. Wär es gleich nicht eingegeben, so würde jenes lehrreiche Buch dennoch stets der Zeiten Schaz und der Weisen Bewunderung geblieben sein. Young.

* * *

Ich habe mich oft über etliche Leute gewundert, die von allem, was in den gewöhnlichen Autoren nur einigermassen erhaben ist, immer entzükt werden, und doch keinen Geschmak an den schönsten Zügen von dieser Art, die in unsern heiligen

ligen Schriften so häufig zu finden sind, zu haben scheinen. Wie reich sind nicht diese am Grossen und Erhabenen! Sie sind es so sehr, daß wir daraus schliessen könnten, daß wir nicht nur mit Lebren, sondern auch mit einer Sprache vom Himmel gesegnet worden. Man braucht diese heiligen Bücher nur mit einer gemeinen Achtung zu lesen, um zu erkennen, daß sie die grösten Meisterstükke der Beredsamkeit in sich enthalten. Ja, dort sizt die Beredsamkeit, neben dem Throne der Wahrheit, in ihrem edelsten Schmukke, und mit einer Miene, die uns zugleich mit Ehrfurcht und Vergnügen durchdringt.

Spence.

* * *

Wenn man in den Werken eines Miltons oder Klopstoks Stellen antrift, denen man aus allen Dichtern der alten und neuern Zeiten nichts an die Seite sezzen kann: so haben sie diese Vorzüge bloß den Vorzügen der Offenbarung vor allen menschlichen Werken zu danken.

Nordischer Aufseher.

Lesebuch

St.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmitt, Friedrich

Lese-Buch fürs Frauenzimmer

Bd.: 2

Flensburg [u.a.] (1775)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- S 931 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11278475-2
VD18 80441947-001